

OBST



Keine Texte

OBST (1976 mit vollem Namen als Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie gegründet) nimmt Sprache in ihren systematischen, historischen, praktischen, didaktischen und kulturellen Dimensionen in den Blick. Als sprachwissenschaftliche Zeitschrift möchten wir Sprache in ihren Praxiszusammenhängen darstellen, reflektieren und begreifen, um die Prinzipien und Wirkungsweisen sprachlichen Handelns transparent zu machen und die Relevanz von Sprache für gesellschaftliche Praxis aufzuzeigen.

OBST

2024

103

Keine Texte

Herausgegeben von
Steffen Pappert und Kersten Sven Roth

Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)

Redaktion	Bettina M. Bock (Köln) Manuela Böhm (Karlsruhe) Jürgen Erfurt (Frankfurt/Main) Christiane Hohenstein (Winterthur) Steffen Pappert (Duisburg-Essen) Martin Reisingl (Wien) Ulrich Schmitz (Duisburg-Essen) Constanze Spieß (Marburg)
Redaktionsbeirat	Joachim Gessinger (Potsdam) Eduard Haueis (Heidelberg) Franz Januschek (Oldenburg) Arne Krause (Hamburg) Angelika Redder (Hamburg) Heike Roll (Duisburg-Essen)
Anschrift der Redaktion	obst-redaktion@uni-marburg.de
Lizenz	CC BY-NC-ND 4.0 (Creative Commons, Namensnennung - nicht kommerziell - keine Bearbeitung)
OBST im Internet	https://journals.uni-marburg.de/obst/index www.linse.uni-due.de
Unsere seit Jahren bewährte Praxis	Alle Beiträge werden von den HerausgeberInnen eingeworben, unabhängige GutachterInnen entscheiden dann über die Annahme der Beiträge

Bibliographische Information der deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Angaben sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

ISSN	0936-0271 Universitätsbibliothek Marburg 2024
DOI	https://doi.org/10.17192/obst.2024.103 Published online 18-06-2024
Umschlag: Satz und Layout: Bildnachweis:	Steffen Pappert/Joachim Gessinger LEXAT Satz & Text, Potsdam S. 9: 'Voller Erwartung', Kristin Kuck

Inhaltsverzeichnis

STEFFEN PAPPERT/KERSTEN SVEN ROTH	
Keine Texte	7
ULLA FIX	
„Texte“ – „Keine Texte“ – „Nicht-Texte“ – „Dennoch-Texte“?	11
BERNHARD SCHRÖDER	
Leere Rahmen: eine Frame-Hierarchie für <i>keine Texte</i>	31
ULRICH SCHMITZ	
Schriftlich Schweigen. Spur & Rhythmus	47
HEIKO HAUSENDORF	
Das Schweigen der Texte. Über Lesbarkeitsvakanz in der Kommunikation mit und durch Schrift	67
SINA LAUTENSCHLÄGER	
Über das bedeutsame „Nichts“. Schweigen in Messenger-Kommunikation	91
TILO WEBER	
Texte ohne Worte – an den Grenzen von Sprache in bildender Kunst, Literatur und Musik	121
CORINNA SCHLICHT	
Textverweigerung als literarisches Verfahren – Versuch einer Typologie.	137
FRIEDRICH MARKEWITZ	
„Es gibt wirklich ein Grauen, das sich der formenden Hand des Dichters wider- setzt“. Reflexionen der textuellen Nicht-Erfassbarkeit und der Nicht-Texte der Shoa anhand von Hinweisen aus Texten des Gettos Litzmannstadt	155
MELANI SCHRÖTER	
Metasprachliche Bezüge auf „keine Texte“ als Indikatoren kommunikativer Normen und ihre Funktion in britischen Parlamentsdebatten	179
NINA JANICH	
Unbemerkt, übersehen, ignoriert – beiläufige Linguistic Landscapes an Wanderwegen	205

STEFFEN PAPPERT/KERSTEN SVEN ROTH

Keine Texte

Im November 2022 berichteten zahlreiche Massenmedien von den Demonstrationen der chinesischen Bevölkerung gegen die Null-Covid-Politik ihrer Regierung. Im Zuge der Berichterstattung wurde man aufmerksam auf eine ganz besondere Ausdrucksform des Protestes: weißes Papier, „auf dem nichts geschrieben stand, aber das dennoch eine Kraft entfaltete, von der sich Zehntausende im Land anstecken ließen“ (Zhao 2023). So avancierte jene Praktik gleichsam zum Symbol der Bewegung. Interessanterweise ist diese Protestform aber nicht neu, denn bereits kurz nach dem Angriff auf die Ukraine nutzten mutige Menschen in Russland leere Zettel, um ihren Unmut, aber auch ihre Sprachlosigkeit zum Ausdruck zu bringen. In beiden Fällen bauen die Protestierenden darauf, dass „jeder weiß, was da stehen sollte“ und vermitteln somit „eine Botschaft, die schwerwiegender ist, als der Text selbst es sein könnte“ (Fix 2023, 240). Bestätigt wird diese Vermutung nicht nur durch die (massen)mediale Akzentuierung dieser Protestform. Schlagzeilen wie „Der Protest der weißen Blätter“ (Steimer 2022) oder „Ein leeres Blatt, dessen Botschaft alle verstehen“ (Yiwu 2022) finden sich allenthalben. Auch die entsprechenden Reaktionen der Sicherheitskräfte vor Ort zeugen davon, dass die Botschaft ‚verstanden‘ wurde. Sind derlei Fälle aus textlinguistischer Perspektive erklärbar? Zweifelsohne! Dann nämlich, wenn man die zum Textverstehen relevanten nicht-sprachlichen Faktoren *Materialität*, *Medialität* und *Lokalität* (Fix 2008) sowie die *Vertrautheit* mit dem ‚Lektüre‘-Kontext (Hausendorf et al. 2017) hinzuzieht, die es – wie in den geschilderten Fällen – ermöglichen, auch aus nicht vorhandenen Texten Sinnhaftigkeit zu generieren.

Dieses Beispiel ‚textloser‘ Textkommunikation ist mitnichten ein Einzelfall. Vielmehr kennen wir eine Reihe von Situationen, in denen ‚keine Texte‘ unter bestimmten Umständen ebenfalls Bedeutungsangebote vermitteln können. Jene Situationen sind vielfältig und das Fehlen der Texte betrifft nicht unbedingt alle an der aus unterschiedlichen Gründen verhinderten Textkommunikation Beteiligten. Gemeinsam ist jenen Konstellationen, dass es augenscheinlich keine Texte gibt, die die jeweils an die Situation geknüpften Erwartungen erfüllen. Gleichwohl sind wir bisweilen in der Lage, aus den dadurch entstehenden Leerstellen entsprechende Schlüsse zu ziehen. Derlei Implikaturen gehören aus unserer Sicht durchaus zum Gegenstand textlinguistischer Überlegungen, vor allem dann, wenn man die kommunikative Praxis einer Gesellschaft mit all ihren Facetten als Teil einer empirisch fassbaren Textwirklichkeit begreift. Anders ausgedrückt: Jede Sprachgemeinschaft

verfügt über einen ihr eigenen *Texthaushalt*, der sich im Idealzustand dadurch auszeichnet, dass alle Texte, die in irgendeinem Zusammenhang vonnöten sind, analog oder digital zur Verfügung stehen. Das Repertoire des Texthaushalts, also die Textwirklichkeit, ist demnach breit gefächert und seit jeher Gegenstand der Text(sorten)linguistik. Zu jener Wirklichkeit zählen jedoch auch periphere Phänomene, die „vielleicht schon jenseits der Sprache liegen“ (Hausendorf 2022, 111). Sie fristen bislang unter dem textlinguistischen Radar ein Schattendasein. Diese noch unerforschten Randbereiche des Texthaushalts, die sich einerseits durch ein Zuviel, andererseits durch ein Zuwenig an Texten auszeichnen, sind demnach Teil der kommunikativen Praxis unserer Gesellschaft.

Vor allem das Zuwenig ist Gegenstand des vorliegenden Heftes. Wir haben dieses Phänomen – bewusst plakativ – *keine Texte* genannt. Das damit verbundene Konzept ist facettenreich. In einer ersten Annäherung sind damit vorrangig ‚fehlende Texte‘ gemeint und die damit verbundene Frage lautet: Welche Texte fehlen unter welchen Umständen wem, warum und mit welchen Folgen? Die sich hernach herauskristallisierenden Leerstellen sind mannigfaltiger Art (vgl. Pappert/Roth 2022). Zu denken wäre etwa an eine konkrete Lektüresituation, in der keine Texte zumindest als *Anzeichen* beschreibbar sind, z. B. eine leere Litfaßsäule während der Corona-Zeit, die durch ihre „interpretative Nutzung zum Symptom wird“ (Keller 2018, 167), weil die Funktionalität des Fehlenden (einschließlich dafür prototypisch geeigneter Textsorten, Texturheber, Textrezipienten, Materialien und Formate) über die Kriterien Lokalität und Vertrautheit ableitbar ist. Ein anderer, wenn man so will positiver Fall, wären leere Tafeln, die uns bisweilen in Küchen oder sonstigen Wohnräumen begegnen. Findet sich darauf kein Text, müssen wir uns in der Regel um den Füllstand unseres Kühlschranks keine Sorgen machen und können uns anderen Dingen des Lebens widmen. Die Bandbreite unseres Konzeptes reicht aber weit über die ortsgebundene Textkommunikation hinaus. So finden wir beispielsweise im Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlich relevanten Diskursen ‚keine Texte‘, die vergleichbar den semantischen Leerstellen auf satz- und textsemantischer Ebene – hier aber als fehlende Texte – auf Diskursebene Sinnangebote vermitteln und als solche diskurssemantisch beschreibbar sind (z. B. dort, wo von einem Sportverband eine klare Stellungnahme zu Menschenrechtsverletzungen im Ausrichter-Land eines großen Sportevents eingefordert wird). In Betracht kommt auch der Bereich der internetbasierten Kommunikation, in der ‚keine Texte‘ in unterschiedlichsten Konstellationen von den Beteiligten interaktiv relevant gesetzt werden. Die angedeutete Liste denkbarer Leerstellen ließe sich problemlos fortführen, nur hat sich bislang kaum jemand damit beschäftigt.

Die Konzeption des Heftes ist darauf ausgerichtet, das hier skizzierte Spektrum um weitere Fälle zu ergänzen. Die Beiträge, die zum Großteil auf Vorträgen basieren, die in der Sektion Textlinguistik und Stilistik im Rahmen der Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL e.V.) 2023 gehalten wurden, beschäftigen sich aber nicht nur mit nicht, noch nicht und nicht mehr vorhandenen Texten in unterschiedlichen Handlungsbereichen. Vielmehr wird der Versuch unternommen, das weite, aber immer noch unbestellte Feld textueller Leerstellen in unserer kommunikativen Praxis zumindest

ansatzweise zu kartographieren, d. h. die Ränder des Texthaushalts systematisch zu erfassen und zu beschreiben. Damit einher gehen die aus unterschiedlichen Perspektiven hervorgehenden theoretischen Modellierungen des im Zentrum stehenden Phänomens ‚keine Texte‘. Dabei zeigt sich einerseits, dass die Diskussionen um den Textbegriff immer noch lebendig und fruchtbar sind. Andererseits stellt sich einmal mehr heraus, dass es sich lohnt, für bestimmte Erscheinungsformen der Textkommunikation theoretisch und methodisch einen Blick über den textlinguistischen Tellerrand zu wagen, um so den Gegenstand adäquat beschreiben zu können.

Zu den Beiträgen im Einzelnen:



Voller Erwartung

Literatur

- Fix, Ulla (2008) Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36 (3), 343-354.
- Fix, Ulla (2023) Überlegungen zur Erfassung einer Lingua Quinti Imperii aus semiotischer Sicht. Nichtsprachliche Formen und Verfahren des politischen Protestes. In: Roth, Kersten Sven/Wengeler, Martin (Hrsg.) *Krieg in der Ukraine. Essayistische Notizen zum Diskurs*. aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 19.2-3/2023, 233-242.
- Hausendorf, Heiko (2022) «Fix und fest»: Angebrachte und unangebrachte Texte. In: Bock, Bettina M./Pappert, Steffen/Škerlavaj, Tanja (Hrsg.): *Grenzgänge: Eine Spritztour durch Text-, Stil- und Zeichengefilde*. Festschrift für Ulla Fix. Berlin: Frank & Timme, 111-121.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017) *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuanfang zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Keller, Rudi (2018) *Zeichentheorie. Eine pragmatische Theorie semiotischen Wissens*. 2. Auflage. Tübingen: UTB.
- Pappert, Steffen/Roth Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i diskurs – text und diskurs* 16, 25-51 DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 22.04.2024].
- Steimer, Miriam (2022) *Der Protest der weißen Blätter*. Veröffentlicht am 27.11.2022. <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/corona-china-protest-shanghai-xi-jinping-100.html> [zuletzt aufgerufen am 11.04.2024].
- Yiwu, Liao (2022) *Ein leeres Blatt, dessen Botschaft alle verstehen*. Veröffentlicht am 29.11.2022. <https://www.zeit.de/kultur/2022-11/china-proteste-corona-lockdown-xinjiang-brand> [zuletzt aufgerufen am 11.04.2024].
- Zhao, Monja (2023) *Die Rückeroberung der Worte*. Veröffentlicht am 12.06.2023. <https://taz.de/Redefreiheit-fuer-Chinesinnen!/5937163/> [zuletzt aufgerufen am 11.04.2024].

ULLA FIX

‚Texte‘ – ‚Keine Texte‘ – ‚Nicht-Texte‘ – ‚Dennoch-Texte‘?

Abstract

Der Beitrag versucht, den in der Textlinguistik verwendeten Kategorien ‚kein Text‘ bzw. ‚Nicht-Text‘ und der von mir probeweise eingeführten ergänzenden Kategorie ‚Dennoch-Text‘ auf die Spur zu kommen. Mit dem kognitiven Ansatz der Betrachtung von Textrezeption wird die schon zeitig eingeführte Kategorie des Nicht-Textes überflüssig; denn alles kann, wenn der Rezipient es darauf anlegt, zum Text werden. Mit dem semiotischen Herangehen wird auch die gerade erst eingeführte Kategorie des ‚Dennoch-Textes‘ überflüssig. Deren Sinn (Das ist trotz erkennbarer Abweichungen doch ein Text) ist, dass ein Artefakt trotz möglicher Defizite als Text genügen kann. Die Begründung liegt im Semiotischen. Sie zu liefern wird der Schwerpunkt meines Beitrags sein.

The article attempts to describe the categories ‘no text’ and ‘non-text’ used in text linguistics and the category ‘nevertheless text’, which I introduced on a trial basis to come on track. With the cognitive approach to exploring text reception, the category of ‘non-text’, which was introduced early on, becomes superfluous, because anything can become a text if the recipient puts his mind to it. With the semiotic approach, the recently introduced category of the ‘nevertheless text’ also becomes superfluous. Its meaning (despite noticeable differences it is still a text) is that an artifact can suffice as a text despite possible deficits. The reason lies in semiotics. Provide it will be the focus of my post.

Keywords: ‚kein Text‘, ‚Nicht-Text‘, ‚Dennoch-Text‘, Kognition, Rezeption, Semiotik, Zeichen, kodal, multikodal

‘no text’, ‘non-text’, ‘nevertheless text’, cognition, reception, semiotics, sign, codal, multi-codal



Das weiße Blatt von Nishni Novgorod ¹

1 Textbegriff als Problem ‚Keine Texte‘

„Keine Texte“ war das Thema der Sektion „Textlinguistik und Stilistik“ auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik im Jahr 2023. Zentrales Anliegen der damals gehaltenen Vorträge, die nun in diesem Heft gedruckt vorliegen, sollte es sein auszuloten, so die Veranstalter der Sektion „Keine Texte“, Steffen Pappert und Kersten Sven Roth, im Einladungstext, „ob es nicht [...] eine Reihe von Situationen gibt, in denen ‚keine Texte‘² unter bestimmten Umständen [...] Bedeutungsangebote vermitteln können“, „ob nicht aus nichtvorhandenen Texten Sinnhaftigkeit zu generieren“ sein könnte. Mit dieser

¹ Quelle: <https://www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debatte/proteste-in-russland-eine-frau-haelt-ein-weisses-schild-hoch-und-wird-abgefuehrt-li.216795> (10.04.2024).

² Hier wird ‚keine Texte‘ als Bezeichnung der Kategorie gebraucht.

Frage wurde – jedenfalls nach meinem Verständnis – auch der Stellenwert eines bisher kaum hinterfragten, vielmehr für selbstverständlich gehaltenen Charakteristikums von Texten problematisiert – dass nämlich Sprachlichkeit (und *nur* diese) die unbedingte Voraussetzung für Textualität sei. Mit der anschließenden Frage des Einladungstextes, ob auch nichtsprachliche Zeichen (Medialität, Materialität, Lokalität, s. Abschnitt 4) einen Beitrag zur Texthaftigkeit leisten und „Bedeutungsangebote vermitteln können“, ob also auch sie zur kommunikativen Funktion, die Sprachtexte üblicherweise haben, etwas beitragen, ja – könnte man weiterdenken –, ob sie diese kommunikative Funktion unter Umständen sogar allein ausüben können, wurde eine entscheidende Erweiterung des Blickwinkels vorgenommen. Diese erlaubt es, in die Vorstellung von Text unvollständige, abweichende, durchaus auch nichtsprachliche Zeichenkonstrukte, sofern sie intendiert waren, als „Dennoch-Texte“³ einzubeziehen. Aus meiner Sicht ist diese Erweiterung angesichts des sich durchsetzenden multikodalen⁴ Verständnisses von Kommunikation dringend nötig geworden, zumal der schon lange vorliegende semiotische Textbegriff Posners (1991) den Blick in dieselbe Richtung lenkt (s. u.). Diese ersten Fragen der Tagungsveranstalter galten dem Wesen ‚keiner Texte‘ und bezogen sich auf die Lücken, die doch etwas aussagen. Gemeint war die Leistungsfähigkeit eines *unvollkommenen Zeichengebildes*, eines, bei dem im weiter unten behandelten Beispiel „Das weiße Blatt von Nishni Novgorod“ die Sprache – das in unseren Augen für die Kommunikation Wichtigste – fehlt, bei dem andere Faktoren – in diesem Fall Lokalität, Medialität und Materialität – aber wenigstens teilweise vorhanden und aussagekräftig sind.

Etwas später im Einladungstext wurde dann auch die bisher noch weniger beachtete, aber ebenso erkenntnisfördernde Frage gestellt, welches Bedeutungsangebot eine *gewollte Text-Leerstelle* vermitteln kann. Gemeint ist mit ‚Text-Leerstelle‘ nicht ein unvollständiger bzw. ungewöhnlicher Text, also kein ‚Dennoch-Text‘, sondern ein gänzlich fehlender, jedoch eigentlich erwartbarer Text. Es geht also um den Fall, dass etwas, was an sich zu sagen wäre, nicht gesagt wird. Dazu wird im Einladungstext weiter gefragt: „Welche Texte fehlen unter welchen Umständen wem, warum und mit welchen Folgen?“ Von den Antworten kann man Auskunft darüber erwarten, welche Bedeutungen diese Lücken allein schon dadurch vermitteln können, dass ihr Vorhandensein eigentlich erwartbar wäre. Auch das nennen die Veranstalter ‚keine Texte‘.

Es zeigt sich angesichts der eben genannten Fragen des Einladungstextes, dass der Ausdruck ‚kein Text‘ in zweierlei Bedeutung gebraucht werden kann. Aus meiner Sicht wird darüber hinaus deutlich, dass er um eine Kategorie ergänzt werden sollte:

3 ‚Dennoch‘ bedeutet: ‚Die Situation ist nicht die, die zu erwarten wäre/ist nicht die erwartete Situation‘. Man verhält sich aber so, als sei es die erwartete Situation. Also: Das Artefakt sieht zwar nicht wie ein Text aus, man nimmt es aber als einen Text und versteht, was gemeint ist.

4 Ich ergänze die von mir 2008 vorgeschlagenen Bezeichnungen für Textphänomene mit Zeichencharakter: ‚Medialität‘, ‚Materialität‘, ‚Lokalität‘ (Fix 2008, 4) sowie ‚Sprachzeichen‘ durch den Oberbegriff ‚Multikodalität‘, der alle diese Phänomene in ihrer Zeichenhaftigkeit zusammenfasst.

- (1) Zum einen kann ‚kein Text‘ bedeuten: **Hier ist kein Text**. Das heißt: Eine *Lücke, das Fehlen eines Textes* wird festgestellt.
- (2) Zum anderen kann ‚kein Text‘ die Bedeutung haben: **Das ist kein Text**, wie er sein sollte. Das heißt: Das Ungenügen eines Artefakts, eine (wie auch immer geartete) fehlende Qualität wird bemerkt.
- (3) Gegen die Bedeutung *Das ist kein Text, wie er sein sollte* steht die von mir eingeführte ergänzende Kategorie des ‚Dennoch-Textes‘. Man könnte sagen: *Das ist **doch** ein Text (auch wenn manches nicht so ist, wie es sein sollte)*. Dass ein Artefakt trotz möglicher Defizite als Text „durchgehen“, also genügen kann, verlangt eine Begründung, die im Semiotischen zu suchen ist. Dies zu leisten wird der Schwerpunkt meines Beitrags sein.

Ich werde mich im Rahmen dieses Aufsatzes auf die Kategorien 2 und 3 konzentrieren. Die in 1 angesprochene Vorstellung von fehlenden Texten, die doch etwas aussagen, lasse ich hier beiseite. Aufgrund ihrer Komplexität brauchte sie einen eigenen Aufsatz. In den Ausführungen zu 2 wird es um das Ungenügen von Texten gehen – ein Ungenügen, das den Textcharakter aber nicht aufhebt. Inwiefern das möglich ist, werde ich in den Erläuterungen zu 3 mit der Kategorie des ‚Dennoch-Textes‘ zu erklären versuchen. Es wird mir darum gehen zu zeigen, dass wir den Textbegriff auf eine vielfältige Zeichenhaftigkeit ausweiten und den Text grundsätzlich als ein übersprachliches semiotisches Gefüge betrachten sollten.

Dabei werde ich auch auf das Bildbeispiel aus Russland im Jahr 2022 eingehen, auf das sich die Veranstalter⁵ der Sektion in ihrer Einladung bezogen haben. Dieses mittlerweile oft zitierte Foto⁶ zeigt protestierende Menschen in Nishni Novgorod zu Beginn des russischen Überfalls auf die Ukraine. Eine der auf dem Foto zu sehenden Personen hält ein unbeschriebenes, weißes Papier hoch. Das gibt ihr die Möglichkeit, den Gebrauch des verbotenen Wortes *война* – *Krieg* – zur Bezeichnung der aktuellen Situation zu vermeiden. Eine andere Möglichkeit des Vermeidens war, statt des russischen Ausdrucks *Нет войны* – *kein Krieg* im Sinne von *Wir wollen keinen Krieg* – den englischen *Not War* zu verwenden, womit auch der Rezipientenkreis außerhalb des Landes einbezogen wurde. Nicht das Wort *war*, sondern das Wort *война* war bzw. ist verboten. Übersetzungstechnisch war wahrscheinlich nichts geregelt, insofern wird *war* nicht explizit verboten worden

⁵ Ich verwende bei Personenbezeichnungen im gesamten Text das (schon im Althochdeutschen vorhandene) generische Maskulinum als syntaktische, der Strukturierung und der Herstellung von Bezügen dienende, aber kaum mit einem etwaigen biologischen Geschlecht zusammenhängende Kategorie. Vgl. Trutkowski/Weiß 2023.

⁶ Quelle: <https://www.newsweek.com/russia-ukraine-war-invasion-protests-police-arrest-activists-holding-blank-signs-paper-1687603> und <https://www.dailymail.co.uk/video/russiaukraineconflict/video-2636651/Video-Russian-police-arrest-demonstrator-protesting-BLANK-SIGN.html> (19.04.2022). Ich beziehe mich mit meinen Ausführungen zu dem Bild von Nishni Novgorod auf Fix 2022.

sein. Oder man ersetze das verpönte Wort durch die Nennung der Kategorie, der es zuzuordnen ist: *два слова* (zwei Wörter). Anstelle des russischen Wortes *война* in *Нет войны* liest man also das russische Wort *слово*. Bei diesen Beispielen für das Vermeiden geht es um verschiedene *Verwendungsmöglichkeiten* von Sprache. Die nächste Möglichkeit der Vermeidung des Verbotenen ist dessen Mitteilung durch den *Ersatz* von Sprache. So fanden sich z. B. Plakate mit Sternchen für jeden Buchstaben der zwei Worte *Нет войны*: *** ***** Das beeindruckendste Verfahren ist aus meiner Sicht aber das Hochheben des unbeschriebenen Papiers, d. h. der völlige Verzicht auf sprachliche Zeichen und eine äußerste Reduktion der bildlichen Zeichen: weiß (im Sinne von *leer*) und Papierformat (Ort eines Textes).

Alle genannten Vermeidungsmöglichkeiten funktionieren nur, wenn die Beteiligten den Kontext kennen. So setzte die Person, die das Papier hielt, sicher zu Recht voraus, dass jeder wusste, was darauf stehen sollte: *Нет войны – Kein Krieg* im Sinne von *Wir wollen keinen Krieg* –, und sie vertraute darauf, dass hier auch das Fehlen des Sprachlichen einen semantischen Gehalt hat. Das leere, zum Ansehen hochgehobene Blatt vermittelt eine Botschaft, die noch eindrucksvoller ist, als der komplette Text selbst es sein könnte: Ein Verbot wird mitgeteilt. Dieses Verbot – Ausdruck des Totalitären – wird durch die Art der Präsentation gezeigt. Sie wirkt als Mitteilung darüber, dass die Wahrheit nicht verschwiegen werden kann, sondern dass sie auf vielfache Weise ihren Weg an die Öffentlichkeit findet.⁷

Sofern wir es gewöhnt sind, alle Zeichenarten im Blick zu haben, wissen wir, was den ‚Dennoch-Text‘ „Das weiße Blatt von Nishni Novgorod“ zum Text macht. Andere als sprachliche Zeichen leisten in diesem Beispiel auf der semiotischen Ebene einen Teil der Textkonstitution: die Farbe weiß, die für *leer* steht, und das Papierformat als eines der üblichen Formate eines Plakates sind entscheidend für das Textverständnis.⁸ Die Frage von Pappert und Roth nach der Existenz und gegebenenfalls nach dem Wesen unvollständiger Artefakte, die doch etwas aussagen, galt aus meiner Sicht vor allem der Leistungsfähigkeit eines Zeichengebildes, bei dem das in unseren Augen für die Kommunikation Wichtigste – die Sprache – fehlt. Für sie treten andere Faktoren ein – in diesem Fall Lokalität, Medialität und Materialität –, die wenigstens teilweise vorhanden und aussagekräftig sind. Damit sind wir bei der Kategorie der ‚Dennoch-Texte‘ angekommen.

Aus dem bisher Entwickelten ergibt sich, dass die Benennung ‚keine Texte‘ ergänzt werden muss. Um weitere Akzentuierungen vornehmen zu können, verwende ich zwei weitere Termini – den traditionellen Terminus des ‚Nicht-Textes‘ und den von mir bereits eingeführten Terminus des ‚Dennoch-Textes‘ – und erläutere sie im Vergleich zu ‚keine Texte‘.

⁷ Berichterstatter sprechen von zahlreichen Verhaftungen, die auf diese Art von Demonstration hin erfolgt sind.

⁸ Vgl. <https://www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debatte/proteste-in-russland-eine-frau-haelt-ein-weisses-schild-hoch-und-wird-abgefuehrt-li.216795> (16.06.2022).

- In der traditionellen textlinguistischen Klassifizierung gibt es schon seit den Anfängen, v. a. seit Harweg 1975, den Terminus ‚*Nicht-Texte*‘. Gemeint sind Wortfolgen mit „nicht pronominaler Verkettung“ (Harweg 1975, 376) auf der Textoberfläche, was mangelnde Kohäsion, mangelnde Kohärenz u. a. bedeuten kann.
- Mit dem Ausdruck ‚*Keine Texte*‘ kann das erkennbare Fehlen von Texten gemeint sein. In der Bestimmung von Pappert und Roth (2022) geht es darum, dass ein Text an einer in Frage kommenden Stelle nicht vorhanden ist und wir das Fehlen bemerken, dass es also „Situationen gibt, in denen wir Texte augenscheinlich und begründbar vermissen“ (Pappert/Roth 2022, 25). Wie bemerkt man aber an einer Leerstelle, dass etwas – eben ein Text – fehlt? Es braucht Zeichen, die dessen Erwartbarkeit deutlich machen. Solche Zeichen können z. B. spezifische Orte sein: eine nicht beklebte Litfaßsäule, ein nicht bestückter Aushangkasten, ein leerer Schilderhalter an der Tür eines Dienstzimmers.⁹ Wir wissen, oft markiert durch den Ort der Darbietung (Lokalität), um welche Textsorte es sich handeln könnte. Wir wissen nichts über den Inhalt, der mitgeteilt werden sollte, sind aber in der Lage, Vermutungen über den Grund für das Fehlen anzustellen, also zu fragen, „*Was sagt mir die Lücke?*“, und damit eine Situation eventuell besser zu verstehen.
- Einen Teil der Phänomene, die Pappert und Roth mit dem Ausdruck ‚keine Texte‘ gemeint haben, könnte man, wenn man unter semiotischen Vorzeichen vorgeht, als ‚*Dennoch-Texte*‘ klassifizieren. Deren Bedeutung ist (wie oben schon beschrieben): *Das ist doch ein Text (auch wenn manches nicht so ist, wie es sein sollte)*. Gemeint sind die in ihrer Textualität im Sinne des Wortes *frag-würdigen* Texte. Hier geht es zwar um vorhandene Zeichenfolgen, die aber unvollständig oder in irgendeiner Form abweichend vom zu Erwartenden sind und daher nicht zwangsläufig auf den ersten Blick als intendiertes Kommunikat, also als Text erkannt werden können. Wie bei „normalen“ Texten baut auch hier das Verstehen auf drei miteinander verbundenen Ebenen auf: Soweit vorhanden, geht es um das Erfassen der Textoberfläche (Wortlaut eines Textes, Satzsyntax usw. und natürlich nichtsprachliche Zeichen), um das Erfassen der propositionalen Textbasis (semantische Relationen zwischen Wortkonzepten) und den Aufbau eines mentalen Modells (im Text genannte Sachverhalte in Verbindung mit dem Vor- und Weltwissen).¹⁰ Das Einbringen des Vor- und Weltwissens hat bei ‚*Dennoch-Texten*‘ viel bewusster zu geschehen, da die Textoberfläche vom Üblichen abweicht und unvollständig ist.

⁹ Ausführlicher dazu Pappert/Roth 2022, 27-29.

¹⁰ Die Textoberfläche bildet die Grundlage für die propositionale Repräsentation, die wiederum den Aufbau eines mentalen Modells aktiviert, wobei die Repräsentationsmodi ineinander greifen (Christmann 2008, 1093).

Besonders wichtig ist gerade für das Verstehen von ‚Dennoch-Texten‘, dass Groeben und Christmann (1989, 185-186) auf der Basis von Neugiertheorien die Kategorie „motivationale Stimulanz“ (Groeben/Christmann 1989, 185) als wesentliches Element der Verstehensleistung und -optimierung einführen. Sie stellen typische Stimulantia zusammen, die den Erwartungen zuwiderlaufen bzw. die uns stützen lassen und daher dem Leseanreiz dienen (vgl. Groeben/Christmann 1989, 185). Das können oft erfahrungsgemäß auch nichtsprachliche Zeichen sein, z. B. Farben, Linien, Bilder. Diesen Stimulantia zu folgen ist ein Ansatz, der beim Verstehen unvollständiger bzw. abweichender Texte, also von ‚Dennoch-Texten‘, nützlich sein kann; denn motivationale Stimulanz führt dazu, mehr Vorwissen einzubringen, mehr Verstehensaufwand auch für nichtsprachliche Zeichen zu betreiben und mehr Fantasie einzusetzen, als es bei üblichen Texten nötig ist, um Verstehen zu erreichen.

Will man nun konkret werden und am Beispiel prüfen, ob ein Artefakt – z. B. in unserem Fall die Zeichenansammlung *weißes leeres Papier, rechteckig, etwa DIN A3, getragen von einer Person in der Öffentlichkeit in einer bestimmten Situation* – ein Text sei oder nicht, muss man zunächst einmal klären, welche Bedingungen das Artefakt erfüllen müsste, um ein Text zu sein. Beide Artefakte – der Sprachtext *Нет войны* und der Dennoch-Text „Das weiße Blatt“ – haben eine elementare Gemeinsamkeit, die die Frage nach Text oder Dennoch-Text überhaupt erst aufwirft, nämlich die, dass beide eine Kommunikationsintention erkennen lassen, d. h. dass sie Äußerungscharakter haben. Allerdings ist die Verwendung der verschiedenen Zeichenarten unterschiedlich verteilt – hier dominieren sprachliche/digitale Zeichen, dort dominieren nichtsprachliche/analoge Zeichen oder das sprachliche Element fehlt – wie in unserem Fall – völlig. Ist diese andere Gewichtung von Zeichenarten – nämlich die mögliche Dominanz der nichtsprachlichen Zeichen – und der dezidierte Einbezug von Leerstellen für sprachliche Zeichen ein Grund, solchen analogen und lückenhaften Äußerungen den Textcharakter abzusprechen? Angesichts der fehlenden Sprache auf dem weißen Blatt drängt unsere Textpraxis und Texterfahrung uns ja die Frage auf, ob Sprachlichkeit nicht eine *zwingende* Voraussetzung für die Existenz eines Textes ist. Das scheint unbestritten. Texte werden gemeinhin unhinterfragt als sprachliche Phänomene definiert (s. u.). Wir haben aber auch erfahren, dass uns das hochgehaltene weiße Papier etwas sagt, obwohl es völlig auf Sprache verzichtet. Und wir haben verstanden, dass bereits die durch Medialität, Materialität und Lokalität eines Textes gesetzten Zeichen Auskunft über das Mitzuteilende geben können. Dies gelingt jedoch nur, wenn man die Vorgeschichte des Textes – hier den weggelassenen Text *Нет войны* – kennt. Wir sehen, dass die Rezeption von Dennoch-Texten von der Wahrnehmung aller Zeichenarten und des Kontextes abhängt.

Fazit: ‚Dennoch-Texte‘ bilden die größte und wahrscheinlich theoretisch interessanteste Gruppe der von Pappert und Roth unter ‚keine Texte‘ gefassten abweichenden Texte. Die Auseinandersetzung mit ihnen fordert eine Erweiterung der Perspektive auf Zeichenhaftigkeit allgemein und entspricht damit dem wachsenden Interesse an Multikodalität. Dieser Gruppe wird nun meine Hauptaufmerksamkeit gelten.

2 ‚Text‘ und ‚Nicht-Text‘ – undefinierte Grundbegriffe

Wie verhalten wir uns zu der Frage, ob allein die erkennbare Intention, die Tatsache, dass etwas mitgeteilt werden soll, eine unvollständige Wortfolge zum Text macht? Die Antwort soll, bevor ich später genauer darauf eingehe, hier schon kurz gegeben werden. Wir gehen, Linke, Nussbaumer und Portmann folgend, davon aus, dass jede Satzfolge, da sie kohärent gelesen werden kann, als Text wahrnehmbar ist: „Wenn jemand eine Satzfolge kohärent deutet, ist sie ein Text. Oder, anders formuliert: Keine Satzfolge ist davor geschützt, als Text verstanden zu werden“ (Linke/Nussbaumer/Portmann 2004, 277).

- Letztlich gibt es also keine *sprachlichen* ‚Nicht-Texte‘, solange Rezipienten bereit sind, einer Wortfolge Sinn zuzusprechen, sie also als Mitteilung zu lesen. Dazu sind Rezipienten erfahrungsgemäß bereit.
- Nicht-Texte im Sinne von *Leerstellen*, also Texte, die erwartbar sind, aber fehlen, gibt es zweifellos. Wir können das zur Kenntnis nehmen und aus der Leerstelle eine Mitteilung ableiten. Der konkrete Text aber entzieht sich uns.

Daher können wir ‚Nicht-Texte‘ hier vernachlässigen und uns im Folgenden auf ‚Dennoch-Texte‘ konzentrieren. Wie beantworten wir die Frage, ob nicht nur sprachliche Zeichen, sondern jede zeichenhafte Äußerung – auch die nichtsprachlicher Art, sofern sie auf Kommunikation zielt – als Text gelten kann? Damit werde ich mich im Folgenden auseinandersetzen und die Auffassung begründen, dass auch nichtsprachliche Zeichen textkonstituierend sein können.

Mein Ausgangspunkt: Bei besonderer, oft durch Stimulantia motivierter Anstrengung ist ein Verstehen von ‚Dennoch-Texten‘ möglich. Allerdings unter der Bedingung, dass Informativität vermittelnde und auf Intentionalität hinweisende Zeichen (auch und besonders nichtsprachlicher Art) zu erkennen sind und dass die Rezipienten den Kontext, auf den Bezug genommen wird, kennen und aktivieren. Das gilt z. B. für das Foto aus Nishni Novgorod, bei dem die motivationale Stimulanz sicher politisch begründet ist. Das weiße unbeschriebene Papier als Textträger im Format einer Zeitung oder eines Plakats und die auf Lesbarkeit ausgerichtete Präsentation des Papiers durch Hochheben verweisen auf den ursprünglichen Text – also auf die Wortfolge *Нет войны* –, die eigentlich dort zu lesen sein müsste und die der Rezipient, will er den Text verstehen, kennen muss. Er muss für sich klären, ob und inwiefern eine solche Äußerung wie das leere weiße Papier in ihrem Kontext für ihn trotz ihrer Defizite Textcharakter hat, also Informativität und Intentionalität aufweist. Wenn dies der Fall ist, ist es ein ‚Dennoch-Text‘.

Die beiden hier neu eingeführten Kategorien – ‚Nicht-Text‘ und ‚Dennoch-Text‘ – bedürfen über das bisher Gesagte hinaus einer genaueren begrifflichen Klärung. Zu dieser kann man bei verneinenden Kategorien, wie sie die Kategorien ‚Nicht-Texte‘ und (indirekt) ‚Dennoch-Texte‘ sind, nur gelangen, wenn man sich auf das Verneinte und dessen Merkmale bezieht. Allgemein gesagt: Wollte man begründen, warum ein Artefakt – in unserem Fall die Zeichenansammlung *weißes leeres Papier, rechteckig, etwa DIN A3, getragen*

von einer Person in der Öffentlichkeit in einer bestimmten Situation – etwas *nicht* sei, – in unserem Fall *kein* Text – müsste man zunächst einmal klären, welche Bedingungen das Artefakt zu erfüllen hätte, um dieses etwas, ein Text, zu sein. Man braucht also erst einmal eine Textdefinition. Sie ist besonders nötig, um erfassen zu können, wodurch eine vom üblichen Textcharakter abweichende Zeichenfolge, also auch das weiße Blatt von Nishni Novgorod, dennoch als Text gelesen werden kann.

2.1 „Textbegriff“ – gegenwärtige Situation

Bekanntlich ist es bisher nicht gelungen, eine Textdefinition vorzulegen, die von den Vertretern verschiedener mit Texten befasster Richtungen der Sprachwissenschaft einhellig akzeptiert wird. Wir wissen um die nahezu unübersehbare Fülle von Textbestimmungen, von denen die Mehrzahl das Phänomen ‚Text‘ durchaus zutreffend, aber aus den verschiedensten Perspektiven erfasst, sodass Vergleichbarkeit nicht gegeben zu sein scheint. Wie geht man also vor?

Aus meiner Sicht muss man in einer solchen Situation die Vorstellung von der Existenz ‚undefinierter Grundbegriffe‘ heranziehen.¹¹ Dieser Ausdruck bezeichnet Denkfiguren der Wissenschaftstheorie, die sich darauf beziehen, dass die Begriffssysteme von Mathematik und Naturwissenschaften wie die von Gesellschafts- und Geisteswissenschaften auf ‚Grundlagenbegriffen‘ aufgebaut sind, die im wissenschaftstheoretischen Verständnis als elementar zu verstehen sind, d. h., die in ihrem Fach nicht definiert werden können (weil es noch nichts Terminologisches gibt, was der Definition dienen könnte). Vielmehr stellen sie die *Grundlage* von Begriffssystemen *sich herausbildender und bestehender Disziplinen* dar. Dass sie nicht definiert werden, ist nicht Ausdruck von Unachtsamkeit, sondern liegt, das ist die geltende Vorstellung, an ihrer grundsätzlichen Nichtdefinierbarkeit.¹² Man kann sich fragen, ob die Offenheit der ‚Grundbegriffe‘, die aus Sicht der terminologischen Exaktheit kritisch zu betrachten wäre, nicht doch ein Gewinn sein kann. Eine solche offene Denkform eröffnet verschiedene Denkwege und ist dadurch für einen Brückenschlag zwischen den Fächern prädestiniert. So ermöglicht sie z. B., wenn es um die Klärung des Textbegriffs geht, den bisher vernachlässigten Zugang zum Semiotischen. Es genügt eine Schnittmenge an Übereinstimmungen, um die Denkformen kompatibel und ein Gespräch über Fachprobleme möglich zu machen. Darauf beziehe ich mich nun, wenn ich einen kurzen Blick auf Textbestimmungen der Vergangenheit werfe.

Jeder Studierende lernt schon zu Beginn seines Studiums die Wichtigkeit von Terminologien und die Notwendigkeit des genauen Umgangs mit ihnen kennen. Termini markieren einen bestimmten, klar umrissenen, beim aktuellen Wissensstand nicht hin-

¹¹ Ausführlicher dazu in Fix 2022, 17-43.

¹² Hier stellt sich zwar die Frage, ob man nicht im konkreten Fall prüfen müsste, ob es sich wirklich um undefinierbare Grundbegriffe handelt oder ob man es möglicherweise nur versäumt hat, sich dem Definitionsversuch zu stellen. Beim Gegenstand ‚Text‘ ist das aber nicht strittig. Da hat es an Definitionsversuchen nicht gefehlt.

tergehbaren Standard. Es zeigt sich aber bei genauem Hinsehen, dass nicht alle Formen, in denen wir denken, als Termini definiert sind, sondern dass es auch implizite, nicht definierte Formen des Denkens, ‚Denkfiguren‘, gibt, die zum Erfolg führen. Die wichtigsten Beispiele sind die Metaphern der Wissenschaftssprache (vgl. Fix 2014) und die schon genannten ‚undefinierten Grundbegriffe‘¹³. Auch denen müssen Linguisten sich zuwenden.

Eine Möglichkeit für die Klärung dessen, was ‚Text‘ als undefinierten Grundbegriff ausmachen könnte, ist, sich sprachwissenschaftliche Textbegriffe möglichst vollständig vor Augen zu führen, nicht weil man sie übernehmen wollte, sondern um herauszufinden, ob es einen gemeinsamen Kern der überprüften Textbestimmungen gibt. Dieses Gemeinsame wäre dann ein solcher undefinierter Grundbegriff, eine Denkfigur oberhalb der Terminologie, in der die mit Text Befassten jeweils denken.

Was eint die verschiedenen Textbegriffe? In den sehr unterschiedlichen Textdefinitionen, die wir in der reichen Literatur zur Textlinguistik finden, fehlt, soweit ich es überprüfen konnte, der Bezug auf die Sprachlichkeit von Texten nie. Sprachlichkeit als Voraussetzung für Texte taucht auf in Lexika, also im Kontext der Vermittlung gesicherten Wissens. Als Beispiel sei aus Bußmanns Lexikon der Sprachwissenschaft (2002, 683) zitiert.

Text [lat. *textus* >Gewebe<, >Text<].

(1) Vortheoretische Bezeichnung einer formal begrenzten, schriftlichen Äußerung, die mehr als einen Satz umfasst [...].

(2) Als Grundbegriff der → Textlinguistik bezeichnet T. eine monologische, im prototypischen Fall schriftlich fixierte sprachliche Einheit, die insgesamt als sinnvolle kommunikative Handlung intendiert oder rezipiert wird.

Sowohl die Beschreibung der vortheoretischen Auffassung (1) als auch die von ‚Text‘ als „Grundbegriff der → Textlinguistik“ (2) beziehen sich auf Sprachlich-Kommunikatives als selbstverständliche Voraussetzung für die Existenz eines Textes. Sprachlichkeit wird in der Regel auch in Überblicksdarstellungen und Studienbüchern (diskutiert oder undiskutiert) vorausgesetzt, so, um nur einige zu nennen, bei de Beaugrande/Dressler (1981), Heine mann/Viehweger (1991), Klemm (2002), Hausendorf/Kesselheim (2008) und Adamzik (2016).¹⁴

Ebenso wird die Sprachlichkeit in Einzelstudien als Normalfall der Textualität behandelt. Das ist im Prinzip gerechtfertigt, zumindest wenn in Texten „klare Verhältnisse“ herrschen, d. h. wenn in ihnen Sprache vorhanden ist und diese sogar dominiert. Das Problem der ‚Dennoch-Texte‘ aber, die nun freilich „von Geburt an“ „unklare Verhältnisse“ aufweisen, wenig Sprachtext, manchmal auch gar keinen haben, bliebe bei dieser Herangehensweise ungelöst.

¹³ Hier beziehe ich mich partiell auf Fix 2015.

¹⁴ Mehr noch als alle anderen Einführungen bietet Adamziks „Textlinguistik“ 2016 eine umfangreiche und sehr differenzierte Auseinandersetzung mit dem Textbegriff, auf die aus Gründen des Umfangs hier nicht genauer eingegangen werden kann, die aber ungeteilte Aufmerksamkeit verdient.

Übereinstimmend und durchaus nachvollziehbar gehen Textbestimmungen in der Sprachwissenschaft also von der Sprachlichkeit der Texte aus. Darüber hinaus weisen sie aber große Unterschiede auf, etwa was die Untersuchungsinteressen, theoretischen Ansätze und methodischen Herangehensweisen betrifft. Es bleibt also nichts anderes übrig, als beim Suchen nach einer Textbestimmung damit zu rechnen, dass man auf einen undefinierten Grundbegriff stößt, und daher Knobloch (1990, 68) zu folgen, der auf das Wesen des Phänomens ‚Text‘ dezidiert eingeht und schlussfolgert, dass der Text „zu den aspektheterogenen und offenen Grundbegriffen der Sprach- und Literaturwissenschaft“ gehört. Es sind Grundbegriffe, „die nicht abschließend definiert werden können, weil ihre theoretische Produktivität vorwiegend heuristischer Natur ist und sich nur innerhalb bestehender Axiomatisierungen entfaltet“. Die Kategorie ‚Nicht-Text‘ als Verneinung der Kategorie ‚Text‘ ist demnach auch ein undefinierter Grundbegriff.

2.2 ‚Nicht-Text‘ – Vergangenheit und Ausblick

Beim Rückblick auf die Geschichte der Textlinguistik fand ich es überraschend, dass schon ganz in den Anfängen der Disziplin neben der Frage nach dem Wesen des Textes auch gefragt wurde, was ein ‚Nicht-Text‘ sei, und dass vor allem Harweg (1975) schon von Übergängen zwischen Texten und Nicht-Texten sprach. Das forderte zum Nachdenken über die Kategorie ‚Text‘ quasi aus der „anderen Richtung“ – von dessen Verneinung her – heraus, wurde allerdings niemals konsequent bis zu einer endgültigen Schlussfolgerung geführt. Man kann aber erkennen, dass es schon am Anfang (minimale) Ansätze in Richtung Multimedialität gab.

Schon 1975 erschien in *Folia Linguistica* VII der Aufsatz von Roland Harweg „NICHT-TEXTE, RUDIMENTÄRTEXTE, WOHLGEFORMTE TEXTE“¹⁵. Harweg verfolgte einen trasphrastischen Ansatz. Er führte die „pronominale Verkettung als dominierendes Textbildungsverfahren“ an, dem andere textbildende Verfahren wie „die konjunktionale Verknüpfung, bestimmte Wortbildungsarrangements, die Verteilung der Satzakkente, die Semanteme und die Entfaltung von Textthemen oder sogenannten Text-Makrostrukturen“ untergeordnet seien (Harweg 1975, 373). Bezüge auf Außersprachliches wie z. B. Situativität, Informativität und Intentionalität wurden nicht hergestellt.

Harweg (1975, 376) kam zu folgender Bestimmung: „NICHTTEXTE sind eine Satzfolge, deren Sätze nicht pronominal verkettet sind.“ Als RUDIMENTÄRTEXT gilt eine „Satzfolge, deren Sätze zwar pronominal verkettet sind, die aber die übrigen Textbildungsregeln entweder gar nicht oder nur teilweise beachtet“. Als WOHLGEFORMTER TEXT wird eine Satzfolge betrachtet, „die außer den pronominalen Verkettungsregeln auch die übrigen Textbildungsregeln beachtet“.

Wie die „übrigen Textregeln“ beschaffen sind, bleibt unscharf. Harwegs Fazit zu ‚Nicht-Text‘ lautet: „Ein Nichttext ist damit eine Satzfolge, deren Sätze Bestandteile VERSCHIE-

15 Majuskeln folgen der Schreibweise des Autors.

DENER Texte sind, und zwar verschiedener Texte, die nicht durch zitathafte Einbettung ineinander integriert sind“ (Harweg 1975, 376).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für Harweg der Textcharakter schon auf der Ebene der Kohäsion festgelegt ist. Dass dies nicht genügt, wissen wir auch deshalb, weil wir mittlerweile kognitionslinguistische Kenntnisse über Verstehensprozesse haben und daher darüber im Klaren sind, dass ein Rezipient, selbst wenn ihn dies besondere Verstehensmühen kostet, kaum darauf verzichten wird, auch eine rudimentäre Satzfolge als kohärent wahrzunehmen.

In ihren Anfangsphasen (1960/70er Jahre) war die Textlinguistik also, wie wir bei Harweg sehen, von einer satzbezogenen Perspektive dominiert und hatte Übergreifendes wie z. B. Textbedeutung, sprachliches Handeln, Kognitives nur bedingt im Blick. Die Diskussion über den ‚Nicht-Text‘ als eine Satzfolge, die Textkriterien nicht erfüllt, wird auch in den 80er Jahren noch mit einem transphrastischen Einstieg geführt, so z. B. bei de Beaugrande/Dressler. Die Autoren bleiben aber dabei nicht stehen. Folgt man ihrem Ansatz, so betrachtet man nach ihrem ersten Merkmal, dem der KOHÄSION¹⁶, Texte als miteinander verbundene Ketten von Sätzen, die folglich mit demselben Instrumentarium beschrieben werden können, das man auch für Sätze verwendet. Die Autoren nennen als geläufige Mittel der Herstellung von Kohäsion u. a. Tempus, Aspekt, Junktion, Satzperspektive, Pronominalisierung, Rekurrenz, Parallelismen und geben folgende Definition:

Das erste Kriterium [der Textualität, U. F.] wollen wir KOHÄSION nennen. Es betrifft die Art, wie die Komponenten des OBERFLÄCHENTEXTES, d. h. die Worte, wie wir sie tatsächlich hören oder sehen, miteinander verbunden sind. Die Oberflächenkomponenten hängen durch grammatische Formen und Konventionen voneinander ab, so dass also Kohäsion auf GRAMMATISCHEN ABHÄNGIGKEITEN beruht. (Beaugrande/Dressler 1981, 3-4)

Die weiteren Kriterien der Textualität sind für de Beaugrande und Dressler KOHÄRENZ, INTENTIONALITÄT, AKZEPTABILITÄT und SITUATIONALITÄT. Damit gehen sie weit über den transphrastischen Ansatz hinaus und liefern eine Matrix, von der sich viele der darauffolgenden Textbestimmungen anregen lassen und zu der sie sich kritisch oder zustimmend ins Verhältnis setzen. Nun ziehen die Autoren aber eine aus heutiger Sicht problematische Schlussfolgerung:

Wir definieren einen Text als eine KOMMUNIKATIVE OKKURENZ [...], die sieben Kriterien der TEXTUALITÄT erfüllt. Wenn irgendeines dieser Kriterien als nicht erfüllt betrachtet wird, so gilt der Text nicht als kommunikativ. Daher werden nicht-kommunikative Texte als Nicht-Texte behandelt. (Beaugrande/Dressler 1981, 3)

Problematisch ist an der eben zitierten Äußerung zu Text als kommunikativer Okkurrenz die Feststellung, dass die Nichterfüllung eines der Kriterien den Textcharakter überhaupt in Frage stelle. Das hat in vielen Auseinandersetzungen mit Textualität eine Rolle gespielt

¹⁶ Majuskeln nach der Schreibweise der Autoren.

(vgl. Adamzik 2004 und 2016). Wie oben schon angesprochen, kann aber bereits dieses erste Kriterium, verstanden als die grammatische Verknüpfung von Komponenten des Textes auf der Textoberfläche, durchaus unvollkommen realisiert sein, ohne dass wir als Rezipienten auf die Idee kämen, dadurch den Textcharakter der zur Rede stehenden Satzfolge in Zweifel zu ziehen.¹⁷ Denken wir nur an Texte, für die das reine Aneinanderreihen von Wörtern nichts Ungewöhnliches ist, denen morphologisch-syntaktische Elemente der Kohäsion ganz oder teilweise fehlen können, wie das z. B. in Gedichten der Moderne oder in Werbetexten der Fall sein kann. Das Kriterium der Kohäsion wäre in diesen Fällen nur unvollständig bzw. bei einem engen Verständnis von Grammatik als System morphologisch-syntaktischer Regeln gar nicht erfüllt. Ist ein solcher Text wirklich zwangsläufig nicht-kommunikativ und damit streng genommen kein Text mehr? Das würden wohl alle in unserer Kultur aufgewachsenen und mit Literatur vertrauten Sprachteilnehmer bestreiten. Nur so viel: Man muss diese strikte Forderung kritisch betrachten, weil, wie oben schon ausgeführt, die Erfahrung zeigt, dass Rezipienten durchaus auch Textangebote, die im Sinne der Kriterien defizitär sind, als Texte anzuerkennen bereit sind. Aus den Ausführungen der Autoren kann man ableiten, dass sie diese positive Rezeption mit der Existenz von „Ersatzfunktionen“ erklären. So kann für mangelnde KOHÄSION (Verbindungen auf der Oberfläche des Textes) KOHÄRENZ (Weltwissen) „einspringen“, so kann der Rezipient SITUATIONALITÄT (Kenntnis der Umstände eines kommunikativen Ereignisses) und INTENTIONALITÄT (z. B. Kenntnis der Funktionen von Textsorten) für mangelnde Kohäsion „einsetzen“, um die Satzfolge als Text verstehen zu können. Die Feststellung, dass der Textcharakter bereits beim Fehlen eines der Merkmale (Kriterien) beschädigt wäre, wird also von den Autoren selbst relativiert. Wie bereits ausgeführt, gilt die Schlussfolgerung, dass es Nicht-Texte nicht gibt, wenn Rezipienten die Äußerung als Text lesen *wollen*.

3 Nichtgesagtes und doch Verstandenes – ‚Dennoch-Text‘

Nach der Auseinandersetzung mit der Kategorie des ‚Nicht-Textes‘ im Sinne von *Hier fehlt ein Text* beschäftige ich mich nun genauer mit der zweiten Verstehensmöglichkeit, die ich dem Ausdruck ‚keine Texte‘ zuordne, nämlich mit ‚Dennoch-Texten‘ – im Sinne von *Das ist kein Text, wie er sein sollte*.

Wenn man auf die Beschäftigung mit Textualität zurückblickt, sieht man, dass sich die Herangehensweise an den Textbegriff, auch der Versuch, den Begriff ‚Nicht-Text‘ zu klären, ändert. Es gibt eine Entwicklung vom transphrastischen über den kognitiven hin zum semiotischen Ansatz.

¹⁷ Im Folgenden beziehe ich mich auf Fix 2013, 101-119.

1) Beginnen wir bei dem oben schon beschriebenen, eindeutig transphrastischen Ansatz von Harweg, der vom sprachlichen Charakter des Textes ausgeht: NICHTTEXTE¹⁸ sind eine „Satzfolge, deren Sätze nicht pronominal verkettet sind“ (Harweg 1975, 376).

2) Ihm folgt u. a. de Beaugrandes und Dresslers (1981) Auseinandersetzung mit Textualität. Im ersten Kapitel ihres Buches „Einführung in die Textlinguistik“ – „Grundbegriffe“ – finden wir folgendes Textbeispiel:

LANGSAM
SPIELLENDE KINDER

Bei dieser Wortfolge handelt es sich um ein in den USA gebräuchliches Verkehrszeichen. Die Autoren weisen darauf hin, dass wohl kein Rezipient die Wortfolge verstehen werde als Mitteilung, hier seien „träge Kinder“, die „beim Spielen langsam“ (Beaugrande/Dressler 1981, 3) sind, zu sehen. Vielmehr meinen sie, dass der Rezipient den Text wahrscheinlich in *langsam* und *spielende Kinder* unterteilen wird. Er wird annehmen, dass die Autofahrer die Geschwindigkeit reduzieren sollten, um die Kinder nicht zu gefährden.

De Beaugrande und Dressler gehen also davon aus, dass Sprachbenutzer im Prozess der Rezeption bemüht sein werden, der Aussage einen Sinn zuzuschreiben, d. h. auch, Mehrdeutigkeiten auszuschließen. Die Autoren rechnen damit, dass zwischen Kohäsion, Kohärenz auf der Sprachebene und den anderen von ihnen vorgeschlagenen übersprachlichen Textkriterien Interaktion stattfindet, die zum tatsächlich im Text Gemeinten führt. Diese Interaktion ist besonders nötig, weil wir es hier klar mit einem ‚Dennoch-Text‘ zu tun haben, mit einer zwar defizitär kohäsiven Wortfolge, der mindestens ein Prädikat fehlt, der man aber – gestützt durch die Kenntnis der Situation, durch die Herstellung intertextueller Bezüge u. a. – Information und Intention und damit Textcharakter zuschreiben kann. Was ein ‚Dennoch-Text‘ ist, wird mit entschiedenem Bezug auf die kognitive Leistung des Rezipienten bestimmt.

3) Heinemann und Viehweger (1991) vertreten zwar die klare Auffassung, Texte nur im sprachlichen Bereich verorten zu wollen, stellen aber zuvor die weiterführende, im Grunde über ihre Auffassung deutlich hinausweisende Frage nach Zweifelsfällen, welche zeigen, wie reich das Spektrum möglicher nicht rein sprachlicher Textauffassungen sein kann.

Ist ein Telefongespräch ‚Text‘ zu nennen? Oder ein Lied, ein Piktogramm, eine Lautsprecher-Durchsage auf dem Bahnhof? Sind Verkehrsampeln und ihre Lichtsignale, mit deren Hilfe doch auch Informationen vermittelt werden, ‚Texte‘? (Heinemann/Viehweger 1991, 13-14)

Interessanterweise taucht hier schon der Begriff des ‚Nicht-Textes‘ auf.

Eine Wissenschaft vom Text muss daher vor allem versuchen, Widersprüche bei der Begriffsbestimmung auszuräumen und Vagheiten abzubauen, indem Kriterien für die Abgrenzung von Texten und Nicht-Texten [...] ermittelt werden. (Heinemann/Viehweger 1991, 14)

18 Majuskeln folgen der Schreibweise des Autors.

Obwohl es das Grundprinzip ihres Herangehens ist, sich auf sprachliche Phänomene zu beschränken, halten die Autoren eine Betrachtung solcher nichtsprachlicher Elemente, wie sie in den oben zitierten Fragen genannt werden, „durchaus für notwendig“ (Heinemann/Viehweger 1991, 16). Sie

schränken aber den Textbegriff (auch unter Berücksichtigung des alltagssprachlichen Textverständnisses) *vorerst* (Hervorhebung U.F.) auf die Produktion und Rezeption von *sprachlichen* kommunikativen Signalen ein. Die Charakterisierung von Strukturen und Funktionen nichtsprachlicher kommunikativer Signale [...] kann daher derzeit noch nicht systematisch in unsere Darstellung eingebracht werden. (Heinemann/Viehweger 1991, 16)

Interessant ist, dass die Ablehnung des semiotischen Zugangs und damit die Verneinung der Erweiterung des Textbegriffs als *vorläufig* dargestellt wird. Das heißt wohl, dass die Autoren den semiotischen Zugriff für die Zukunft doch im Blick hatten, und passt zu der Tatsache, dass die Betrachtung verschiedenster Zeichen unter dem Vorzeichen des Semiotischen zumindest in der innerwissenschaftlichen Diskussion ihrer Zeit zunahm. Es passt jedoch nicht zu der 2010 von Heinemann publizierten entschiedenen, aber wenig begründeten Ablehnung eines übersprachlichen Zeichen- und Textbegriffs.

4) Im selben Jahr wie Heinemanns und Viehwegers Buch „Textlinguistik. Eine Einführung“, nämlich 1991, liegt mit Posners Aufsatz „Kultur als Zeichensystem. Zur semantischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe“ eine semiotische Textdefinition vor, die auf komplexe Zeichengefüge und komplexe Semiosen anwendbar ist, und die es erlaubt, Texte mit einem dominierenden Anteil an sprachlichen (digitalen) Zeichen und Texte mit der Dominanz nichtsprachlicher Zeichen (darunter analoge) als textuell gleichwertig zu behandeln und in Beziehung zueinander zu setzen. Es wird eine Textauffassung vorgestellt, die im deutlichen Gegensatz zu Heinemanns und Viehwegers Auffassung steht. Mit seiner Textdefinition akzeptiert Posner (1991) nämlich jedes Zeichengebilde als Text, das intendiert sowie mit einer Funktion versehen ist und auf Zeichenkonventionen einer Kultur beruht. Jedes Artefakt, d. h. alles vom Menschen unter diesen Bedingungen Hervorgebrachte, wäre dann ein Text. Artefakte, in denen mehrere Kodes einer Kultur mit einer einheitlichen Funktion zusammenwirken, sind als Ergebnis beabsichtigten Verhaltens, als semiotisches Ganzes, als Text zu betrachten.

Sowohl de Beaugrande/Dressler als auch Heinemann/Viehweger haben sich mit ihren Beispielen u. a. auf zeichenhafte Phänomene aus dem Verkehrsbereich bezogen. Das ist einleuchtend, weil zur Regelung des Verkehrs Mitteilungen nötig sind, deren Information und Intention eindeutig und klar sein sollten und schnell erfassbar sein müssen. Auch für Posners Textbegriff soll als ein Beispiel ein Text aus dem Verkehrswesen herangezogen werden. Es geht darum, dass ein Verkehrszeichen schneebedeckt, d. h. möglicherweise in

seiner Bedeutung nicht mehr erkennbar ist. Die Redaktion des Jura-Forums¹⁹ gibt eine klare juristische Beschreibung des Falls, wie das folgende Zitat zeigt

Verschnittene Verkehrsschilder: Muss man ein Schild beachten, das man nicht sehen kann?

[...] Fazit. Aus diesen Entscheidungen (Aufzählung von Gerichtsurteilen, U. F.) ergibt sich, dass ein Autofahrer ein verschneites Verkehrsschild normalerweise nicht zu beachten braucht, wenn er die für ihn relevanten Inhalte wegen der Bedeckung nicht sehen kann. Anders sieht die rechtliche Situation aus, wenn er die konkrete Bedeutung des Verkehrsschildes trotz der Bedeckung mit Schnee ausnahmsweise gut erfassen kann. Dies kommt dann in Betracht, wenn die äußere Form einen Rückschluss auf die konkrete Bedeutung zulässt. Typisches Beispiel ist etwa das Stoppschild, das mit acht Ecken versehen ist. Das Gleiche gilt für das Verkehrsschild *Vorfahrt beachten*, das aus einem umgekehrten Dreieck besteht und daher sehr auffällig ist. Das Andreaskreuz dürfte ebenfalls aufgrund seiner Form zu erkennen sein.

Hier sind es offensichtlich die Umriss der Schilder, die eine eindeutige Informationen liefern. Das Zeichen mit acht Ecken ist ein Stoppschild, das umgekehrte Dreieck fordert auf, die Vorfahrt zu beachten, das Kreuz mit zwei weißen Balken markiert den Gefahrenbereich ‚Bahnübergang‘. Selbst wenn das Wort STOP auf dem Stoppschild schneebedeckt ist, vermittelt das Schild die nötige Warnung.

Die Beispiele zeigen, dass auch auf nichtsprachlichem Wege – hier durch die Umriss der Textträger, also durch die Form – Informationen vermittelt werden können. Das entspricht Posners Auffassung, dass allen Elementen eines Artefakts Zeichenhaftigkeit zukommt. Es wirken zwangsläufig immer mehrere Codes einer Kultur mit einer einheitlichen Funktion zusammen. Solche Codes sind hier – in schneefreier Situation – neben den Umrissen der Textträger die Sprache und Typographie (z. B. Stoppzeichen), die Farbe (das Kreuz aus weißen Balken mit roten Enden) und – in jeder Situation – der Ort der Platzierung (z. B. Bahnübergang). Sie sind in ihrer Gesamtheit als intendierte, zeichenhaft vermittelte Information, d. h. als Text zu betrachten.

Wir sehen, hier kommen neue Gedanken in die Debatte um den Text. Posner betrachtet das Phänomen Text nicht als undefinierbaren Grundbegriff, sondern als semiotisch definierbar. Damit wird auch die Kategorie des ‚Dennoch-Textes‘ als lückenhaftes, abweichendes Phänomen überflüssig; denn gemeinsam bilden Zeichen verschiedenster Provenienz ein Ganzes und sind, aus dieser Perspektive gesehen, nicht mehr lückenhaft.

Es ist wohl deutlich geworden, dass in der Reihe der vorgestellten Textbestimmungen Posners semiotischer Textbegriff an erster Stelle stehen sollte. Im Gegensatz zu den anderen Bestimmungen ist er – terminologisch abgesichert – definiert. Er ist philosophisch begründet, logisch ausgebaut und konsequent anwendbar. Alles für die Definition Relevante wird berücksichtigt. Das heißt, alle in Texten zu findenden Zeichen, eben nicht nur die sprachlichen, werden mit ihrer spezifischen Leistungsfähigkeit und ihren spezifischen In-

¹⁹ Vgl. https://www.juraforum.de/news/muss-man-verschnittene-verkehrsschilder-beachten_254637 [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].

formationen ganz selbstverständlich einbezogen. So wird die Definition der gewachsenen Bedeutung von Multikodalität gerecht.

In den Textwelten der Gegenwart tritt so deutlich wie kaum jemals zuvor zutage, dass so gut wie alle Formen und Prozesse der Repräsentation und der Kommunikation nicht mehr bloß wortsprachlicher Natur sind. Visuelle Darstellungs- und Kommunikationsweisen aller Art [...] haben in allen medialen Umgebungen einen hohen Grad an Normalität erreicht [...]. (Hallet 2022)

Nur mit einem multikodalen Ansatz kann man die Frage, was denn überhaupt ein Text sei, zutreffend beantworten. Und erst dann kann man auf die nächste Frage, wann denn eine Äußerung aufhöre, ein Text zu sein, eine Antwort geben.

4 Fazit

- Mit dem kognitiven Herangehen an Texte wird der ‚Nicht-Text‘ überflüssig. Alles kann zum Text werden.
- Mit dem semiotischen Herangehen wird der ‚Dennoch-Text‘ überflüssig. Wenn Zeichen verschiedener Zeichenhaftigkeit zusammenwirken und ihre spezifischen Leistungen einbringen, wird man nicht mehr von Lücken sprechen; denn gemeinsam bilden Zeichen verschiedenster Provenienz ein Ganzes. So sind die vermeintlichen Lücken, gefüllt von nichtsprachlichen Zeichen, nicht mehr lückenhaft.
- Das Abweichen vom Erwarteten wird aus dieser Perspektive als erwartungsgemäß angesehen.
- Eine Auseinandersetzung mit Texten ist also nur als Betrachtung semiotischer, multikodaler Phänomene denkbar. Man braucht daher für die vollständige Untersuchung von Texten einen auf Nichtsprachliches erweiterten Zeichenbegriff und einen semiotischen Textbegriff. Der liegt uns mit der Posner’schen Textdefinition vor.

Quellen

<https://www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debatte/proteste-in-russland-eine-frau-haelt-ein-weisses-schild-hoch-und-wird-abgefuehrt-li.216795> [zuletzt aufgerufen am 24.04.2024].

https://www.juraforum.de/news/muss-man-verschneite-verkehrsschilder-beachten_254637. Autor: Harald Büring, Ass.jur. (Juraforum-Redaktion) [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].

Literatur

- Adamzik, Kirsten (2004) *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Tübingen: Niemeyer.
- Adamzik, Kirsten (2016) *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. 2. völlig neu bearbeitete, aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981) *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Bußmann, Hadumod (2002) *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3., aktualisierte u. erweiterte Ausgabe. Stuttgart: Kröner.
- Christmann, Ursula (2008) Rhetorisch-stilistische Aspekte moderner Verstehens- und Verständlichkeitsforschung. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hrsg.) *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Berlin/New York: de Gruyter, 1092-1106.
- Fix, Ulla (1996) Textstil und KonTextstile. Stil in der Kommunikation als umfassende Semiose von Sprachlichem, Parasprachlichem und Außersprachlichem. In: Fix, Ulla/Lerchner, Gotthard (Hrsg.) *Stil und Stilwandel*. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang, 106-123.
- Fix, Ulla (2008) Nichtsprachliches als Textfaktor. Medialität, Materialität, Lokalität. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*. 36.3, 343-354.
- Fix, Ulla (2013) *Sprache in der Literatur und im Alltag*. Berlin: Frank & Timme.
- Fix, Ulla (2014) Denkstile, Metaphern und wissenschaftliches Schreiben. In: Specht, Benjamin (Hrsg.) *Epoche und Metapher. Systematik und Geschichte kultureller Bildlichkeit*. Berlin/Boston: de Gruyter, 42-58.
- Fix, Ulla (2015) Undefinierte Grundbegriffe. Zum Umgang mit (bisher unhinterfragten) Denkformen. In: Roth, Kersten Sven/Spitzmüller, Jürgen/Kiesendahl, Jana/Arendt, Birte (Hrsg.) *Sprache, Universität, Öffentlichkeit*. Festschrift für Jürgen Schiewe. Bremen: Hempen Verlag, 125-133.
- Fix, Ulla (2022) *Macht und Widerständigkeit durch Sprache*. Berlin: Frank & Timme.
- Groeben, Norbert/Christmann, Ursula (1989) Textoptimierung unter Verständlichkeitsperspektive. In: Antos, Gerd/Krings, Hans P. (Hrsg.) *Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick*. Tübingen: Niemeyer, 165-196.
- Hallet, Wolfgang (2022) Mehr als Worte. Der Text als semiotische Einheit. In: *Medien-observationen*, Jg. (2022-05-06). DOI: <http://dx.doi.org/10.25969/mediarep/18870> [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].

- Harweg, Roland (1975) Nichttexte, Rudimentärtexte, Wohlgeformte Texte. In: *Folia Linguistica* VII (1975), 371-388.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang (2008) *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heinemann, Wolfgang/Viehweger, Dieter (1991) *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- Heinemann, Wolfgang (2010) Reflexionen zum Verhältnis von Text und Stil. In: *tekst i diskurs – text und diskurs* 3, 145-165.
- Klemm, Michael (2002) Wie hältst Du’s mit dem Textbegriff? Pragmatische Antworten auf eine Gretchenfrage der (Text)Linguistik. In: Fix, Ulla/Antos, Gerd/Adamzik, Kirsten/Klemm, Michael (Hrsg.) *Brauchen wir einen neuen Textbegriff?* Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang, 143-161.
- Knobloch, Clemens (1990) Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. Eine Skizze. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 20, Heft 77, 66-87.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul (2004) *Studienbuch Linguistik*. 5. Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i diskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 03.04.2024].
- Posner, Roland (1991): Kultur als Zeichensystem. Zur semiotischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. In: Assmann, Aleida/Harth, Dietrich (Hrsg.) *Kultur als Lebenswelt und Monument*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 37-74.
- Trutkowski, Ewa/Weiß, Helmut (2023) Zeugen gesucht! Zur Geschichte des generischen Maskulinums im Deutschen. In: *Linguistische Berichte* 273, 7-42.

BERNHARD SCHRÖDER

Leere Rahmen:
eine Frame-Hierarchie für *keine* Texte

Abstract

Pappert/Roth (2022) machen anhand unterschiedlicher Fälle darauf aufmerksam, dass auch das Fehlen von Texten eine Bedeutung tragen kann. Was genau ein fehlender Text oder Textteil bedeutet, ist stark ko- und kontextabhängig. In diesem Beitrag soll aufgezeigt werden, wie durch eine Typisierung dieser Fälle in Frames schematische Bedeutungszuschreibungen beschrieben werden können. Dabei soll davon ausgegangen werden, dass sich diese Fälle sämtlich grundsätzlich als implizierte metasprachliche Negationen beschreiben lassen.

Pappert/Roth (2022) show on different cases that the absence of texts can have a meaning. What exactly a missing text or part of a text means is highly dependent on co- and context. This article aims to show how schematic attributions of meaning can be described by typifying these cases into frames. It will be assumed that these cases can all be described as implicatures leading to metalinguistic negations.

Keywords: Texte, Frames, Negation, Korrekturen

texts, frames, negation, corrections

1 Einleitung

Nicht nur geäußerte Texte können bedeutungsvoll sein, sondern auch nicht-geäußerte. Ende 2022 zeigten bei Demonstrationen in China viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer weiße, unbeschriebene Papierblätter. Rezipienten konnten imaginieren, welche Protestaussagen dort hätten gezeigt werden sollen. Gleichzeitig wurden die weißen Blätter als ein Zeichen dafür gesehen, welcher Protest gegen die Regierung gefahrlos geäußert werden kann: keiner. Ein typischer Träger von Schriftzeichen blieb hier absichtlich unbeschrieben, um damit eine Botschaft zu senden (zu diesen Protestformen s. auch Fix, Markewitz und Weber in diesem Heft).

Dies ist ein Beispiel dafür, dass das Fehlen einer sprachlichen Äußerung an einem Ort oder in einer Situation, in der eine Äußerung erwartet wird, eine Botschaft senden

kann. Pappert/Roth (2022) nennen eine ganze Reihe unterschiedlicher Fälle, in denen das Fehlen von Texten eine Bedeutung tragen kann, darunter:

- Erwartete Texte werden nicht geschrieben oder publiziert.
- Für Texte vorgesehene Orte werden nicht genutzt (z. B. Buchseiten, Schaukästen, Formularfelder).
- Es gibt Hinweise auf vernichtete Texte.

Dies ist eine Auswahl von Fällen, in denen buchstäblich keine Texte vorliegen. Daneben gibt es Fälle, in denen Texte zumindest teilweise vorhanden sind, aber Spuren von Auslöschung aufweisen: durch Zerstörung, Schwärzungen, Streichungen mit und ohne Korrekturen.

Alle genannten Fälle fehlender oder teilweise ausgelöschter Texte sind zumindest medial schriftlich. Natürlich gibt es auch in der gesprochenen Interaktion ein breites Spektrum fehlender, verweigerter und gestörter Äußerungen, die Parallelen zu den genannten Fällen im schriftlichen Medium aufweisen. Hinzu kommen zahlreiche weitere Varianten in elektronischen Medien, die metaphorisch auf die schriftliche oder mündliche Interaktion Bezug nehmen oder neue Formen durch mediale und technische Spezifika realisieren (z. B. durch Hacking). Da bei den stärker interaktionalen Formen durch den dynamischen Kontext und das Zusammenspiel mit paralinguistischen Teilen der Interaktion deutlich schwerer vom Gebrauchskontext zu abstrahieren ist und diese Formen von Nicht-Äußerungen oder gestörten Äußerungen deswegen schwerer als *virtuelle Zeichen* (i. S. v. Linke/Nussbaumer/Portmann, 2004, 26-27) in Abstraktion vom konkreten Verwendungskontext zu beschreiben sind, soll hier der Fokus auf dem medial schriftlichen Medium liegen.

In fast allen oben erwähnten Arten fehlender oder teilweise ausgelöschter Texte sind intentionale und nicht-intentionale Fälle denkbar, wobei die Absicht vom potenziellen Emittenten¹ oder einer dritten Person ausgehen kann, die die Äußerung des Emittenten vernichtet, beschädigt oder verhindert. Da es hier um kommunikative Akte in einem engeren Sinne gehen soll, beschränkt sich dieser Beitrag auf die (mutmaßlich) intentionalen Fälle.

2 Die Bedeutung der Leere

Zu potentiellen Bedeutungsträgern werden die Leerstellen und Löschungen erst dadurch, dass sie den Erwartungen zuwiderlaufen und damit erklärungsbedürftig werden. In der

¹ Zur Bezeichnung der *Rollen* von Kommunikationsteilnehmern wird hier die grammatisch maskuline Form verwendet. Sie schließt natürliche Personen jeglichen Geschlechts, aber auch Gruppen und Institutionen ein, die diese Rollen einnehmen können.

Regel wird die Erklärung nicht explizit mitgeliefert, nur im Falle von Korrekturen ist dies i. d. R. anders.

Geht die Leerstelle oder Löschung auf den potentiellen Emittenten selbst zurück, so zeigt er damit normalerweise, dass er den fehlenden oder gelöschten Text so nicht (oder noch nicht bzw. nicht mehr) (im gegebenen Kontext) äußern möchte. Was dieser Text ist, darauf kann, muss es aber keine Hinweise geben. Den Fällen gemeinsam scheint also die Bedeutung

(1) E will T im gegebenen Kontext nicht äußern.

für einen Emittenten E und einen möglicherweise ganz oder teilweise zu erschließenden Text T. Da sich im Fall gänzlicher Unerschließbarkeit die triviale Botschaft

(1') Es gibt einen Text T, den E nicht äußern will.

ergäbe, dürfte eine zumindest teilweise Erschließbarkeit von T in der Absicht des Emittenten liegen. Wenn wir davon ausgehen, dass auch die Kommunikation durch Leerstellen und Löschungen an den Grice'schen Maximen orientiert ist, ist das eine Folge der Quantitäts- (ggf. zusammen mit der Relations-) Maxime. Es kann für den Rezipienten offensichtlich sein, dass das Nicht-Äußern-Wollen seine Ursache in Repressionen, Verboten, Tabus u. Ä. hat und damit auf andere Modalitäten zurückzuführen ist, also etwa:

(2) E kann T im gegebenen Kontext nicht äußern.

oder

(3) E darf T im gegebenen Kontext nicht äußern.

Handelt es sich aber um eine Vernichtung oder Löschung durch eine dritte Person D, geht also die textnegierende Intention von D aus, kann das beschrieben werden durch:

(4) D will, dass T nicht (von E) geäußert wird.

In Anlehnung an (1-3) kann man

(5) E soll T nicht äußern.

als Folgerung aus (4) verstehen. (5) spiegelt auch wider, dass D in vielen Fällen anonym bleibt, weil es sich bei der Vernichtung und Löschung von Texten nicht selten um konfrontative oder auch illegale Akte handelt, die anonym begangen werden.

Zusammenfassend lassen sich alle Fälle auf eine emittentenbezogene Modalität zurückführen, die die Nicht-Äußerung von T durch E zum Gegenstand hat.

Um was für eine Art von „Bedeutung“ handelt es sich hier aber? Da das Handeln oder Nicht-Handeln, das zur Leerstelle oder Löschung führt, selbst oft nicht sprachlich expliziert wird und auch da, wo eine begleitende sprachliche Äußerung stattfindet, wie es bei Korrekturen der Fall ist, der modale Charakter des Gemeinten zumeist ausgespart bleibt, wäre es wenig intuitiv, eine Bedeutung analog zur lexikalischen oder konstruktionsgrammatischen Ausdrucks- oder Äußerungsbedeutung zuschreiben zu wollen.

Wenn wir davon ausgehen, dass die Bedeutung hier durch ein Zusammenspiel von Erwartungen, Kontexten und Intentionszuschreibungen entsteht und dabei auch an den Grice'schen Maximen orientierte Überlegungen eine Rolle spielen, dann ist die Einordnung als Implikatur am nächstliegenden. Allerdings können hier „konversationelle“ Implikaturen mit konventionalisierten Komponenten Hand in Hand gehen. Z. B. können Schwärzungen oder Streichungen mit teilweise sehr detaillierten konventionellen Festlegungen verbunden sein.

Impliziert wird also eine modalisierte negierte Aussage. Um was für eine Negation handelt es sich dabei? Die klarste Auskunft geben Fälle partieller Vernichtung oder Löschung von Texten mit der Unleserlichmachung, Schwärzung und Streichung als spezielle Ausprägungen. Solche Interventionen im Text können sich nicht nur gegen die von einem Text ausgedrückten Behauptungen richten, sondern auch gegen die Wahl von Ausdrücken oder die Formulierung von Texten. In diesem Sinne würde es sich um eine metasprachliche Negation handeln. Wir gehen dabei von dem Verständnis aus, dass metasprachliche Negationen die Wahl von Ausdrücken oder Formulierungen negieren können, ohne notwendigerweise die ausgedrückte Proposition in Frage zu stellen, wie in

(6) Inga ist keine Lappin, sondern eine Samin.

wo nicht die ethnische Zugehörigkeit Ingas zu dem als Lappen oder Samen bezeichneten Volk in Frage gestellt wird, sondern die Verwendung des Xenonyms „Lappin“ anstelle des Autonyms „Samin“ abgelehnt wird.

Als metasprachliche Negation werden auch Verwendungen von Negationsausdrücken zur Zurückweisung von Präsuppositionen wie in

(7) Joe hat es nicht nicht geschafft, den Job zu kriegen, er hat es gar nicht erst versucht. verstanden, weil *Schaffen* ein *Versuchen* voraussetzt. Das übliche objektsprachliche Verständnis von

(7') Joe hat es nicht nicht geschafft, den Job zu kriegen.

wäre, dass Joes es – der Präsupposition entsprechend – versucht hat, aber gescheitert ist.

Auch die Zurückweisung von Implikaturen durch eine Negation wird als metasprachliche Negation aufgefasst. Im Satz

(8) Lena hat nicht *einige* Filme Kaurismäkis gesehen, sie hat alle gesehen.
möglicherweise geäußert nach

(8') Lena hat einige Filme Kaurismäkis gesehen.

wird nach üblichem semantischen Verständnis nicht die Aussage (8') negiert, weil (8') semantisch nicht ausschließt, dass Lena alle Filme Kaurismäkis gesehen hat, sondern eine skalare Implikatur, also eine Schlussfolgerung aufgrund der Quantitätsmaxime, dass ein

informativerer Quantor als „einige Filme“ gewählt worden wäre, wenn es um mehr als einen kleinen Anteil der Filme ginge.

Als metasprachlich verstanden weisen die Negationen in den Fällen (7) und (8) die Ausdrücke „geschafft“ und „einige“ zurück, weil sie zu unpassenden Präsuppositionen bzw. Implikaturen führen.

Eine metasprachliche Negation kann mit einer Interpretation als objektsprachliche Negation (Satznegation) durchaus verträglich sein, wenn ein bestimmter Ausdruck zurückgewiesen wird, weil er einen Sachverhalt falsch darstellt. Allerdings ist das eine untypische Verwendung metasprachlicher Negation. Eine Negation ist metasprachlich im engeren Sinne, wenn eine objektsprachliche Interpretation falsch wäre, wie das bei den Beispielen (6–8) der Fall wäre. Metasprachliche Negationen, bei denen eine objektsprachliche Interpretation nicht ausgeschlossen ist, sollen hier auch metasprachlich im weiteren Sinne heißen.

Die gänzliche oder partielle Vernichtung oder Löschung von Texten zielt auf eine Ablehnung, also Negation, von Texten oder Textteilen, ihre Implikatur kann daher als metasprachliche Negation aufgefasst werden. Da nicht ausgeschlossen ist, dass Streichungen, aber auch die übrigen Manipulationen an Texten vorgenommen werden, um Korrekturen an den Behauptungen vorzunehmen, wollen wir hier von metasprachlichen Negationen im weiteren Sinne ausgehen. Entsprechend soll in der Folge von ‚Textnegationen‘ gesprochen werden.

Aus den vorangegangenen Erörterungen sollte deutlich geworden sein, dass es neben der Form der Textnegation verschiedene Parameter gibt, die die Interpretation fehlender oder gelöschter Texte beeinflussen. Darunter sind die Parameter

- von wem die Vernichtung oder Löschung ausgeht,
- inwiefern der Kotext Aufschluss über den gelöschten Text gibt,
- ob eine Korrektur vorgenommen wird oder nicht.

Da die Form der Textnegation Aufschluss über die Absichten der Beteiligten geben kann, besteht also grundsätzlich eine Beziehung zwischen der Form der Textnegation einschließlich der kotextuellen Einbettung der Leerstelle und ihrer Interpretation. Dies legt einen Zeichencharakter der Textnegation nahe. Die Klassifikation dieser Zeichen und ihre Verknüpfung mit der Interpretation erinnert an Konstruktionen im konstruktionslinguistischen Sinne. Eng verwandt mit Konstruktionen sind Frames im Sinne der Framesemantik, sofern Frames nicht als rein konzeptuelle Entitäten verstanden werden. Wenn Frames so verstanden werden, dass sie eine Beziehung zwischen Form und Inhalt herstellen, überlappt der Framebegriff stark mit dem der Konstruktion. Hier soll der Framebegriff dem Konstruktionsbegriff vorgezogen werden, da zum einen Konstruktionen im Allgemeinen mit syntaktisch relativ konkreten Formen assoziiert werden und zum anderen das Slot-and-Filler-Konzept der Frames für den vorliegenden Anwendungsbereich besonders geeignet erscheint.

3 Frames als komplexe Zeichen

Frames wurden von Minsky (1974) eingeführt als “a data-structure for representing a stereotyped situation, like being in a certain kind of living room, or going to a child’s birthday party.” (Minsky 1974, 1) Wesentlich ist, dass diese Datenstruktur Slots für die variablen Teile der Situationen bereithält, die möglicherweise mit konkreten Standardwerten oder Beschränkungen der Standardwerte vorbelegt sind, die aber überschrieben werden können. So gibt es vielleicht die Standardannahme, dass zu einem Kindergeburtstag ein Geburtstagskuchen als eine Speise gehört und dass die Feier nachmittags stattfindet, diese Annahmen können jedoch durch explizite Informationen ersetzt werden.

In jüngerer Zeit wurde das Frame-Konzept in linguistischen und philosophischen Projekten weiterentwickelt, vor allem im SFB 991: *Die Struktur von Repräsentationen in Sprache, Kognition und Wissenschaft* in Düsseldorf (siehe z. B. Gamerschlag et al. 2014; 2015). Das Frame-Konzept wurde auf die semantische Kategorie der funktionalen Begriffe sowie auf die Geschichte der Wissenschaftssprache und in der Diskursanalyse (s. z. B. Ziem 2008; 2014) angewandt. In FrameNet (vgl. Ruppenhofer et al. 2006) stellen Frames die Grundlage der semantischen Beschreibung von Lexemen dar. Zur formalen Repräsentation von Frames entwickelte Petersen (2015) ein Modell, das Merkmalsstrukturen verwendet, die eng mit denen von Carpenter (1992) verwandt sind, und das die Verbindung zwischen Frames und funktionalen Konzepten herausstellt (vgl. Löbner 2015).

Zur Illustration, wie die Slot-and-Filler-Strukturen von Frames in Form typisierter Merkmalstrukturen dargestellt werden können, nehmen wir den Frame des Kaufens. Zu diesem Frame gehören Personen wie ein Empfänger (Käufer) und ein Geber (Verkäufer), ein transferierter Gegenstand, eine Gegenleistung, ein Zeitpunkt und Weiteres. Dies kann wie in Abb. 1 dargestellt werden.

<i>kaufen</i>	
GEBER	<i>person</i>
TRANSF-OBJ	<i>gegenstand</i>
ZEIT	<i>zeit</i>
EMPFÄNGER	<i>person</i>
GEGENLEISTUNG	<i>geldbetrag</i>
ZWECK	<i>zweck</i>
...	

Abb. 1: Frame des Verbs *kaufen*

Groß geschriebene Bezeichnungen stehen für Slots, kleine geschriebene kursive Bezeichnungen für Typen der jeweiligen Filler und der Frames selber. Bei komplexen Namen verwenden wir neben den jeweiligen Buchstaben zusätzlich Bindestriche in den Namen. Slots können selbst wieder durch Slot-Filler-Strukturen gefüllt werden, hier als Sub-Frames bezeichnet.

Wird die Kaufhandlung durch das Verblexem *verkaufen* (im Aktiv) ausgedrückt, ergibt sich auf der Formseite eine lexikalische Konkretisierung und eine grammatische Struktur, die wie in Abb. 2 beschrieben werden kann.²

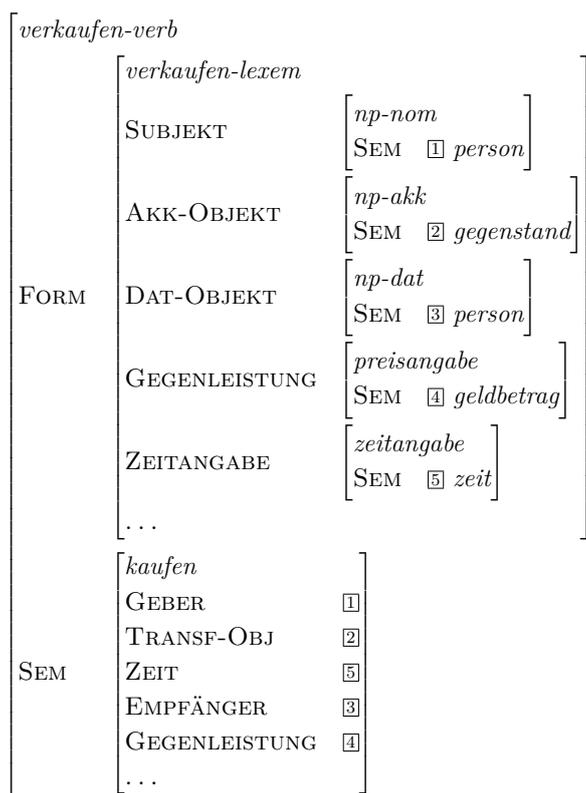
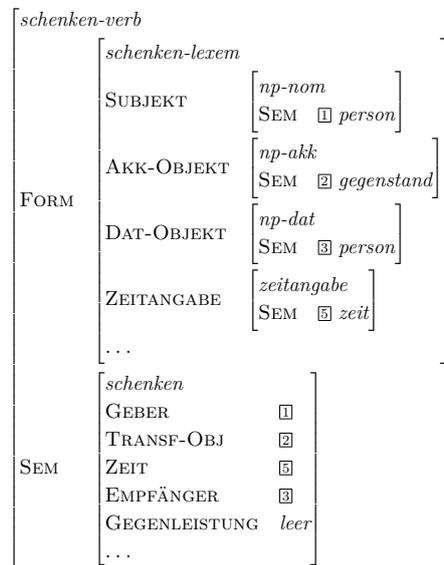
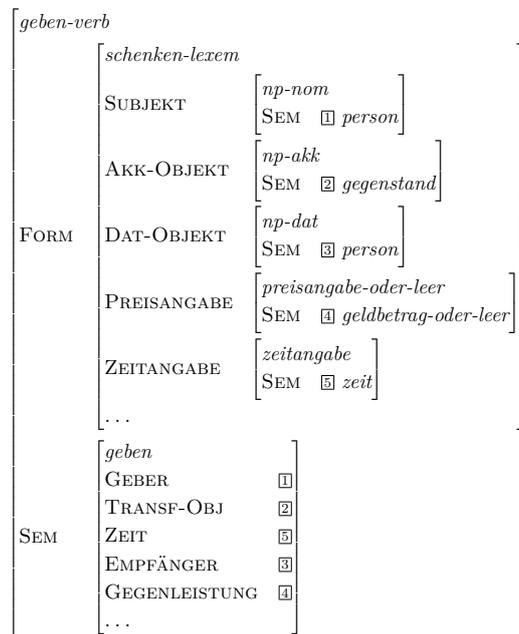


Abb. 2: Frame des Verbs *verkaufen*

Die Darstellung lehnt sich dabei an die Notation in Fisseni et al. (2019) an, wo Frames als Form-Bedeutungs-Paare ähnlich Konstruktionen in konstruktionsgrammatischen Ansätzen verstanden werden. Die Zahlen in Rechtecken sind für Strukturteilung stehende Variablen, identische Variablen stehen für identische Teilstrukturen. So ist beispielsweise die Bedeutung der Subjekt-Nominalphrase gleichzeitig der Inhalt des Empfänger-Slots.

Den Verkaufen-Frame kann man als Spezialfall eines Transfer-Frames ansehen, ein anderer Spezialfall wäre z. B. *schenken* mit einem leeren Gegenleistungsslot wie in Abb. 3 oder *geben* mit einem unspezifizierten Gegenleistungs-Slot, wie in Abb. 4.

² Vereinfachend wurde hier eine von mehreren möglichen syntaktischen Realisierungen angegeben. Beispielsweise kann anstelle des Dativ-Objekts auch eine Präpositionalphrase mit *an*+Akk. stehen.

Abb. 3: Frame des Verbs *schenken*Abb. 4: Frame des Verbs *geben*

Die Frame-Typen *verkaufen-verb*, *geben-verb* und *schenken-verb* können also als Spezialfälle oder Subtypen von *transfer-konstr*, also der Transfer-Konstruktion, angesehen werden, vgl. Abb. 5 und Abb. 6.

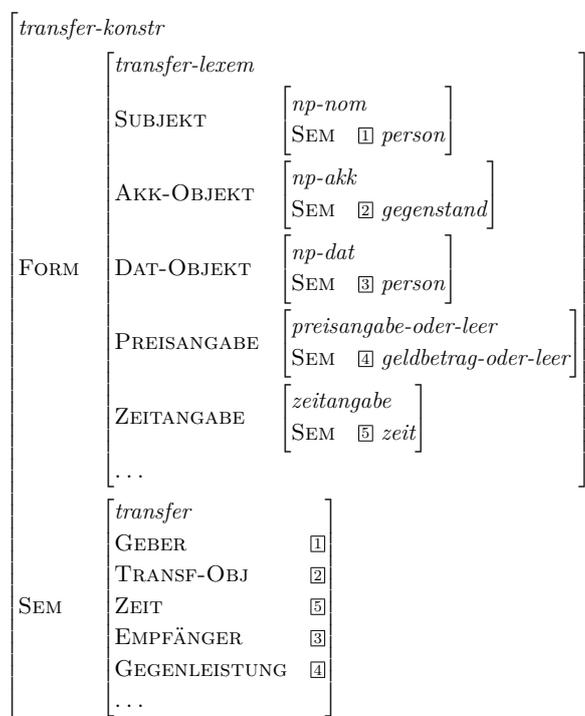


Abb. 5: Frame der Transfer-Konstruktion

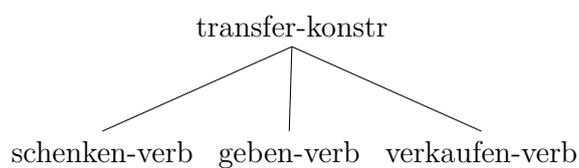


Abb. 6: Subtypen der Transfer-Konstruktion

Betrachtet man ausschließlich die semantische Seite der Frames sind *schenken* und *verkaufen* Subtypen von *geben*, vgl. Abb. 7.

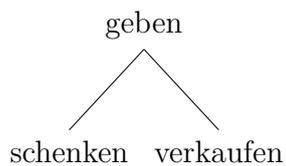


Abb. 7: Semantische Subtypen von *geben*

In der bisherigen Darstellung ist ausschließlich von Frame-Typen, gewissermaßen den *virtuellen Zeichen*, die Rede. Werden die Slots mit konkreten Werten aus Verwendungskontexten gefüllt, sprechen wir auch von Frame-Instanzen.

4 Textnegation als Frames

4.1 Der Fall des Durchstreichens

Wenn wir das Beispiel des Durchstreichens als Textnegation betrachten, dann lassen sich leicht die folgenden Frame-Slots identifizieren: Es gibt einen gestrichenen Textteil, der hier Skopus genannt werden soll, weil sich die Textnegation auf diesen bezieht. Die Streichung ist zudem in einen Kotext eingebettet. Natürlich gibt es neben dem Kotext noch einen weiteren Kontext, der für die Ermittlung konkreter Implikaturen wesentlich sein kann. Dieser soll aber hier nicht in die Frame-Modellierung aufgenommen werden, da der Frame den konstanten Kern der Interpretation widerspiegeln soll, also etwa dem entsprechend, was im engeren Bereich der Semantik als Ausdrucksbedeutung im Gegensatz zu einer kontextuell angereicherten Äußerungsbedeutung genannt wird.

Auf der Bedeutungsseite, die hier durch den Slot *Prag(matik)* eingeführt wird, weil oben dafür argumentiert wurde, dass es bei den hier diskutierten Formen von Textnegation um – mehr oder weniger konventionalisierte – Implikaturen handelt und nicht um eine Bedeutung im engeren semantischen Sinne, entspricht dem gestrichenen Text ein Korrigendum, das in den Kotext eingebettet wird. Da die Negation sich hier nicht auf die Bedeutung des Gestrichenen, sondern als metasprachliche Negation auf beliebige Aspekte des Textes selber beziehen kann, wird im *Prag*-Slot auf den Text selbst und nicht auf eine Abstraktion des Textes wie seine Bedeutung referiert. Es ergibt sich also der Frame aus Abb. 8.

		<i>durchstreichen</i>									
FORM	[<table style="border: none;"> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;"><i>streichung</i></td> <td style="border: none;"></td> </tr> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;">SKOPUS</td> <td style="border: none; padding: 0 10px;">① <i>textteil</i></td> </tr> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;">KOTEXT</td> <td style="border: none; padding: 0 10px;">② <i>kotext</i></td> </tr> </table>	<i>streichung</i>		SKOPUS	① <i>textteil</i>	KOTEXT	② <i>kotext</i>]		
<i>streichung</i>											
SKOPUS	① <i>textteil</i>										
KOTEXT	② <i>kotext</i>										
PRAG	[<table style="border: none;"> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;"><i>metaspr-korr</i></td> <td style="border: none;"></td> </tr> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;">NEGATIONSTYP</td> <td style="border: none; padding: 0 10px;"><i>metasprachlich</i></td> </tr> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;">KORRIGENDUM</td> <td style="border: none; padding: 0 10px;">①</td> </tr> <tr> <td style="border: none; padding: 0 10px;">KOTEXT</td> <td style="border: none; padding: 0 10px;">②</td> </tr> </table>	<i>metaspr-korr</i>		NEGATIONSTYP	<i>metasprachlich</i>	KORRIGENDUM	①	KOTEXT	②]
<i>metaspr-korr</i>											
NEGATIONSTYP	<i>metasprachlich</i>										
KORRIGENDUM	①										
KOTEXT	②										

Abb. 8: Durchstreichen als Frame

Wird der Streichung ein Korrekturhinweis beigelegt, füllt dieser einen weiteren Slot, der auf der pragmatischen Seite als die gewünschte Ersetzung des Korrigendums verstanden werden soll, hier Korrektum genannt.³

		<i>durchstreichen-mit-korrektur</i>			
FORM		<i>streichung-mit-korrektur</i>			
	SKOPUS		<i>textteil</i>	[1]	
	KOTEXT		<i>kotext</i>	[2]	
		<i>ANMERKUNG</i>	<i>textteil</i>	[3]	
		<i>metaspr-korr</i>			
PRAG		NEGATIONSTYP		<i>metasprachlich</i>	
		KORRIGENDUM		[1]	
		KOTEXT		[2]	
		KORREKTUM		[3]	

Abb. 9: Durchstreichen mit Korrektur als Frame

Der andere Spezialfall des Durchstreichens, nämlich der ohne Korrektur, ergibt sich dadurch, dass die Merkmale *Anmerkung* und *Korrektum* jeweils als *leer* spezifiziert werden. Die gemeinsame Bedeutung wäre etwa in der folgenden Form zu charakterisieren:

(9) Im vorliegenden Text soll im Kotext *Prag/Kotext* nicht der Text *Prag/Korrigendum* verwendet werden, sondern stattdessen ein anderer Text (oder gar kein Text), wie es ggf. durch *Prag/Korrektum* näher spezifiziert ist.

Die Typverhältnisse zwischen den Frame-Typen ergeben sich wie in Abb. 10.

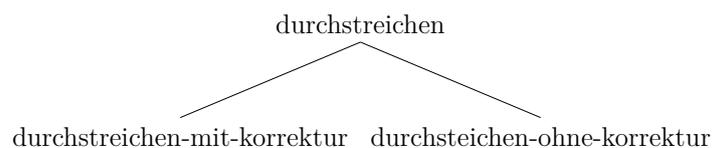


Abb. 10: Typhierarchie für Frametypen des Durchstreichens

4.2 Der Fall fehlender Text(teile)

Streichungen sind typischerweise intentional. Das ist bei fehlenden Textteilen oder Texten oft anders. Sie können aus unterschiedlichen Gründen fehlen. Es sollen hier die folgenden Arten fehlender Texte oder Textteile unterschieden werden:

³ Der Einfachheit halber wird hier die Konvention zugrunde gelegt, dass nicht weiter spezifizierete Slots in der Merkmalsnotation weggelassen werden können.

- leerer Ort für Aushänge, Plakate
- leere Seite im Buch, leere Fläche in der Zeitung
- leeres Formularfeld

Wir können diese Fälle wesentlich anhand des Kotextes unterscheiden. Bleibt ein Platz für einen Aushang leer, gibt es keinen Kotext. Ein leeres Formularfeld hat den Rest des Formulars und insbesondere die Beschreibung der im Feld gewünschten Information als Kotext. Als Beispiele für die entsprechenden Frame-Typen sind hier in Abb. 11 der Frame für den Typ *leerer-textplatz* und für den Subtyp *leerer-aushang* in Abb. 12 aufgeführt.

<i>leerer-textplatz</i>					
FORM	<table style="border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="padding: 2px 10px;"><i>form-leerer-textplatz</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">KOTEXT <i>kotext-oder-leer</i> </td> </tr> </table>	<i>form-leerer-textplatz</i>	KOTEXT <i>kotext-oder-leer</i> 		
<i>form-leerer-textplatz</i>					
KOTEXT <i>kotext-oder-leer</i> 					
PRAG	<table style="border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="padding: 2px 10px;"><i>metaspr-neg</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">NEGATIONSTYP <i>metasprachlich</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">NEGATUM <i>text-oder-textteil</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">KOTEXT </td> </tr> </table>	<i>metaspr-neg</i>	NEGATIONSTYP <i>metasprachlich</i>	NEGATUM <i>text-oder-textteil</i>	KOTEXT
<i>metaspr-neg</i>					
NEGATIONSTYP <i>metasprachlich</i>					
NEGATUM <i>text-oder-textteil</i>					
KOTEXT 					

Abb. 11: Frame für den Typ *leerer-textplatz*

<i>leerer-aushang</i>					
FORM	<table style="border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="padding: 2px 10px;"><i>form-leerer-aushang</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">KOTEXT <i>leer</i></td> </tr> </table>	<i>form-leerer-aushang</i>	KOTEXT <i>leer</i>		
<i>form-leerer-aushang</i>					
KOTEXT <i>leer</i>					
PRAG	<table style="border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="padding: 2px 10px;"><i>metaspr-neg</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">NEGATIONSTYP <i>metasprachlich</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">NEGATUM <i>text</i></td> </tr> <tr> <td style="padding: 2px 10px;">KOTEXT <i>leer</i></td> </tr> </table>	<i>metaspr-neg</i>	NEGATIONSTYP <i>metasprachlich</i>	NEGATUM <i>text</i>	KOTEXT <i>leer</i>
<i>metaspr-neg</i>					
NEGATIONSTYP <i>metasprachlich</i>					
NEGATUM <i>text</i>					
KOTEXT <i>leer</i>					

Abb. 12: Frame für den Typ *leerer-aushang*

Es ergeben sich also die Typverhältnisse in Abb. 13.

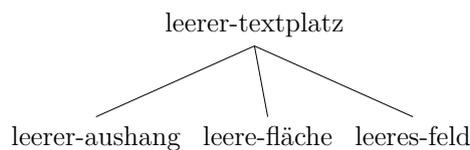


Abb. 13: Typhierarchie für die Subtypen von *leerer-textplatz*

Da das Fehlen von Texten in diesen Fällen absichtlich oder unabsichtlich sein kann, können alle diese Frame-Typen noch nach einem Intentionalitätsmerkmal weiter differenziert werden, so dass sich die folgende Frame-Hierarchie ergibt. In der Typhierarchie von Abb. 14 sind *intentional* und *nicht-intentional* als Subtypen von *leerer-textplatz* eingeführt.

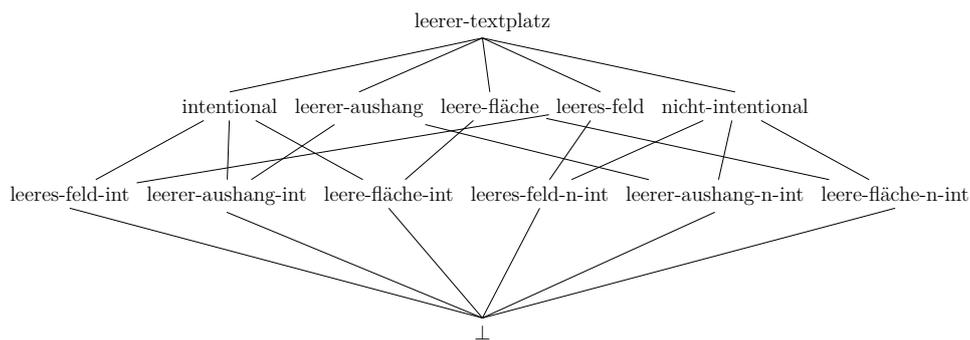


Abb. 14: Typhierarchie für die Subtypen von *leerer-textplatz* mit Differenzierung der Intentionalität. Die auf \perp zulaufenden Kanten sollen die wechselseitige Unvereinbarkeit der entsprechenden Typen andeuten.

Bei der Intentionalität handelt es sich um eine mehr oder weniger gewisse Zuschreibung, insofern ist sie ein interpretationsseitiges und i. d. R. nicht formseitiges Merkmal. Weitere Merkmale, die unterschieden werden können und die Interpretation beeinflussen können, sind:

- von wem die Intention ausgeht, vom potentiellen Emittenten des Text(teil)s oder einer anderen Person, die die Textäußerung des Emittenten verhindert, und
- ob der Text gar nicht erst geäußert wird oder im Nachhinein vernichtet wird.

In einem Fall beispielsweise, in dem der Emittent selbst intentional eine Textfläche leer lässt, liegt die Implikatur nahe, dass der Emittent einen Text, der auf der Fläche erwartbar ist, nicht äußern *will*, *kann*, *soll* oder *darf*. Besonders die letzten drei Modalitäten führen im Fall der eingangs erwähnten Demonstrationen mit hochgehaltenen leeren Blättern zu der gewünschten Interpretation. Wird ein Wahlplakat einer politischen Partei von Anhängern des politischen Gegners entfernt, signalisieren sie damit, dass die Botschaft des Plakats in ihren Augen nicht gesendet werden soll oder darf. Im Fall des nachträglichen Entfernens bezieht sich die Negation im Allgemeinen auf einen konkreten Text, auch wenn dieser Text nur denen bekannt ist, die den vorherigen Zustand kannten oder rekonstruieren können.

4.3 Metaphorisierungen

In der mündlichen Interaktion entsprechen den Textnegationen aus dem medial schriftlichen Bereich z. B. unbeantwortete Fragen, das Nicht-Halten einer Rede, die Verweigerung eines Gesprächs, Gesten des Nicht-Sprechens wie ein zugehaltener Mund oder Selbst- oder Fremdkorrekturen, um die Bandbreite möglicher zu subsumierender Phänomene anzudeuten. Der Zeichen- bzw. Framecharakter der Textnegationen wird auch durch verschiedene Formen der Metaphorisierung ersichtlich. Im digitalen Bereich finden sich metaphorische Verwendungen von Streichungen, der Verwendung von Zeichen in Textverarbeitungsprogrammen, die an Korrekturzeichen angelehnt sind, Schwärzungen, Unleserlichmachungen u. Ä., obgleich die Motivationen für die physischen Interventionen im Ursprungstext im digitalen Bereich nicht in dieser Form bestehen. In der Face-to-Face-Interaktion können Handgesten des Streichens, Wegwischens usw. metaphorisch aus dem schriftlichen Bereich entlehnt werden.

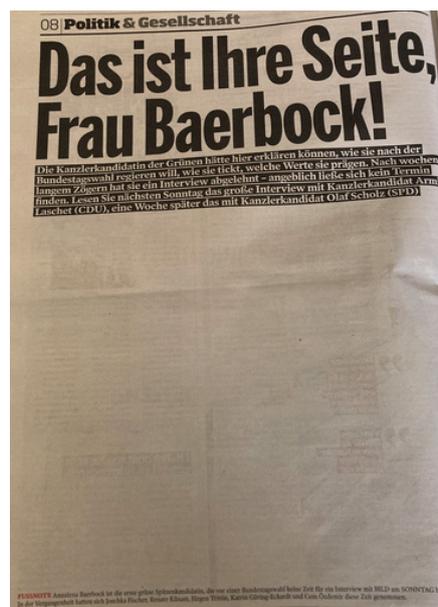


Abb. 15: BamS vom 19.09.2021, S. 8, Abb. aus Pappert/Roth 2022, 42

Umgekehrt kann die Metaphorisierung im Beispiel aus Abb. 15 verstanden werden, bei dem demonstrativ fast eine ganze Zeitungsseite in der *Bild am Sonntag* (BamS) leer gelassen wird, was mit einer von der Kanzlerkandidatin Baerbock nicht wahrgenommenen Intervieweinladung begründet wird. Die leere Textfläche, die hier intentional von der BamS-Redaktion frei gelassen wird, soll dem Kotext entsprechend auf das nicht gegebene Interview verweisen, also auf die unterstellte Verweigerung einer mündlichen Interaktion. Die Standard-Implikatur einer intentional freigelassenen Textfläche, nämlich, dass der

potenzielle Emittent, die BamS-Redaktion, einen Text nicht veröffentlichen will, kann, soll oder darf, wird hier also durch den Kotext überschrieben und soll auf die Intention einer dritten Person verweisen. Wie bei Metaphern üblich sollen Merkmale des Quellbereichs (Nicht-Äußern, Intentionalität) auf den Objektbereich der Nicht-Annahme der Einladung übertragen werden. Auf diese Weise können Textnegationspraktiken aus einem medialen Bereich auf andere übertragen werden. Dies weist darauf hin, dass es Schemata dieser Praktiken gibt, auf die im Prozess der Metaphorisierung rekurriert werden kann.

5 Konklusion

In diesem Beitrag sollte eine mögliche Modellierung von Textnegationsphänomenen als Frames aufgezeigt werden. Als Textnegation werden dabei alle Handlungen (einschließlich des Unterlassens von Handlungen) nichtsprachlicher Art verstanden, die darauf zielen, dass Texte oder Textteile nicht geäußert werden, der Rezeption entzogen werden oder dass die Ablehnung gegenüber Texten oder Textteilen durch Interventionen im Text sichtbar wird. Die Deutung der Spuren solcher Handlungen ist stark ko- und kontextabhängig, darum wird sie hier als Implikatur behandelt. Diese Implikaturen können mehr oder weniger konventionalisiert sein. Allerdings lassen sich Textnegationsphänomene typisieren und Schemata zuordnen, wie hier exemplarisch gezeigt wurde. In Form von Frames verstanden als Form-Interpretations-Paare können typische Deutungen modelliert und in Form eines Typnetzes in Beziehung zueinander gesetzt werden.

Literatur

- Carpenter, Bob (1992) *The Logic of Typed Feature Structures*. Cambridge Tracts in Theoretical Computer Science. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Fisseni, Bernhard/Sarikaya, Deniz/Schmitt, Martin/Schröder, Bernhard (2019) How to frame a mathematician. Modelling the cognitive background of proofs. In: Centrone, Stefania/Kant, Deborah/Sarikaya, Deniz (Hrsg.) *Reflections on the Foundations of Mathematics: Univalent Foundations, Set Theory and General Thoughts*. Synthese Library. Berlin u. a.: Springer, 417-436.
- Gamerschlag, Thomas/Gerland, Doris/Osswald, Rainer/Petersen, Wiebke (Hrsg., 2014) *Frames and Concept Types*. Heidelberg: Springer [=Studies in Linguistics and Philosophy 94].
- Gamerschlag, Thomas/Gerland, Doris/Osswald, Rainer/Petersen, Wiebke (Hrsg., 2015) *Meaning, Frames, and Conceptual Representation*. Studies in Language and Cognition. Düsseldorf: Düsseldorf University Press.
- Grice, Herbert Paul (1991) Logic and Conversation [Erstveröffentlichung 1968]. In: Davis, Steven (Hrsg.) *Pragmatics. A Reader*. Oxford: Oxford University Press, 305-315.

- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R. (2004) *Studienbuch Linguistik*. 5. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Löbner, Sebastian (2015) Functional Concepts and Frames. In: Gamerschlag, Thomas/Gerland, Doris/Osswald, Rainer/Petersen, Wiebke (Hrsg.) *Meaning, Frames, and Conceptual Representation*. Studies in Language and Cognition. Düsseldorf: Düsseldorf University Press, 15-42.
- Minsky, Marvin (1974) *A Framework for Representing Knowledge*. MIT AI Laboratory Memo 306. Cambridge, MA, USA: MIT.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i diskurs – text und diskurs* 16, 25-51. <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 05.05.2024].
- Petersen, Wiebke (2015) Representation of Concepts as Frames. In: Gamerschlag, Thomas/Gerland, Doris/Osswald, Rainer/Petersen, Wiebke (Hrsg.) *Meaning, Frames, and Conceptual Representation*. Studies in Language and Cognition. Düsseldorf: Düsseldorf University Press, 43-67.
- Ruppenhofer, Josef/Ellsworth, Michael/Petruck, Miriam R.L./Johnson, Christopher R./Scheffczyk, Jan (2006) *FrameNet II: Extended Theory and Practice*. Distributed with the FrameNet data. Berkeley, California: International Computer Science Institute.
- Ziem, Alexander (2008) Frame-Semantik und Diskursanalyse – Skizze einer kognitionswissenschaftlich inspirierten Methode zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.) *Methoden der Diskurslinguistik*. Berlin u. a.: de Gruyter, 89-116.
- Ziem, Alexander (2014) Von der Kasusgrammatik zum FrameNet. In: Lasch, Alexander/Ziem, Alexander (Hrsg.) *Grammatik als Netzwerk von Konstruktionen. Sprachwissen im Fokus der Konstruktionsgrammatik*. Berlin: de Gruyter, 261-290.

ULRICH SCHMITZ

Schriftlich Schweigen. Spur & Rhythmus¹

Abstract

Keine Buchstaben, also kein Text? Schriftliches Schweigen kommt in zweierlei Ausprägungen vor, entweder als fehlender Text (Spur) oder aber als Gliederungssignal (Rhythmus). Schweigen als Spur (mit 14 Unterarten) ist syntaxfrei (syntaktisch leer), doch voll verschwiegener Semantik (semantisch voll). Schweigen als Rhythmus hingegen ist – von wenigen Ausnahmen abgesehen – semantisch leer, jedoch syntaktisch voll.

An der Oberfläche sehen beide gleich aus, nämlich als mehr oder weniger große ungefüllte Flächen. Doch sie erfüllen völlig verschiedene pragmatische Funktionen. Schweigen als Spur kann in seiner Bedeutung gelesen werden. Schweigen als Gliederungssignal macht Lesen als Technik überhaupt erst möglich.

Kann schriftliches Schweigen nun als Text verstanden werden? Um diese Frage zu beantworten, ziehen wir zunächst die Textualitätskriterien von de Beaugrande/Dressler (1981) heran, anschließend die Textualitäts- bzw. Lesbarkeitsbinweise von Hausendorf et al. (2008 bzw. 2017) und schließlich die Kleinen-Text-Gesetze nach Schmitz (2021).

Es ergibt sich, dass Schweigen als Spur in den meisten Fällen als Text aufgefasst werden kann. Demgegenüber kann Schweigen als Rhythmus in den allermeisten Fällen nicht als Text gelten; doch es ist ein notwendiger Bestandteil von Texten.

Silence as trace (with 14 subtypes) is syntax-free (syntactically empty), but full of concealed semantics (semantically full). Silence as rhythm, on the other hand, is – with a few exceptions – semantically empty, but syntactically full.

On the surface, both look the same, namely as more or less large unfilled areas. But they fulfill completely different pragmatic functions. Silence as trace can be read in its meaning. Silence as structuring signal makes reading as a technique possible in the first place.

¹ Dieser Text entstand im Rahmen eines Stipendiums (Az. 10⁹+1) des Instituts für Nanolinguistik, für das ich herzlich danke. Ich bedanke mich auch für die äußerst anregende Diskussion im Rahmen der Sektion Textlinguistik während der Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL) in Mainz am 20. und 21. September 2023 sowie für Anregungen der Gutachter:innen.

Now, can written silence be understood as text? To answer this question, we first consult the textuality criteria of de Beaugrande/Dressler (1981), then the textuality resp. readability indications of Hausendorf et al. (2008 and 2017) and finally the small text laws according to Schmitz (2021).

It turns out that silence as trace can be understood as text in most cases. In contrast, silence as rhythm cannot be considered a text in the vast majority of cases; but it is a necessary component of texts.

Keywords: Schweigen, Textualität, Textlinguistik, Zero-Text, Textdesign, Fragment, Gliederungssignal, Kontext, Pragmalinguistik

silence, textuality, text linguistics, zero-text, text design, fragment, outline signal, context, pragmalinguistics

1 Kein Nichts ohne Etwas

Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Diese Grundfrage der Philosophie² kann nicht sinnvoll beantwortet werden, weil etwas (Etwas) auf nichts (Nichts) angewiesen ist und umgekehrt. Wo etwas ist, muss sein Gegenteil sein, sonst wäre es nicht. Diese Dialektik (Materie – Antimaterie; Leben – Tod) gilt auch für Texte: Kein Text ohne sein Gegenteil: null (zero) Text. Keine Sprache ohne Schweigen, kein Schweigen ohne Sprechen.³

Null Text, also schriftliches Schweigen, kommt in zweierlei Ausprägungen vor: entweder als fehlender Text⁴ – ‚Fehlen‘ meist im Sinne einer unerfüllten Erwartung – (Spur; Abschnitt 2) oder aber als Gliederungssignal (Rhythmus; Abschnitt 3). Abschnitt 4 diskutiert die Frage, unter welchen Umständen Schweigen als Text aufgefasst werden kann. Dafür werden drei verschiedene Textualitätsmodelle herangezogen. Abschnitt 5 fasst knapp zusammen. Abschnitt 6 macht einen Punkt hinter diesen Text.

2 Spur

2.1 verdrängt

Scheinbar gänzlich vergessene Texte, seien es tatsächlich geschriebene, seien es tief im kulturellen Gedächtnis verankerte Symbole⁵, können immer noch Spuren hinterlassen und

² Vgl. Schubbe/Lemanski/Hauswald (Hrsg.) 2013.

³ Ausführlich Schmitz 1990. Literarisch Delius 2021.

⁴ Vgl. Pappert/Roth 2022, 34.

⁵ Vgl. Ricœurs (1981) Konzeption von Kultur als Text. Dazu Reckwitz 2000, 454-455.

wirksam sein. Wie solch schweigende Texte hinterrücks in die Gegenwart hineinspielen können, hat Freud in seinem gesamten psychoanalytischen Werk herausgearbeitet.⁶

2.2 feige⁷

Eigentlich erwartbare Texte werden nicht geschrieben, um Unangenehmes zu verschweigen. Stattdessen werden Diskurse um das Verschwiegene herum erzeugt, um dies Unangenehme zu verhüllen und folglich Wahrheit zu verbergen.⁸ Melandri (2023) weist u. a. auf die Unabhängigkeitserklärung („all men are created equal“) und die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika hin, in der Wort und Begriff „Sklaverei“ fehlten, und zwar bis 1865 (13. Amendment: „Neither slavery nor involuntary servitude [...] shall exist within the United States [...]).⁹ Ein weiteres Beispiel ist das jahrzehntelange kollektive Schweigen in Deutschland nach 1945 über die nationalsozialistischen Verbrechen. Als späte traurige Posse sei auf die nicht gestellte 26. Frage des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder an seinen Stellvertreter Hubert Aiwanger im September 2023 verwiesen.¹⁰

2.3 verblasst

Ein Text – auf Papier oder an Gebäuden – ist im Laufe der Jahre derart verblasst, dass man ihn mit Mühe und Vorwissen allenfalls noch errahnen kann.¹¹

6 Beispielsweise vergleicht Freud (1952 [1896], 426-427) hysterische Symptome mit einem „Trümmerfeld mit Mauerresten, Bruchstücken von Säulen, von Tafeln mit verwischten und unlesbaren Schriftzeichen“; von diesen „sichtbaren Resten“ aus sei „das Vergrabene“ archäologisch aufzudecken.

7 Es ist wohl kein Zufall, dass ich diesen Typ in einer ersten und bereits abgeschlossenen Fassung dieses Beitrags übersehen habe, und zwar bis zum 7. September 2023 (s. Anm. 9 und 10). Er ist besonders hinterhältig und um Unsichtbarkeit bemüht.

8 Demgegenüber sind Tabus „Regeln, was nicht zu tun sei“ (Marschall 1998, Sp. 878), haben also mit Wahrheit oder Wahrhaftigkeit nichts zu tun.

9 Melandri (2023) schreibt: „Um dieses Schweigen auszufüllen und es schließlich durch das Wort zu ersetzen, das hätte geschrieben werden sollen, aber nicht geschrieben wurde, bedurfte es des entsetzlichsten Blutbads in der gesamten Geschichte der Vereinigten Staaten.“

10 Es geht um ein neuerdings bekannt gewordenes Flugblatt, das Aiwanger in seiner Schulzeit verfasst haben soll. Angesichts allgemeiner Empörung und zur Beruhigung der Öffentlichkeit ließ Söder ihn einen Fragebogen mit 25 Fragen beantworten. Bernhard Schindlbeck stellt die 26. Frage in einem Leserbrief an die Frankfurter Allgemeine Zeitung (7. September 2023, 26): „Warum haben Sie nicht schon auf die wiederholten Anfragen der ‚Süddeutschen Zeitung‘ – zum Beispiel am 10. August – geantwortet, dass Sie den wahren Verfasser des Flugblatts kennen und dass dieser sich bei der Zeitung melden würde, um Klarheit herzustellen, sodass es dann zu der Berichterstattung, die Sie als Schmutzkampagne bezeichnen, gar nicht erst gekommen wäre?“

11 So schreibt die Stadt Ratingen über die Fassade des dortigen ehemaligen Verwaltungsgebäudes der Deutschen Last-Automobilfabrik (DAAG, 1910-1930): „Wenn man genau hinschaut, erkennt man im Rundgiebel unter der dicken Putzschicht den Firmenschriftzug.“ <www.stadt-ratingen.de/freizeit_kultur_sport_tourismus/schoenes_ratingen/ratingen_entdecken/schauplaetze_urbanisierung_industrialisierung/daag_buerohaus.php> (1.4.2023). Das war noch 2022 so; 2023 jedoch wurde der alte Schriftzug vollständig übermalt.

2.4 verloren

Von einem (alten) Text sind nur noch Bruchstücke vorhanden¹²; oder ein früher einmal bekannter Text ist materiell gänzlich verloren gegangen. Der Rest ist Schweigen, dessen Bedeutung womöglich aus dem Ko- bzw. Kontext interpoliert werden kann.¹³

2.5 vergeblich ersehnt

Eine erhoffte Antwort bleibt aus.¹⁴ Entweder wurde der Text gar nicht verfasst, oder er ist auf dem Weg verloren gegangen, oder er wird absichtlich zurückgehalten. Der ersehnte, aber nicht eintreffende Liebesbrief kann als Gleichgültigkeit des/der Angebeteten gedeutet werden. Der fehlende Feldpostbrief (oder entsprechend eine fehlende digitale Nachricht aus dem Kriegsgebiet) bereitet Sorgen um den möglichen Tod des Soldaten. Eine dringend erwünschte, doch (noch) nicht getroffene politische Entscheidung zieht Spekulationen nach sich. Belastende Akten werden nicht herausgegeben.

2.6 nicht ausgefüllt

Ein Formular wird nicht oder nicht vollständig ausgefüllt. Der erwartete Text wurde entweder versehentlich vergessen, absichtlich verschwiegen oder (z. B. bei Prüfungsfragen oder Kreuzworträtseln) nicht gewusst.

2.7 gescheitert

Ein beabsichtigter Text wird nicht geschrieben oder widerwillig nicht fertiggestellt. Skizzen nicht ausgeführter wissenschaftlicher Arbeiten zeugen von qualvoll nicht überwundenem Schweigen (vgl. Keseling 2004).¹⁵

2.8 unfertig

Schnell hingeworfene Notizen mit einzelnen Wörtern oder abgebrochenen Sätzen deuten Fehlendes nur an, sei es als Gedächtnishilfe für den Verfasser (z. B. Stichworte für ein

12 Wie etwa bei Keilschrift-Tontafeln; vgl. von Rauchhaupt 2023.

13 Siehe z. B. Karl May (o. J., 397): „Diese Überbleibsel des Testaments legte ich dann in die Sonne, um sie trocknen zu lassen, und als das erfolgt war, versuchte ich die verwaschenen und zerlaufenen Buchstaben zu entziffern. Einen Zusammenhang konnte das freilich nicht ergeben. Ich las nach langer Anstrengung: ‚... eine Hälfte erhalten ... weil Armut ... Felsen bersten ... Christ ... austeilen ... keine Rache ...‘ / Das war alles, also fast nichts und doch genug, um wenigstens einen Teil des Inhalts ahnen zu lassen.“

14 In digitaler Keyboard-to-Screen-Kommunikation (z. B. am Smartphone) gehören Redezugvakancen in diese Gruppe; dazu Lautenschläger 2022, 23 et passim; s. auch Lautenschläger und Hausendorf in diesem Heft.

15 Vgl. Keseling 2004 sowie Perlmans tragisch masochistisches Schweigen in dem Roman von Mercier 1995.

zu schreibendes Protokoll), sei es als noch nicht ausgegrenzter Gedanke (z. B. in Kafkas Oktavheften¹⁶).

2.9 unvollendet

Ein begonnener Text bleibt absichtlich Fragment und gilt damit als fertig.



Abb. 1: Typ 2.9: Demonstratives Fragment; Rheinische Post 24. Januar 2023, 1

2.10 gezielt verschwiegen¹⁷

Typographische Mittel können dazu dienen, etwas anzudeuten, das nicht ausgeschrieben werden soll, etwa bei Abkürzungen (z. B.), vulgären Wörtern (*Sch...*, *f...*) oder im berühm-

16 Z. B. Kafka 2006, darin etwa im „Jäger Gracchus“ die Worte „Es geschah“ ohne das später von Max Brod eingesetzte „ein Unglück“. – Zu Kafkas Schreibweise: „Franz Kafka notierte im Laufe seines Lebens unzählige Entwürfe literarischer Texte und diverse sonstige Bemerkungen fortlaufend in Schreibheften oder auf losen Blättern. Das Spektrum dieser Notizen reicht von zusammenhanglosen einzelnen Worten bis zu druckreif anmutenden Geschichten.“ https://de.wikipedia.org/wiki/Beim_Bau_der_Chinesischen_Mauer (29.2.2024).

17 Bei Typ 2.2 (feige) laufen alle Anstrengungen darauf hinaus, dass nicht bemerkt werden soll, dass etwas verschwiegen wird. Im Gegensatz dazu wird hier bei Typ 2.10 deutlich sichtbar gemacht, dass und was verschwiegen wird.

testen Gedankenstrich der deutschen Literatur, der den Moment einer Vergewaltigung markiert.^{18 19}

2.11 unkenntlich gemacht

Einzelne Passagen eines Textes werden (z. B. durch Schwärzung) nachträglich unkenntlich gemacht – sei es durch politische Zensur, sei es, weil Urheber- oder Persönlichkeitsrechte verletzt wurden oder würden. Beispielsweise werden in angeforderten Kopien von Stasi-Unterlagen personenbezogene Informationen über Dritte anonymisiert.²⁰

2.12 widerständig

Leere weiße Blätter werden hochgehalten und als Protest verstanden, so kürzlich geschehen in China und in Russland.²¹ In Österreich erschienen am 3. 5. 2023 die meisten österreichischen Tageszeitungen mit weißer Titelseite aus Protest gegen ein geplantes Gesetz, das dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk mehr Privilegien zusichern würde.²²

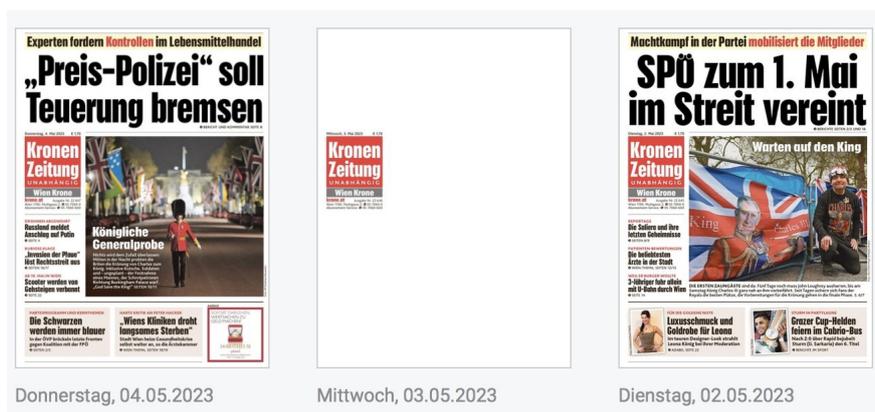


Abb. 2: Typ 2.12: Kein Text; Titelseite der Kronen Zeitung (Wien) 3. Mai 2023²³

18 „Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen;“ (Kleist 1964 [1808], 95). Vgl. Nehrlich 2012, 152-162.

19 Man denke auch an das schriftliche Schweigegedicht „Fisches Nachtgesang“ (Morgenstern 1981, 25); vgl. dazu auch Weber in diesem Heft.

20 <www.stasi-unterlagen-archiv.de/de/akteneinsicht/warum-werden-stasi-unterlagen-geschwaerzt> (29.2.2024).

21 Z. B. www.nzz.ch/international/proteste-in-china-die-symbolkraft-weisser-leerer-blaetter-ld.1714538 bzw. www.berliner-zeitung.de/kultur-vergnuegen/debatte/proteste-in-russland-eine-frau-haelt-ein-weisseschild-hoch-und-wird-abgefuehrt-li.21679 (24.2.2023). – Diese unbeschriebenen Zettel markieren genau das Gegenteil ihres metaphorischen Sinns bei Hegel (1970 [1837], 42), wenn er schreibt: „Die Perioden des Glücks sind leere Blätter“ in der Weltgeschichte, denn es seien „Perioden der Zusammenstimmung, des fehlenden Gegensatzes“.

22 Frankfurter Allgemeine Zeitung 4. Mai 2023, 9.

23 <https://paper.krone.at/gridshelf.act?region=lwmitte#issue-993438> (12.5.2023).

2.13 erinnernd

Ein der Einfachheit halber unbeschriebenes Blatt (z. B. ein gelber Klebezettel) wird an einem bestimmten Ort (z. B. am Kühlschrank) platziert, um – wie ein Knoten im Taschentuch – an eine noch ausstehende Handlung (z. B. einkaufen) zu erinnern.

2.14 paradox

Ein Paratext verbirgt oder erläutert, dass es keinen Text geben soll. Man denke an Sticker mit der Aufschrift „Mir fehlen die Worte“²⁴, an die Unterschrift bei Witzen „Ohne Worte“ oder an Bildtitel „o. T.“.^{25 26}

Alle diese Spuren können gelesen werden. Das, was zur Vollständigkeit fehlt, war entweder einmal da, wurde erwartet oder fehlt absichtlich; es kann also vermutet oder interpoliert werden. Nur deshalb kann es als Schweigen verstanden und gedeutet werden – im Gegensatz zu Fällen, in denen es weder Text noch Kotext gab oder gibt.²⁷ Kurz: Kein Schweigen ohne Kontext.²⁸

Wie auch vollständige Texte sind diese vierzehn Arten von Spuren, um verstanden zu werden, auf interessierte Leserinnen und Leser angewiesen. Das – linguistisch gesprochen – Thema (worüber geschwiegen wird) ist aus dem Kontext bekannt, das Rhema (was mit dem Schweigen neu gemeint ist) muss die Leserin oder der Leser erschließen. Auch gesuchte, aber nicht gefundene Spuren bedeuten etwas und werden entsprechend interpretiert: Kontext ohne Text. Dabei dürfte – wie bei jeder Interpretation – unbewusst unterstellt werden, dass die vier Griceschen Konversationsmaximen (Grice 1993, 249-250) auch hier gelten bzw. dass Abweichungen davon als störend empfunden werden. (1) Die Botschaft solle so informativ sein wie nötig, aber nicht informativer: Informativer als nötig wird Schweigen nie sein, oft hadert man aber mit einer zu geringen Menge an Information. (2) Die Botschaft solle nichts Falsches oder nichts unzureichend Begründbares enthalten: Schweigen kann zwar irritieren oder verletzen, jedoch kaum falsch sein.²⁹ (3) Die Botschaft solle relevant sein: Das hängt vom Interesse der Rezipienten ab. (4) Sie solle klar

24 Z. B. www.spreadshirt.de/shop/schreibwaren/sticker/mir+fehlen+worte (29.2.2024).

25 Umgekehrt paradox hat das Musik-Stück „4'33“ von John Cage zwar einen Titel, führt aber nur Stille auf; vgl. dazu auch Weber in diesem Heft.

26 Es gibt auch das Gegenteil, nämlich Schreiben aus Angst vor Stille und Schweigen. So berichtet Kaube (2020, 27): „Manchmal trägt Hegel auch nur einfach etwas in sein Tagebuch «in fugam vacui» ein: weil er die Blätter nicht leer lassen will.“

27 Letzteres gilt zum Beispiel für Analphabeten und für orale Kulturen, deren Wissen nie verschriftlicht wurde. Hier handelt es sich nicht um schriftliches Schweigen, sondern um mündliche Kommunikation.

28 Ein weißes Blatt, eine leere Tafel oder ein weißer Bildschirm ohne irgendeine kommunikative Absicht zeigt weder Text noch Schweigen an.

29 Typ 2.6: Wer beispielsweise als ehemaliges Mitglied einer kommunistischen Partei in einem Visa-Formular die Frage, ob sie oder er Mitglied einer solchen Partei war, offen lässt, macht sich verdächtig, lügt aber nicht.

sein und Mehrdeutigkeit vermeiden: Gerade weil Schweigen die erste Maxime bis zum Äußersten ausreizt, bleibt die wirklich gemeinte Bedeutung oft unklar, zweideutig oder rätselhaft. Der Umgang mit solchen Spuren jedenfalls sind diskursive Praktiken im Sinne Foucaults³⁰.

Was aber können Linguistinnen und Linguisten hier beobachten oder gar erklären? Wer solche schweisgsamen Spuren systematisch untersuchen will, macht aus scheinbarem Nichts (Symbol ohne offensichtliche Verkörperung) ein redseliges Etwas, indem sie oder er sämtliche sinnvollen Interpretationen formuliert, reflektiert und systematisiert. Beispielsweise bei 2.3 oder 2.4 (verblasster oder verlорener Text) müssten zahlreiche mögliche Lesarten oder Ergänzungen verglichen und bewertet werden. Bei 2.5 (z. B. Liebesbrief) könnte ein narratives Interview mit den vergeblich Wartenden den jeweiligen Kontext rekonstruieren – oder bei 2.7 (z. B. gescheiterte wissenschaftliche Arbeit) das Leiden des Autors und die Gründe dafür herausfinden.

So entsteht durch Untersuchung des Schweigens als Spur eine riesige Menge neuer Texte, die Aufschluss geben sollten über Motivation, Form, Situation und Umstände des jeweiligen Falles. Überspitzt formuliert: Es werden Metadaten ohne Daten erzeugt. So tut sich eine Pragmalinguistik ohne Linguistik auf. Sie würde sämtliche Dimensionen des möglicherweise relevanten Kontextes beschreiben und käme auf diese Weise dem Schweigen wie ein Detektiv nicht nur auf die Spur, sondern erklärte auch dessen verborgene Geheimnisse. Damit wäre der Zauber des Schweigens verschwunden – oder aber, je nachdem, sein Leid gebrochen. Der Schweiger wollte oder konnte ja gerade nicht alles zur Sprache bringen. Zugleich würde gegen die erste und dritte Gricesche Maxime mehr oder weniger drastisch verstoßen, weil zu viel überflüssige bzw. irrelevante Informationen zu Tage treten. In vielen Fällen wäre auch keineswegs sicher, dass die vierte Maxime vollständig erfüllt werden könnte: Nicht alles Schweigen kann eindeutig aufgeklärt werden. Manchmal soll oder darf man es auch nicht.

3 Rhythmus

Anders verhält es sich mit der anderen Ausprägung von Schweigen: Schweigen als schriftliches Rhythmus-Instrument. Es wird nämlich normalerweise kaum wahrgenommen. Es ist semantisch leer und syntaktisch voll. (Schweigen als Spur demgegenüber ist semantisch voll und syntaktisch leer.) Worum geht es?

In und an geschriebenen Texten gibt es zahlreiche Leerstellen ohne Zeichen. Sie dienen als Gliederungssignal. Nach außen grenzen sie den Text von anderen Flächen ab. Nach innen trennen Spatien (= Zwischenräume³¹) Wörter und – bei Druckschrift – kleinere Trennfugen die einzelnen Buchstaben voneinander ab. Außerdem grenzen waagerechte

³⁰ Z. B. Foucault 1973, 41-42.

³¹ von Humboldt (1963, 503) spricht hier von ‚Pausen‘. – Scriptio continua (einschließlich chinesischer Schrift) kommt ohne Spatien aus.

Leerfelder Zeilen und senkrechte Leerfelder Spalten voneinander ab. Zusammen mit Großschreibung und Interpunktion helfen alle diese unbedruckten Flächen dem lesenden Auge, einzelne Gestalten als solche zu erkennen. So kommt Rhythmus in den Lesefluss. Ohnedieseleerstellentechnikwäreesäußerstmühsamgeschriebenextezuentziffern.

Beim Hören braucht man derartige Leerstellen nicht, weil Intonation, Prosodie und ggf. Mimik und Gestik die Aufmerksamkeit steuern. In mündlicher Rede werden kleine sprachfreie Strecken als Pausen wahrgenommen. In schriftlichen Texten hingegen bemerkt man Lücken zwischen Zeichen nicht bewusst, weil sie gewohnten Regeln folgen. Diese Regeln organisieren den rhythmischen Wechsel zwischen Etwas (Textelement) und Nichts (Schweigen). Krämer (1996, 102) zufolge unterscheiden solche Leerstellen als „Zwischenräumlichkeit“ Schrift von allen anderen Symbolsystemen.

So viel zum linearen Text. Doch Texte stehen auf Flächen. Auch diese Flächen sind durch ein hilfreiches Zusammenspiel von Voll (Tinte, Druckerschwärze, Pixel) und Leer (schweigendes Nichts) intensiv gegliedert. Solches Flächendesign steuert die Aufmerksamkeit und unterstützt die Lektüre. Schon reiner Text ist durch Leerflächen nach außen abgegrenzt (z. B. leere Seitenränder, Leerzeilen, senkrechte bzw. waagerechte Zwischenräume zwischen Spalten und einzelnen Kapiteln oder Artikeln) und intern gegliedert, zum Beispiel durch Absätze, Überschriften, Kursivierung, unterschiedliche Typographie. Das heißt, nicht nur auf der Mikro-Ebene des fortlaufend linearen Textes, sondern auch auf der Makro-Ebene der gesamten Sehlfläche (oft auch mit Bildern) erzeugt Leere Gliederung. Ohne Leere (schriftliches Schweigen) kein Textdesign, ohne Design³² kein Text. Nur durch Leerstellen wird Text zu Text.

Wir betrachten ein Beispiel (Abb. 3).



Abb. 3: Flächendesign; Joghurtbecher 23. Februar 2023

32 Zu Design als symbolischer Form im Sinne Cassirers s. Schmitz 2022.

Dieser Deckel eines Joghurtbechers verzichtet auf die gewohnte Linienführung fortlaufender Texte. Er wird auch nicht linear gelesen und soll das auch nicht. Linear gelesen ergäbe er wenig Sinn, etwa so:

„Milch aus dem Alpenvorland Der Kleine Privatmolkerei Bauer Das Original Familiengeführt seit 1887 Himbeere“ (und außerdem noch die diversen Zahlen sowie der Strichcode links oben).

Ein kohärenter Zusammenhang ist allein schon deshalb kaum zu erkennen, weil die semantischen und – wo vorhanden – syntaktischen Bezüge der einzelnen Teile in dieser Lesart weitgehend verlorengehen, z. B. bei „Der Kleine Privatmolkerei“.

Tatsächlich aber dient dieser Deckel nur als Hingucker im Warenregal. In der Regel wird er binnen Sekundenbruchteilen höchstens oberflächlich wahrgenommen. Kohärenz wird, wo nötig, nicht im Text, sondern durch das Flächendesign hergestellt. Beispielsweise ist der Eigenname „Der Kleine Bauer“ durchgehend blau auf weiß gehalten, das dazwischen geschobene Wort „Privatmolkerei“ hingegen weiß auf rotem Grund.

Entscheidend jedoch für das Flächendesign ist die Architektur der schweigsamen Leerstellen. Sie heben den Text erst heraus, geben den schnell wechselnden Blickrichtungen (Sakkaden) einen Rhythmus vor und steuern zusammen mit der Typographie und anderen visuellen Mitteln die Text-Bild-Lektüre. Überspitzt formuliert: Erst das Leere schafft Bedeutung. (Das gilt natürlich auch für die einzelnen Buchstaben: Wären sämtliche weiße Flächen in und zwischen den Buchstaben blau (bzw. weiß) ausgefüllt, könnten wir nichts lesen.)

Jenseits der reinen Gliederungsfunktion kann rhythmische Leere manchmal auch als Spur gedeutet werden. Wer – metaphorisch – ‚zwischen den Zeilen liest‘, ahnt, dass hier Bedeutung verschwiegen wird, obwohl – wörtlich verstanden – da gar nichts steht. Und wenn etwa ein Werbeplakat, eine Anzeigenseite oder ein Kunstbuch vergleichsweise große leere Felder aufweist, signalisiert das oft einen Hauch von Luxus.³³

4 Spur und Rhythmus im Vergleich: Kein Text und noch weniger Text?

4.1 Schriftlich Schweigen als Text?

Kann schriftliches Schweigen als Text verstanden werden?³⁴ Um diese Frage zu beantworten, ziehen wir zunächst (Abschnitt 4.2) die Textualitätskriterien von de Beaugrande/Dressler (1981) heran, anschließend (Abschnitt 4.3) die Textualitäts- bzw. Lesbarkeits-hinweise von Hausendorf et al. (2008 bzw. 2017) und schließlich (Abschnitt 4.4) die Kleinen-Text-Gesetze nach Schmitz (2021).

³³ Dazu Mortelmans 2005.

³⁴ Zusammenfassend zur Diskussion des Textbegriffs: Pappert 2024.

4.2 Sieben Textualitätskriterien

Nach de Beaugrande/Dressler (1981, 3) muss eine kommunikative Okkurrenz sieben Kriterien erfüllen, um als Text zu gelten.³⁵ Diese Kriterien sind Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität.

- (1) Ein Text gilt als kohäsiv, wenn sein formaler Zusammenhalt durch grammatische Markierungen an der Textoberfläche vermittelt wird. Schriftliches Schweigen hat eine leere oder gar keine Oberfläche, folglich auch keine grammatischen Markierungen. Letzteres gilt allerdings auch für sehr kleine Texte wie etwa dem „Stop“ auf dem Stoppschild. Hier wird Kohäsion nur erreicht durch die äußere Begrenzung der Oberfläche.
- (2) Ein Text gilt als kohärent, wenn ein inhaltlicher Zusammenhang erkennbar ist. „Ein Text ‚ergibt Sinn‘, weil es eine SINNKONTINUITÄT innerhalb des Wissens gibt, das durch Ausdrücke des Textes aktiviert wird“ (de Beaugrande/Dressler 1981, 88). Solche Sinnkontinuität wird auch erzeugt, wenn Schweigen als bedeutungsvoll interpretiert wird (wie oben in allen Fällen von Abschnitt 2).
- (3) & (4) de Beaugrande/Dressler (1981) führen Intentionalität und Akzeptabilität als Hilfskriterien ein für den Fall, dass Texte „aus verschiedenen Gründen nicht einwandfrei kohäsiv und kohärent erscheinen“ (ebd. 118). Eine „sprachliche Struktur“ müsse „als Text *intendiert* und *akzeptiert* werden, um in der kommunikativen Interaktion verwendet werden zu können“ (ebd.). Diese sicherlich sinnvolle Auffassung führt zu einem sehr weiten Textbegriff: Was als Text gemeint und verstanden wird, ist ein Text. Damit sind alle sehr kleinen Texte im Sinne von Schmitz (2021) fraglos Texte, beispielsweise das „Stop“ auf dem Verkehrsschild. Für schriftliches Schweigen als Spur (jedoch nicht als Rhythmus) trifft das ebenfalls zu, sofern eine Bedeutung sowohl beabsichtigt als auch verstanden oder zumindest vermutet wird (z. B. 2.3, 2.4, 2.8 bis 2.14).
- (5) Informativität ist „das Ausmaß der Erwartetheit bzw. Unerwartetheit oder Unbekanntheit/Ungewißheit der dargebotenen Textelemente“ (de Beaugrande/Dressler 1981, 11). Da alle Signale und überhaupt jegliche Veränderungen auf dieser Skala liegen, kann auch Schweigen mehr oder weniger anstrengend (z. B. 2.5) oder mehr oder weniger langweilig (z. B. 2.13) sein.
- (6) Situationalität bezeichnet „die Faktoren, die einen Text für eine Kommunikations-SITUATION RELEVANT machen“ (ebd. 12). Auch das ist eine sehr weite Definition, denn jede sprachliche Struktur wird nur im Rahmen einer Situation und im Hinblick auf

³⁵ Auf die ebenso umfangreiche wie produktive Diskussion über diese Kriterien und auch darüber, ob stets alle sieben erfüllt sein müssen (oder ob es auch noch mehr gibt; Fix 2008), kann hier nicht eingegangen werden.

eine (ggf. andere) Situation verstanden. Das gilt auch für schriftliches Schweigen, sei es als Spur, sei es als Rhythmus. de Beaugrande/Dressler kommen immer wieder auf ihr „Originalbeispiel“ (ebd. 4) „LANGSAM SPIELENDEN KINDER“ zurück. Die Situation, in der dieser Text vorkommt, ist entscheidend für sein Verständnis. Gerade in diesem Beispiel spielt aber auch die grafische Architektur der Sehfläche eine wichtige Rolle fürs korrekte Verständnis, insbesondere die (bei de Beaugrande/Dressler nicht beachtete) Verteilung auf zwei Zeilen, also die leere Fläche jenseits der und zwischen den beiden Zeilen.

- (7) Intertextualität schließlich „betrifft die Faktoren, welche die Verwendung eines Textes von der Kenntnis eines oder mehrerer vorher aufgenommener Texte abhängig macht“ (ebd. 12-13). Das gilt nun offensichtlich für alle oben genannten vierzehn Arten von Schweigen als Spur. Ohne vorherige und/oder umgebende nicht schweigsame Texte könnte schriftliches Schweigen nicht verstanden werden. Aber auch Schweigen als Rhythmus setzt entsprechende Vorkenntnisse voraus, damit Leerflächen beispielsweise als Wortgrenzen, Zeilengrenzen, Absatzgrenzen oder Layouttechnik unterschieden werden können.

Es wurde vielfach bezweifelt, dass alle sieben Textualitätskriterien erfüllt sein müssen, um etwas als Text gelten zu lassen (z. B. Vater 1992, 64-66). Außerdem können, wie gezeigt, die einzelnen Kriterien in unterschiedlichen Graden erfüllt sein. Somit ließe sich eine Botschaft auf einer Skala von mehr oder weniger Text einordnen. Ein prototypischer Text, zum Beispiel ein Roman oder eine Autobiographie, erfüllt sämtliche Kriterien in hohem Maße. Texte mit wenig Kohäsion, Kohärenz etc. (z. B. Blindtexte als Platzhalter in Entwürfen, wie etwa „Lorem ipsum“) erfüllen nur einige und auch die nur in geringem Maße. Schriftliches Schweigen als Spur steht dann diesseits der Grenze von Text und Nichttext. Schriftliches Schweigen als Rhythmus steht genau auf (z. B. die Absatzgrenze bei „Langsam spielende Kinder“) oder jenseits dieser Grenze (z. B. bei den großen weißen Flächen in Abb. 3).

4.3 Drei mal sechs Textualitätshinweise

Hausendorf et al. entwerfen Textualitätskriterien von der Lesbarkeit her. Danach ist ein Text „ein lesbares Etwas“ (Hausendorf/Kesselheim 2008, 31). So gesehen hinge es also vom Leser ab, ob sie oder er etwas als Text liest, zum Beispiel Wolken, Gedanken, Handflächen, Gesichter, Städte (Stih 2007), Grundrisse oder auch die ganze Welt (Blumenberg 1981) – und dann natürlich auch Schweigen. Allerdings berücksichtigen Hausendorf/Kesselheim (2008, 31) derartig lesbare Dinge nicht, sondern unterstellen als selbstverständlich, dass „ein lesbares Etwas“ „also sprachlicher Natur“ sei (ebd.). Abgesehen von dieser „Sprachlichkeit“ finden wir fast alle (kreuztabelliert drei mal sechs) „Textualitätshinweise“

(ebd. 37 et passim³⁶) auch in sämtlichen oben beschriebenen vierzehn Arten schriftlichen Schweigens als Spur.

Beispielsweise – um einen Extremfall zu nehmen – die als Protest hochgehaltenen weißen Blätter (2.12) nehmen wir als solche wahr, und wir sind aufgrund unseres Vorwissens mit dem Kontext vertraut (zwei von drei „Textualitätsquellen“³⁷). Jedes einzelne Blatt ist materiell nach außen begrenzt, Thema, Funktion und Musterhaftigkeit sind einfach und eindeutig, und wir können es – gerade weil das Blatt leer ist – intertextuell auf ähnliches schriftliches Schweigen beziehen (fünf von sechs „Textualitätsmerkmalen“; ebd. 37 et passim³⁸). Was fehlt, sind erstens Sprachlichkeit (Grammatik und Lexikon als Textualitätsquelle) und zweitens intratextuelle Verknüpfungshinweise (als Textualitätsmerkmal), weil eben nur ein einziges Zeichen (Leere) zu sehen ist. Doch solange wir die Blätter als bedeutungsvoll wahrnehmen, lesen wir sie auch als solche.³⁹ So gesehen gibt es also hinreichend viele Lesbarkeitshinweise.

Mehr oder weniger ähnlich verhält es sich in allen anderen Fällen von Schweigen als Spur. Denken wir, um einen zweiten Fall zu wählen, an eine adressierte und abgeschickte, im Textfeld aber nicht ausgefüllte Ansichtskarte (s. o. Typ 2.6). Bei Hausendorf/Kesselheim (2008, 154-155; vgl. ebd. 33) geht ein sehr kurzer Text („Lieber *Vorname*, sei herzlich begrüßt, *Vorname*) im Textfeld einer Ansichtskarte ganz auf „in dem Signal »Ich denke an Dich« [...], im fernkommunikativ übermittelten »Gruß«“ (ebd. 154). Warum sollte ein völlig leeres Textfeld in einer Ansichtskarte nicht auf die gleiche Weise geistig interpoliert, also verstanden werden können?

Wie aber sollen wir mit der fehlenden Sprachlichkeit umgehen, immerhin einer von drei Textualitäts-(bzw. Lesbarkeits-)quellen)? Hausendorf/Kesselheim (2008, 32) zufolge „muss man mit gleitenden Übergängen zwischen Wahrnehmbarkeit, Sprachlichkeit und Vertrautheit rechnen“ (also den drei Textualitätsquellen). Wir verstehen das so, dass wenn genügend Wahrnehmbarkeits- und Vertrautheitsquellen vorliegen, die Sprachlichkeitsquelle durchaus auch mal trocken fallen darf und die Botschaft dennoch verstanden werden kann. Hausendorf/Kesselheim verweisen auf Texte in einer für den Leser unbekannt Fremdsprache. Sie mögen dann als „defizitär“ (ebd.) erlebt werden. Nicht selten jedoch kann man ihre Bedeutung aus dem vertrauten Kontext erschließen. Ebenso verhält es sich bei der leeren Ansichtskarte, den weißen Blättern und allen anderen oben in Abschnitt 2 beschriebenen Typen schriftlichen Schweigens. Sie sind als Spur lesbar. Denn auch sie sind, wie gefüllte Texte, „nichts anderes als Ensembles solcher Lesbarkeitshinweise“ (Hausendorf et al. 2017, 46; vgl. ebd. 22).

36 „Lesbarkeitshinweise“ bei Hausendorf et al. (2017, 45-68).

37 „Lesbarkeitsquellen“ bei Hausendorf et al. (2017, 69-105).

38 „Lesbarkeitsmerkmale“ bei Hausendorf et al. (2017, 107-125).

39 Hausendorf/Kesselheim (2008, 35) weisen auf „Vorstellungskraft und Phantasie“ als Textualitätsressource hin. Zum Beispiel angesichts von Nonsens-Texten sei „fast immer eine Phantasie über Lektürekontexte aktivierbar, mithilfe derer auch solche Texte vorstellungsabhängig mit Sinn erfüllt werden können“. Warum nicht auch bei Zero-Texten?

Anders steht es mit Schweigen als Rhythmus (s. o. Abschnitt 3). Denn das wird nicht als „ein lesbares Etwas“ aufgefasst. Vielmehr dient es dazu, den Text überhaupt erst lesbar zu machen. Wie bei Abb. 3 gezeigt, könnten Texte gar nicht wahrgenommen, geschweige denn entziffert werden, wenn die leeren Flächen innerhalb der einzelnen Schriftzeichenkörper in exakt der gleichen Farbe gehalten würden wie die Linien der Schriftzeichen selbst. Mit Textverarbeitungsprogrammen lässt sich das leicht überprüfen, wenn man für den Hintergrund die gleiche Farbe wählt wie für den Text.

Dennoch kann Schweigen als Rhythmus unter bestimmten Umständen auch die Bedeutung des Textes beeinflussen, etwa wenn es um Getrennt- und Zusammenschreibung, um Verteilung auf verschiedene Zeilen und Spalten etwa in Tabellen oder um ihre Positionierung auf der Sehfläche geht (z. B. bei Formularen auf Papier oder bei hypermedialen Texten wie etwa Warenbestellungen am Bildschirm).

4.4 Fünf Kleine-Text-Gesetze

Wenden wir zur Probe aufs Exempel die bekannten fünf Gesetze für kleine Texte (Schmitz 2021) auf unsere Zero-Texte an. Betrachten wir zunächst die erste Art von Schweigen: Schweigen als Spur.

KTG 1 lautet: Je eindeutiger der Kontext, desto kürzer der Text.⁴⁰ In 2.1, 2.3 bis 2.10 sowie 2.12 bis 2.14 gibt es oft zwar wenig (2.4, 2.6, 2.8, 2.9, 2.10, 2.14) oder gar keinen (2.1, 2.3, 2.5, 2.7, 2.12, 2.13) (sprachlichen) Kontext. Der (nichtsprachliche) Kontext ist aber mehr oder weniger eindeutig bekannt (2.5 bis 2.14) oder kann (bei 2.1 bis 2.4) herausgearbeitet werden. Bei 2.2 und 2.11 stehen Ko- und Kontext in einem anderen Verhältnis: Sehr viel sprachlicher Kontext verbirgt eigentlich relevanten Kontext (2.2.) bzw. umgibt nicht lesbaren Text (2.11).

KTG 2 zufolge gilt: Je kürzer der Text, desto wichtiger seine typographische Gestaltung und/oder funktionale Arbeitsteilung mit Bildern. Typ 2.14 ist hier prototypisch: Paradoxe Paratexte entfalten ihre Kraft nur an der ganz bestimmten Stelle am zugehörigen Bild. Im Übrigen: Wo Textreste vorhanden sind, kann deren Gestaltung Hinweise auf das nicht (mehr) Vorhandene geben (2.6 bis 2.10). Wo es aber gar keinen Text gibt, gibt es auch zero Gestaltung. Doch gerade deren Fehlen wirkt (2.12, 2.13). Wo zero Text auf einer gestalteten Sehfläche steht (2.6), ist die Gestaltung dieser Fläche von entscheidender Bedeutung (z. B. wird eine Unterschrift an einer ganz bestimmten Leerstelle erwartet).

KTG 3 sagt: Je mehr Textdesign und Text-Bild-Arbeitsteilung, desto weniger grammatische Merkmale (und umgekehrt). Abb. 2 ist ein Beleg dafür. Bei völligem Schweigen

⁴⁰ Das wusste schon Wegener (1895, 27): „Je klarer und vollständiger die Situation durch die Anschauung gegeben ist, umso weniger sprachlicher Mittel bedarf es.“

(2.12 und 2.13) gibt es weder Textdesign noch bimodale Arbeitsteilung; das Gesetz kann also nicht wirken.

KTG 4 hingegen gilt vollständig und ausnahmslos: Je kürzer der Text, desto wahrscheinlicher ist er in dieser Form konventionalisiert (2.6, 2.10, 2.14). Die zentrale Konvention für Zero-Texte lautet: Nichts schreiben (2.12, 2.13). Wie stets bei Konventionen verstoßen einige Fälle dagegen, insbesondere 2.14. 2.9 zeigt, welche Mühe es machen kann, sich ihnen zu unterwerfen.

KTG 5 fasst zusammen: Je stärker die vier genannten Formgesetze auf einen Text wirken, desto wahrscheinlicher ist es ein kleiner oder gar sehr kleiner Text. Unsere Beispiele schriftlichen Schweigens zeigen das bis zum Extrem.

Wir sehen: In der Übergangszone zwischen wenig und zero Text wirken diese Gesetze, so weit wir überhaupt Spuren entdecken. Anders gesagt: In dem Maße, wie genügend „Lesbarkeitshinweise“ (Hausendorf et al. 2017) zu finden sind, gelten die fünf Kleine-Text-Gesetze auch für diese Art von Zero-Texten. Das beweist dann, dass sie Texte sind.

All das kann für die zweite Art von Schweigen, Schweigen als Rhythmus, nicht gelten. Denn Ort und Größe der Gliederungssignale hängt hauptsächlich von der Gliederungsebene (Buchstabe, Wort, Zeile etc.) ab und höchstens (wie in Abb. 2) in zweiter Linie vom Kontext und anderen Faktoren.

Gliederungssignale dienen zwar als Lesbarkeitshinweise. Für sich allein sind es aber nicht genug, um eine Bedeutung zu errahnen. So gesehen wäre also etwa eine leere Tabelle oder eine kreuzworträtselartige Figur ohne jegliche sprachliche Begleitung überhaupt kein Text, sondern nur eine leere Hülle, die vielerlei (z. B. rein dekorativen) Zwecken dienen könnte.

5 Die leere Fläche als stille Provokation

Kann schriftliches Schweigen nun als Text gelten oder nicht? Die kurze Antwort lautet: Schweigen als Spur in den meisten Fällen durchaus, Schweigen als Rhythmus in den allermeisten Fällen nicht. Doch letzten Endes geht es um eine scholastische Frage, deren eindeutige (und dann dogmatische) Beantwortung niemandem hilft. Allerdings das Nachdenken darüber, das sollte gezeigt werden, ist sehr produktiv.

(1) Es liefert einige Erkenntnisse über Zusammenhänge und Übergangsbereiche zwischen Text und Schweigen. (2) Es stellt klassische Textualitätskriterien auf die Probe. (3) Es zeigt, dass Textproduktion und -lektüre stets an den Rändern zwischen Nichts und Etwas operieren. (4) Und es belegt, dass geordnete Texte einem ungeordneten Chaos abgerungen werden müssen und werden.⁴¹

⁴¹ Edgar Wind, der bedeutende, doch weitgehend vergessene Philosoph und Kulturwissenschaftler aus der Warburg-Schule, argumentiert mit guten Gründen, das „irdische Leben bewege sich ‚in der Mitte‘“

Dem dienen zwei verschiedene Arten schriftlichen Schweigens. Schweigen als Spur ist syntaxfrei (syntaktisch leer), doch voll verschwiegener Semantik (semantisch voll). Schweigen als Rhythmus hingegen hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, fast immer nur syntaktische Funktionen; es ist syntaktisch voll und semantisch leer. Insofern ergänzen beide einander. An der Oberfläche sehen beide gleich aus, nämlich als mehr oder weniger große ungefüllte Flächen. Doch sie erfüllen völlig verschiedene pragmatische Funktionen. Schweigen als Spur kann in seiner Bedeutung gelesen werden. Schweigen als Gliederungssignal macht Lesen als Technik überhaupt erst möglich.

In beiden Fällen muss schriftliches Schweigen einen Rahmen haben, innerhalb dessen es seine Funktion entfaltet und damit es gedeutet werden kann. Bei Schweigen als Spur ist das entweder der Kotext (2.3, 2.4, 2.6, 2.8, 2.9, 2.10) oder aber der Kontext (2.1, 2.2, 2.4, 2.5, 2.7, 2.11, 2.12, 2.13, 2.14). Bei Schweigen als Rhythmus ist es der umgebende gefüllte Kotext oder aber die materielle Grenze der Sehfläche. Ein Etwas grenzt das scheinbare Nichts ab, definiert es also.

Die leere Fläche (scheinbares Nichts, tatsächlich *res extensa*) kann dazu dienen, Gedanken (geistiges Etwas, *res cogitans*) (a) zu verbergen oder zu verkörpern oder (b) in schriftlicher Darstellung formal zu artikulieren (lat. *articulus* = das kleine Gelenk), also (a & b) lesbar zu machen. In jedem Fall wirkt sie mit an dem „Verfahren der Sprache“ als „das bildende Organ des Gedanken“ (Humboldt 1963, 426).

Nicht jeder Gedanke muss verschriftlicht werden. Jeder ausgeschriebene Text ist umgeben von einer nichtgeschriebenen, schweigenden Halo von Mitgemeintem oder Mitdenkbarem. Es kann nicht restlos alles ausformuliert werden, was zu verstehen gegeben bzw. was verstanden wird. Und selbst wenn es möglich wäre, wäre es extrem ineffizient und langweilig. Das Nichtformulierte und dennoch Relevante mitzuverstehen gehört zu den Herausforderungen jeder Verständigung; in komplexeren Fällen ist das die Aufgabe der Hermeneutik.

Oft wird auch zu viel verschriftlicht. Wir leben in einem Kosmos überflüssiger Texte. Muss das alles geschrieben werden? Manchmal wünschte man sich stattdessen keine Texte.⁴²

6 Ein Nichts ohne Etwas?

zwischen dem „Sinnlosen“ und dem „Sinngemäßen“ (Wind 2001, 209). Schriftliches Schweigen markiert Grenze und Übergang zwischen beiden. Es operiert – in den Worten von Hausendorf (2022, 111) – „an der «Peripherie» der Sprache, vielleicht schon jenseits der Sprache“.

42 Danke, liebe Leserin und lieber Leser, dass Sie dennoch so lange durchgehalten haben.

Literatur

- Blumenberg, Hans (1981) *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981) *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Delius, Friedrich Christian (2021) *Die sieben Sprachen des Schweigens*. Berlin: Rowohlt.
- Fix, Ulla (2008) Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36.3, 343-354.
- Foucault, Michel (1973) *Archäologie des Wissens* [frz. 1969]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1952) Zur Ätiologie der Hysterie [1896]. In: ders. *Gesammelte Werke*, Bd. 1. Frankfurt/M.: S. Fischer, 425-459.
- Grice, H. Paul (1993) Logik und Konversation [engl. 1975]. In: Meggle, Georg (Hrsg.) *Handlung, Kommunikation, Bedeutung* [1979]. 2. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 243-265.
- Hausendorf, Heiko (2022) «Fix und fest»: Angebrachte und unangebrachte Texte. In: Bock, Bettina M./Pappert, Steffen/Škerlavaj, Tanja (Hrsg.) *Grenzgänge: Eine Spritztour durch Text-, Stil- und Zeichengefilde*. Festschrift für Ulla Fix. Berlin: Frank & Timme, 111-121.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang (2008) *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017) *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970 [1837]) Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte [1837]. In: ders. *Werke in zwanzig Bänden* (Theorie Werkausgabe), Bd. 12. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- von Humboldt, Wilhelm (1963) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts [1830-1835]. In: von Humboldt, Wilhelm (1963) *Schriften zur Sprachphilosophie*. Werke in fünf Bänden (Hrsg. Andreas Flitner/Klaus Giel), Bd. III. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 368-756.
- Kafka, Franz (2006) *Oxforder Oktavhefte 1 & 2*. Faksimile-Edition. Hrsg. von Roland Reuß und Peter Staengle. Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern.
- Kaube, Jürgen (2020) *Hegels Welt*. Berlin: Rowohlt.

- Keseling, Gisbert (2004) *Die Einsamkeit des Schreibers. Wie Schreibblockaden entstehen und erfolgreich bearbeitet werden können*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- von Kleist, Heinrich (1964) Die Marquise von O... [1808]. In: ders. *Erzählungen*. dtv-Gesamtausgabe Bd. 4. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 94-130.
- Krämer, Sybille (1996) Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache? In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 15.1, 92-112.
- Lautenschläger, Sina (2022) Schweigen in einer digitalen Welt. In: *Sprechen & Kommunikation – Zeitschrift für Sprechwissenschaft*, 19-36. Open Access: <https://www.sprechwissenschaft.org/wissenschaft/schweigen-digitale-welt> [zuletzt aufgerufen am 18.04.2024].
- Marschall, W[olfgang] (1998) Tabu. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hrsg.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10. Basel: Schwabe & Co., Sp. 877-879.
- May, Karl (o. J.) *Winnetou Dritter Band* [1893]. Ungekürzte Ausgabe. Wien: Tosa Verlag.
- Mercier, Pascal (1995) *Perlmanns Schweigen*. München: Knaus.
- Melandri, Francesca (2023) Ultraschall des Schweigens. Was gesagt wird, ist wichtig. Aber was nicht gesagt wird, ist manchmal noch wichtiger. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7. September 2023, S. 15.
- Morgenstern, Christian (1981) *Alle Galgenlieder* [1932]. Zürich: Diogenes.
- Mortelmans, Dimitri (2005) Visualizing Emptiness. In: *Visual Anthropology* 18, 19-45.
- Nehrlich, Thomas (2012) „Es hat mehr Sinn und Deutung, als du glaubst.“ *Zu Funktion und Bedeutung typographischer Textmerkmale in Kleists Prosa*. Hildesheim: Olms.
- Pappert, Steffen (2024) Textualität. In: Szurawitzki, Michael/Wolf-Farré, Patrick (Hrsg.) *Handbuch Deutsch als Fach- und Fremdsprache*. Berlin/Boston: de Gruyter, 233-247.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i diskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 18.04.2024].
- von Rauchhaupt, Ulf (2023) Aus den Splittern von Babylon. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. Februar 2023, S. 11.
- Reckwitz, Andreas (2000) *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.

- Ricœur, Paul (1981) The Model of the Text: Meaningful Action Considered as a Text. In: ders. *Hermeneutics and the Human Sciences. Essays on Language, Action and Interpretation*. Cambridge: Cambridge University Press, 197-221.
- Schmitz, Ulrich (1990) Beredtes Schweigen. Zur sprachlichen Fülle der Leere. In: ders. (Hrsg.) *Schweigen*. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 42, 5-58.
- Schmitz, Ulrich (2021) Klein, aber oho! Wissenschaftliche Rehabilitation sehr kleiner Texte. In: Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (Hrsg.) *Kleine Texte*. Berlin: Peter Lang, 11-39.
- Schmitz, Ulrich (2022) Design als symbolische Form. Und ihr Zusammenspiel mit Sprache. In: Brommer, Sarah/Roth, Kersten Sven/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.) *Brückenschläge. Linguistik an den Schnittstellen*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 177-204.
- Schubbe, Daniel/Lemanski, Jens/Hauswald, Rico (Hrsg., 2013) *Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Wandel und Variationen einer Frage*. Hamburg: Meiner.
- Stih, Renata (2007) *Die Stadt als Text. Das jüdische München*. Berlin: Stih & Schnock.
- Vater, Heinz (1992) *Einführung in die Textlinguistik*. München: Fink.
- Wegener, Ph[ilipp] (1885) *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle: Niemeyer.
- Wind, Edgar (2001) *Das Experiment und die Metaphysik. Zur Auflösung der kosmologischen Antinomien* [1934]. Hrsg. Bernhard Buschendorf. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

HEIKO HAUSENDORF

Das Schweigen der Texte. Über Lesbarkeitsvakanz in der Kommunikation mit und durch Schrift

Abstract

Im vorliegenden Beitrag wird der Versuch unternommen, das viel beschriebene Phänomen des Schweigens in Gesprächen auf Kommunikation mit und durch Schrift, also auf Textkommunikation, zu beziehen: Unter welchen Bedingungen und in welchen Kontexten kann man mit dem Weglassen von Text kommunizieren? Zur Beantwortung dieser Frage wird das aus der Konversationsanalyse stammende Konzept der „Redezugvakanz“ aufgegriffen, das darauf beruht, dass eine relevant gesetzte Hörerwartung enttäuscht wird. Analog dazu entstehen, so die These, Lesbarkeitsvakanz in der Textkommunikation, wenn Leseerwartungen manifestiert werden, aber unausgefüllt bleiben. Wie man sich das konkret vorzustellen hat, wird an einigen typischen Fällen von Lesbarkeitsvakanz illustriert, die mit der Dialogisierung der Textkommunikation, der Fragmentierung von Lesbarkeitshinweisen und der Verweigerung von Text durch Text zu tun haben.

In this article, it is argued that the much-described phenomenon of silence in conversations can also be related to communication with and through writing, i.e. to text communication: Under which conditions and in which contexts can one communicate by leaving out text? To answer this question, the concept of “turn vacancy” (Redezugvakanz) is taken up. It comes from conversation analysis and is based on the fact that a second turn is “officially absent” (Schegloff). Analogously, according to our thesis, a readability vacancy arises in text communication whenever a concrete reading expectation is manifested but remains unfulfilled. This thesis is illustrated by some typical cases of readability vacancies that have to do with sequentiality in text communication, the fragmentation of readability cues and the refusal of text by text.

Keywords: Textlinguistik, Textkommunikation, Schweigen, Redezugvakanz, Lesbarkeit, Lesbarkeitsvakanz, Dialogisierung, Textverweigerung, Textfragmentierung, Leerstellen

Text linguistics, written text/discourse/communication, silence, turn taking, readability, readability vacancy, sequentiality, refusal of text, fragmentation of text, empty spaces

1 Einführung

Zu den vielen Dingen, die mir durch den Kopf gegangen sind, seit ich angefangen habe, mich auf Anregung von Steffen Pappert und Kersten Sven Roth für keine Texte (mehr) zu interessieren (Pappert/Roth 2022), gehört die Verwendung des spezifischen Negationsartikels *kein*. Z. B. sind mir Produktbezeichnungen auf dem Etikett von Gläsern mit Salaten in einem „Bio-Supermarkt“ aufgefallen, die den Negationsartikel *kein* enthalten. In großer Schrift und durch das Layout auffällig hervorgehoben ist dort auf der Vorderseite der Gläser zu lesen: „Kein-Ei Salat“ und (auf dem Glas direkt daneben) „Kein-Fleisch Salat“.

Wenn man unvoreingenommen an die Sache herangeht, ist es schon erstaunlich, dass ein Produkt (hier: irgendeine Art von „Salat“) mit dem bezeichnet wird, was es offenbar gerade *nicht* ist. Der fragliche „Kein-... Salat“ ist ja offensichtlich vieles andere auch nicht, z. B. ist er auch kein Krautsalat (vermute ich). Und nicht für jeden Salat im fraglichen Regal des Supermarktes wird mit einer Negation geworben: Der „Kartoffelsalat“, der im Regal direkt neben dem „Kein-Ei Salat“ steht, ist offenbar tatsächlich (und positiv) ein *Kartoffelsalat* (und nicht z. B. ein „Kein-Fisch-“ oder „Kein-Kartoffel-Salat“). Natürlich verstehen wir als gute und geübte Konsument:innen (insbesondere in „Bio-Supermärkten“) die Botschaft intuitiv: Es handelt sich eben um einen „Kein-Ei“-Eisalat bzw. um einen „Kein-Fleisch“-Fleischsalat, wobei sich dieses Oxymoron nicht nur vor dem Hintergrund einer gesetzlich regulierten Produktkennzeichnungs- und -deklarationspflicht verstehen lässt, sondern auch pragmatisch eine Art Versprechen gibt: Das Produkt schmeckt wie Eisalat bzw. wie Fleischsalat, es ist aber kein Ei bzw. kein Fleisch drin! Dass man darin ein werbendes Versprechen im Sinne der Steuerungsnützlichkeit sehen kann (und nicht etwa ein Eingeständnis), muss irgendetwas damit zu tun haben, dass Eier und Fleisch für Konsument:innen problematisch (geworden) sein könnten, so dass ihre Abwesenheit im Produkt als etwas Positives erscheinen kann.¹ Was ich mich gefragt habe: Ob es im Fall der Verwendung von *kein* in „Keine Texte“ ähnlich sein könnte, so dass es sich dabei eben um „Keine-Texte-Texte“ handelt, die sich verstehen (und lesen) lassen wie Texte, auch wenn keine Texte drin sind. Keine Texte kämen damit dem Schweigen im Gespräch ziemlich nahe. Daraus resultiert die Frage, der ich in meinem Beitrag nachgehen möchte: Kann man mit (genau genommen: mit dem Weglassen von) Texten schweigen?

Diese Frage lässt sich auf den ersten Blick leicht beantworten. Mit Texten kann man natürlich *nicht* schweigen, weil schriftliche Texte ohnehin (fast immer) lautlos sind. Sie sprechen nicht, und sie können deshalb auch nicht gehört werden. Also kann man mit Texten auch nicht schweigen. Hier könnte dieser Beitrag also schon zu Ende sein. Es gibt

1 Wenn man genau hinguckt, kann man sehen, dass *kein* auf der Etikettbeschriftung als Bestandteil eines komplexen Kompositums mit Bindestrich-Orthographie („Kein-Ei/Salat“) wiedergegeben wird, wobei hinter „Salat“ jeweils ein Zeilensprung erfolgt. Der Negations-Artikel ist dabei als eine Art Negations-Präfix Bestandteil der Wortbildung des Nomens geworden und in eine Spontanwortbildung eingegangen, wie sie für die Werbesprache wohl nicht untypisch ist.

aber auch ein Ja. Wenn man das Schweigen weiter versteht als Abwesenheit von Sprache oder anderen Zeichen (ungeachtet ihrer medialen Realisierung), gibt es Schweigen auch in und mit Texten: „Writing, too, has silences“, heißt es in diesem Sinne z. B. bei Muriel Saville-Troike (1985, 5). Und auch für Ulrich Schmitz ist das keine Frage: „Schweigen kann schriftlich codiert werden“ (Schmitz 1990, 34).² Aber wie genau hat man sich das vorzustellen, das Schweigen mit „ohne Text“? Wie kann man Dinge ohne Worte tun in der Textkommunikation? Dieser Frage widmet sich der vorliegende Beitrag, und es soll darin die Idee ausprobiert werden, dass wir es in solchen Fällen mit ‚Lesbarkeitsvakanz‘ zu tun haben. Diese Idee knüpft an eine Leerstelle an, die Steffen Pappert und Kersten Sven Roth in ihrer Fokussierung auf „keine Texte“ explizit markiert haben:

Es geht uns um nicht, noch nicht und nicht mehr vorhandene Texte, die in verschiedenen Zusammenhängen für jeweils unterschiedliche Kommunikationsbeteiligte als ‚keine Texte‘ wahrgenommen werden. Keine Berücksichtigung finden dementsprechend mancherlei Formen des Schweigens, die – vergleichbar mit fehlenden Texten – in verschiedener Weise an bestimmte Erwartungshaltungen geknüpft sind und somit situations- und wissensabhängig jeweils unterschiedliche Interpretationsräume eröffnen können [...]. Obschon ein Herausarbeiten von Unterschieden und Parallelen reizvoll wäre, wollen wir in diesem Beitrag (noch) darauf verzichten und uns auf nicht-geschriebene Leerstellen konzentrieren. (Pappert/Roth 2022, 27)

Die Idee der Lesbarkeitsvakanz versteht sich als ein Schritt in diese Richtung des „Herausarbeitens von Unterschieden und Parallelen“ zwischen dem Schweigen in Gesprächen und dem Weglassen von Text in Texten.

Vorab sei aber kurz noch illustriert, dass es gar nicht so leicht ist, mit ohne Text zu schweigen und auf diese Weise eine Vakanz von Lesbarkeit zu erzeugen. Ich habe das bei der Anmeldung für die Sektion „Textlinguistik“ erfahren dürfen, aus der der vorliegende Sammelband hervorgegangen ist (vgl. dazu das Editorial der Hg. in diesem Band). Im „Book of Abstracts“ zur Tagung sieht es so aus, als hätte ich es versäumt, früh genug ein Abstract oder überhaupt ein Abstract zur Tagung einzureichen. Gleichwohl hatte ich im entsprechenden Formular explizit angegeben: „Kein Abstract“ – und darauf gesetzt, dass das auch genau so gedruckt wird, idealerweise auf einer ansonsten freien Seite, damit die fragliche Leerstelle auch durch die Gestaltung zur Geltung kommt. Herausgekommen ist leider das, was dann im „Book of Abstracts“ so aussieht, als hätte ich mir womöglich nicht die Mühe gemacht oder es sonst wie versäumt, ein Abstract einzureichen:

2 Diese Gleichbehandlung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit scheint bis heute common sense in der einschlägigen Literatur zu sein, wobei die gesprochene Sprache aus naheliegenden Gründen stets der Ausgangspunkt zu sein scheint (vgl. aus der neueren Literatur z. B. Ephratt 2022, 2: „Verbal silence is also employed in a wide variety of written texts“).

Textlinguistik

Zeit: Donnerstag, 21.09.2023: 8:45 - 10:15

Textlinguistik : 1

Kann man mit Text(en) schweigen?

Heiko Hausendorf

Universität Zürich, Schweiz

Textlinguistik: 2

Keine Texte und Schweigen in Messenger-Kommunikation

Sina Lautenschläger

Leibniz Universität Hannover, Deutschland

Schweigen ist in vielerlei Hinsicht ein Grenzgänger-Phänomen: Nicht nur ist es „das Andere der Sprache und zugleich deren Teil“ (Schmitz 1990: 32), wobei es mit seinen graduellen Realisationsformen an der Schnittstelle 'Sprache – Nicht-Sprache' oszilliert (vgl. Lautenschläger 2022), sondern bewegt sich darüber hinaus im Rahmen von interpersonaler, schriftlich vermittelter Messenger-Kommunikation an der Grenze von Text(linguistik) und Gespräch(slinguistik).

Schweigen wird typischerweise definiert als „Nichtreden“ (duden.de, Herv. SL) und zeigt bereits dadurch seine prototypische Verortung in der Mündlichkeit an, was auch plausibel macht, dass und warum seine linguistische Analyse in der Vergangenheit primär an gesprochen-sprachlichem Material stattfand. Spätestens aber mit dem Einzug des Smartphones kommt (insbesondere dem negativ markierten) Schweigen auch in schriftsprachlich realisierter, also in textueller Kommunikation eine besondere Bedeutung zu. Es handelt sich hierbei zwar nicht um einen ‚Kein Text‘ im Sinne von Pappert/Roth (2022), ist aber als Fehlen von erwarteten textuell realisierten Äußerungen bzw. Reaktionen (wie Emojis) zu verstehen und bildet somit einen textlinguistisch relevanten Gegenstand, der im Rahmen des Vortrages konkreter umrissen werden soll. Dabei wird auch diskutiert, ob und wie Schweigen von dem, was als ‚Kein Text‘ definiert wurde, abzugrenzen ist.

Literatur

Duden.de: Schweigen. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Schweigen>

Lautenschläger, Sina (2022): Schweigen in einer digitalen Welt. In: Sprechen & Kommunikation – Zeitschrift für Sprechwissenschaft. Open access: <https://www.sprechwissenschaft.org/wissenschaft/schweigen-digitale-welt>

Pappert Steffen, Roth Kersten Sven (2022): Keine Texte. *tekst i diskurs – text und diskurs*, 16, S. 25-51.

Dabei hatte ich nicht ohne eine gewisse Genugtuung, an die ich mich noch gut erinnere, im Formular die Worte „Kein Abstract“ eingegeben, also ein „Kein-Abstract“-Abstract produziert, das aber als solches von der zuständigen Redaktion nicht erkannt, geschweige denn im Layout gewürdigt wurde. Damit jedenfalls ist nicht die Art von Lesbarkeitsvakanz entstanden, die mir vorgeschwebt hatte. Aber was genau ist mit *Lesbarkeitsvakanz* überhaupt gemeint? Zur Beantwortung dieser Frage gehe ich zunächst auf Redezugvakanz im Gespräch ein (s. u. 2) und komme dann auf Lesbarkeitsvakanz in und mit Texten zu sprechen (s. u. 3). Ein kurzes Fazit beschließt den Beitrag (s. u. 4).

2 Redezugvakanz im Gespräch

Mit dem Begriff der Lesbarkeitsvakanz schließe ich an das Konzept der „Redezugvakanz“ an, das Jörg Bergmann vor etlichen Jahren in der analytischen Auseinandersetzung mit „Schweigephasen“ in Gesprächen vorgestellt hat, um einen bestimmten Typus dieser Schweigephasen zu identifizieren:

Es geht [...] also um den Typus einer Schweigephase, der dadurch entsteht, dass ein Redezug, zu dessen Übernahme einer der angesprochenen Rezipienten verpflichtet wurde, (zunächst) einmal vakant bleibt. (Bergmann 1982, 154)

Redezugvakanz haben nach dieser Definition damit zu tun, dass die Erwartbarkeit eine Folgeäußerung etabliert und dann gleichwohl unerfüllt (eben *vakant*) bleibt (vgl. auch Lautenschläger in diesem Heft). Ein nächster Redezug ist somit nicht nur abwesend, sondern gleichsam „officially absent“. Redezugvakanz leben davon, dass eine Erwartung an einen Folgezug manifestiert wird. Sie sind damit Ausdruck der in der Konversationsanalyse so genannten „konditionellen Relevanz“:

How can we, in a sociologically meaningful and rigorous way, talk about the ‚absence‘ of an item; numerous things are not present at any point in a conversation, yet only some have a relevance that would allow them to be seen as ‚absent‘. Some items are, so to speak, ‚officially absent‘. It is to address these problems that the notion of conditional relevance is introduced. By conditional relevance of one item on another we mean: given the first, the second is expectable; upon its occurrence it can be seen to be a second item to a first; upon its nonoccurrence it can be seen to be officially absent – all this provided by the occurrence of the first item. (Schegloff 1968, 1083)

In diesem Sinn sind das Ei und das Fleisch im Kein-Ei-Eisalat und im Kein-Fleisch-Fleischsalat nicht wie vieles andere auch in der Zutatenliste bloß nicht enthalten, sondern durch den Gebrauch des spezifischen Negations-Artikels tatsächlich „officially absent“.

Unter bestimmten Umständen können Redezugvakanz auch als Anzeichen für ausbleibende Interaktion gewertet werden, also für Krisen bzw. krisenhafte Momente, in denen noch nicht oder nicht mehr klar ist, ob der Andere überhaupt noch (zu)hört. Unter Bedingungen von „Telekopresenz“ (Hausendorf 2022) haben wir das in videokonferenzbasierten Lehrveranstaltungssitzungen mit großer Regelmäßigkeit erlebt. Wir blenden uns dazu in den Beginn einer Zoom-Seminarsitzung ein. Der Sitzungsbeginn zeigt, dass

Redezugvakazen auch als Indizien für das Misslingen von Interaktion verstanden werden können. Die Dozentin hat gerade das Programm gestartet. Kurz darauf wird einer der prospektiven Seminarteilnehmer auf dem Bildschirm (des kleinen Computers) sichtbar:³



Abb. 2: Beginn einer Zoom-Sitzung

Mit Erscheinen eines Gesichts auf dem Monitor ergibt sich der folgende Austausch:

Ausschnitt 1: „Ghörsch Du mich?“

01	Doz:	HALlo andREas?
02		(2 sec.)
03	Doz:	[schnell] GHÖRSCH du mich
04		(20 sec.)
05	Doz:	[schnell] hallo andREas GHÖRSCH du mich?
06		OH
07		[leise] glaub irgendöppis funktioniärt NÖD hä
08		funktioniert JETZT andreas?
09		GHÖRSCH du mich?
10	Stud:	ja kann dich hören
11	Doz:	okay Super

Mit Begrüßung und Frage etabliert die Dozentin starke konditionelle Relevanzen für einen zweiten Zug durch „Andreas“. Dieser Redezug bleibt gleich dreimal (Z. 02, 04 und 06) vakant – was die Dozentin dann (nicht etwa als Unwilligkeit ihres gewünschten Interaktionspartners, sondern) als Versagen der in Anspruch genommenen Technik versteht, wie ihr Kommentar zeigt (Z. 07). Erst nach einem neuerlichen Anlauf (Z. 08 f.) meldet sich der Student (Z. 10). Das Beispiel zeigt nicht nur eine Reihung von Redezug-

³ Das Material stammt aus dem SNF-Projekt „IntAkt“, das in den Jahren 2020 bis 2023 unter der Leitung des Verf. an der Universität Zürich durchgeführt worden ist und in dem Kenan Hochuli als PostDoc und Johanna Jud und Alexandra Zoller als Doktorandinnen gearbeitet haben. Vergewisserungen über Kopräsenz sind das Thema der Dissertation von J. Jud (Jud i. Vorb.). Das vorliegende Beispiel wird ausführlicher in Hausendorf 2022 analysiert.

vakanzen, sondern darüber hinaus sehr anschaulich, dass es sich in diesem Fall nicht nur um Telepräsenz handelt, sondern tatsächlich um *Telekop*präsenz: Die Beteiligten wollen den Anderen nicht nur wahrnehmen, sondern sie wollen auch Gewissheit haben, dass diese Wahrnehmung des Anderen selbst wahrgenommen wird (Hausendorf 2022; vgl. Zhao 2003 zum Konzept der „Telekoppräsenz“). Gerade deshalb ist die Redezugvakanz zu Beginn der Kommunikation ausgesprochen kritisch. Mit der Wahrnehmbarkeit der wechselseitigen Wahrnehmung steht und fällt die Möglichkeit der Kommunikation. Aber gibt es etwas Vergleichbares auch in der Textkommunikation, also in der Kommunikation mit und durch Schrift?

3 Lesbarkeitsvakanz in und mit Texten

Ich komme jetzt (endlich) zu meinen Text-Beispielen. Sie sind im Hinblick auf Auslöser für Lesbarkeitsvakanz geordnet. Am Anfang steht der vergleichsweise klare Fall der Dialogisierung von Textkommunikation, mit der Lesbarkeit in Richtung Reaktionspräsenz profiliert – und von Fall zu Fall auch enttäuscht wird (s. u. 3.1). Es folgt die Fragmentierung von Lesbarkeitshinweisen, vor deren Hintergrund Leerstellen und spezifisch unfertige Texte entstehen (s. u. 3.2). Den Abschluss bildet die (Inszenierung der) Verweigerung von Text durch Text, so dass es z. B. zu Text-Lücken und nicht-eingelösten Text-Versprechen kommt (s. u. 3.3).

3.1 Dialogisierung von Textkommunikation: Sequentialität und enttäuschte Reaktionspräsenz

In dem Maße, in dem in der Kommunikation mit und durch Schrift Reaktionen der Leser:innen mit und durch Schrift erwartbar gemacht werden, können Lesbarkeitsvakanz auftreten, die den Redezugvakanz sehr ähnlich sind. Dafür muss in und mit Schrift eine spezifische Zeitlichkeit der Textproduktion und -rezeption lesbar (gemacht) werden, die die Sequentialität der Mündlichkeit nachahmt und so etwas wie „Lese“- und „Reaktions“-präsenz und damit eine Dialogisierung der Textkommunikation suggeriert. Wie das konkret aussieht, soll im Folgenden an einem zeitgenössischen Beispiel aus der Welt alltäglicher „Postings“ auf einer online-Lehr- und Lernplattform (3.1.1) und an einem historischen Beispiel aus der Welt der literarisch inszenierten Briefkommunikation illustriert werden (3.1.2).

3.1.1 Lesbarkeitsvakanz auf einer Selbstlernplattform

Das erste Beispiel stammt aus einem Forum auf einer Selbstlernplattform.⁴ Sebastian hat gerade ein Posting an die anderen Mitglieder seiner Arbeitsgruppe platziert:

⁴ Ich verdanke das Beispiel dem SNF-Projekt „Universitäre Lernkommunikation in virtuellen Räumen“, das unter der Leitung des Verf. von 2012 bis 2015 durchgeführt wurde und in dem Katrin Lindemann (als

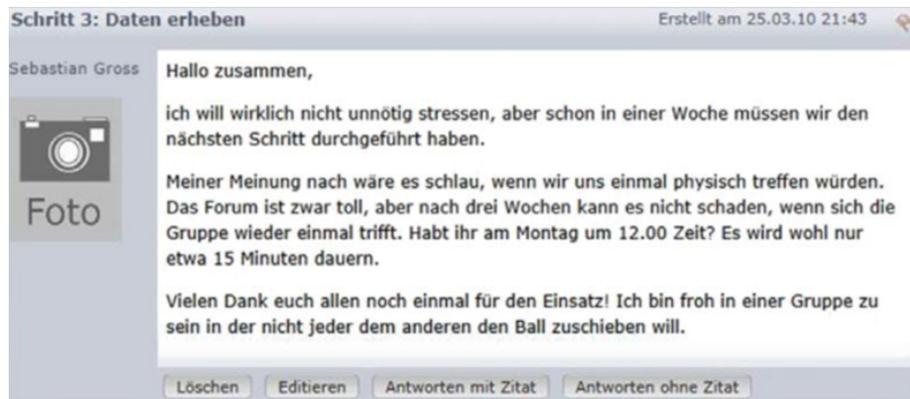


Abb. 3: Posting (anonymisiert)

Es geht in dem fraglichen Posting um die weitere Arbeit in der Arbeitsgruppe, für die Sebastian ein Treffen vorschlägt: „Habt ihr am Montag um 12:00 Zeit?“ Ohne auf die Details seiner komplexen Mitteilung näher einzugehen, lässt sich unschwer feststellen, dass Sebastian mit diesem Vorschlag in Form einer Frage die Erwartung nächster (Antwort-)Postings in diesem Forum etabliert. Es geht also nicht – wie auf der Videokonferenzplattform – um Telekopresenz (und die Wahrnehmbarkeit wechselseitiger Wahrnehmung), aber doch auch nicht nur um unbestimmt unterstellte Lesbarkeit, sondern um die mit dieser Lesbarkeit verbundene Unterstellbarkeit einer zeitlich angemessenen Reaktion (Reaktionspräsenz). Dazu muss die fragliche Erwartung in einer zeitlich irgendwie fassbaren Art und Weise lesbar (gemacht) werden. Im vorliegenden Fall handelt es sich diesbezüglich um eine in *Tagen* messbare Reaktionspräsenz. Die Voraussetzung dafür ist, dass die Zeitlichkeit des Absendens und Empfangens von Text in diesen Fällen in die Kommunikation hineingeholt, d. h. lesbar (gemacht) wird. Das passiert schon (und nicht zufällig) durch den automatisch eingefügten, tages-, stunden- und minutengenauen Zeitstempel der Nachricht (erscheint oben rechts auf dem Rahmen des Postings: „Erstellt am 25.03.10 21:43“). Auf dieser Grundlage kann Sebastian die Erwartung einer Reaktion etablieren, die innerhalb von Tagen zu erfolgen hat, und damit eine in Tagen ausgedrückte Sequentialität der Kommunikation mit und durch Schrift ermöglichen: Man kann wissen (und die Beteiligten können davon ausgehen), dass der „25.03“, an dem das Posting erscheint, der Donnerstag vor dem „Montag“ ist, von dem hier die Rede ist.

Man sieht am ausgewählten Beispiel aber auch die Risiken, die damit verbunden sind, Sequentialität in der Kommunikation mit und durch Schrift zu etablieren. Die folgende Abb. 4 zeigt – auch ohne dass man die Texte lesen kann – das forumspezifische Tableau mit den Postings. Oben findet sich das Ausgangsposting von Sebastian, das einen neuen

PostDoc) und Emanuel Ruoss und Caroline Weinzinger (als Doktorand:innen) mitgearbeitet haben (vgl. zu einer ausführlichen Analyse des Beispiels Hausendorf et al. 2015; Hausendorf et al. 2017, 130-137).

„Thread“ etabliert („Schritt 3: Daten erheben“), darunter finden sich zwei weitere Folge-Postings:

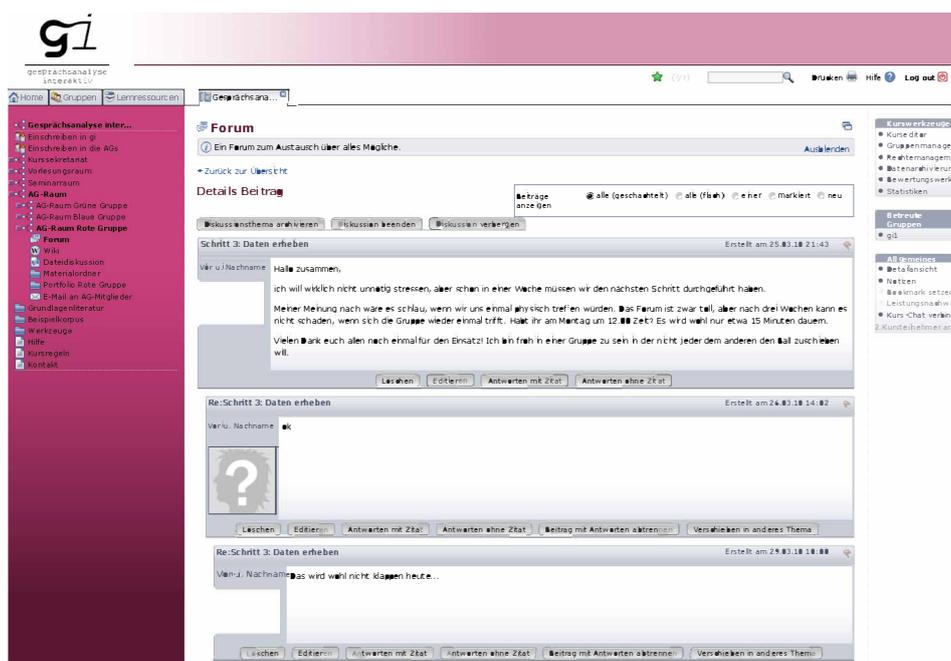


Abb. 4: Folge-Postings im „Forum“ (anonymisiert)

In der unmittelbaren Folge erscheint am nächsten Tag zunächst ein Posting einer der AG-Teilnehmer:innen, das nicht mehr als ein „OK“ enthält. Bis und mit „Montag“ bleiben weitere Postings aus; die erhofften Reaktionen erfolgen also nicht, die Erwartung von Reaktionspräsenz wird enttäuscht und läuft ins Leere. Stattdessen breitet sich vor dem Hintergrund der etablierten Erwartung eine spezifische Lesbarkeitsvakanz aus: Die nicht realisierten Antworten der anderen Gruppenmitglieder sind (für Sebastian und alle, die sein Posting vor und am „Montag“ rezipiert haben) „officially absent“. Das wird dann am Montagmorgen („Erstellt am 29.03.10 10:00“) von Sebastian lakonisch und leicht resignierend kommentiert: „Das wird wohl nicht klappen heute ...“. Sein Kommentar macht mit seinem eigenen Zeitstempel also in der Historie der Postings die fragliche Lücke auch im Nachhinein lesbar. Zwischen dem „26.03.10 14:02“ und dem „29.03.10 10:00“ hat es keine Postings gegeben, chronologisch verstrichene und technisch markierte „Uhr“-Zeit wird als soziale Zeit einer enttäuschten Erwartung angemessener Reaktionspräsenz lesbar. Natürlich wird der Kommentar von Sebastian in der Folge dann wieder kommentiert (im Ausschnitt nicht mehr enthalten). Man sieht aber auch so, wie mit der Dialogisierung der Textkommunikation, d. h. mit der Verzeitlichung der Kommunikation und der Etablierung von Erwartungen an Reaktionspräsenz Lesbarkeitsvakanzen entstehen können (die – ähnlich wie bei der Zoom-Sitzung – zu krisenähnlichen Situationen und einem

entsprechenden Krisenmanagement führen können). Es ist diese Art von Lesbarkeitsvakanz in dialogsimulierender schriftlicher Kommunikation natürlich viel älter als das Schreiben und Lesen von Texten in elektronischen Umgebungen. Die Dialogisierung von Textkommunikation dürfte spätestens mit dem Schreiben und Lesen von Briefen eine spezifische Verbreitung und Ausdifferenzierung erfahren haben. Es ist daher kein Zufall, wenn wir nach einem entsprechenden Beleg nicht lange suchen müssen und dafür in der Welt der Briefromane fündig werden.

3.1.2 Lesbarkeitsvakanzen im „Werther“

Wir greifen an dieser Stelle ein berühmtes Beispiel auf, um zu zeigen, wie sich Lesbarkeitsvakanzen im Briefroman inszenieren lassen. Die folgende Abb. 5 zeigt den Anfang des viel zitierten Briefes vom „16. Juny“ in Goethes Werther:⁵

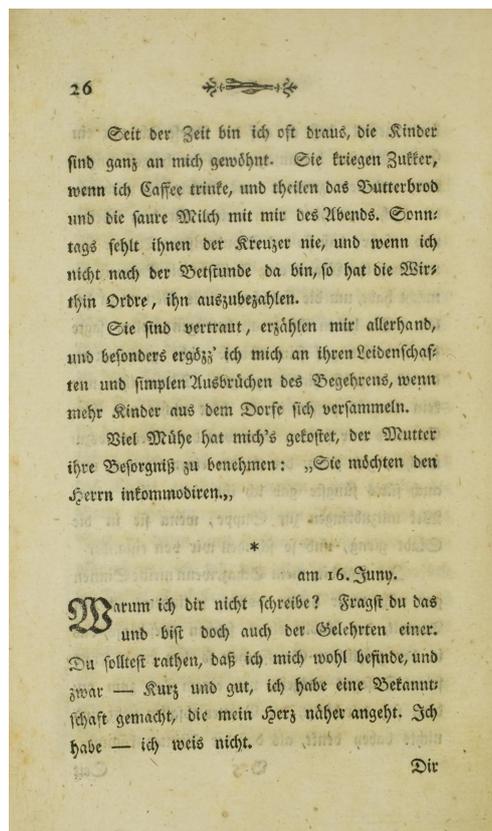


Abb. 5: Inszenierte Lesbarkeitsvakanz im Werther (Fassung des Erstdrucks)

⁵ Eine ausführliche(re) Analyse dieses Briefanfangs findet sich in Hausendorf 2020, 328-333.

Bekanntlich wird in der Vorrede zum Werther suggeriert, dass in diesem Text eine Reihe aufgefundener Briefe abgedruckt wird. Dabei erhalten geblieben ist nicht zufällig der tagesgenaue „Zeitstempel“, mit dem das Verstreichen von Zeit – wie eben im Forum – in die schriftliche Kommunikation des lesbaren Textes hineingeholt und auch in diesem Fall als Reaktionspräsenz lesbar gemacht wird. Dem aufmerksamen Leser und der aufmerksamen Leserin muss nämlich noch vor der Lektüre des Briefes vom „16. Juny“ auffallen, dass Werther seinem Freund schon 14 Tage nicht mehr geschrieben hatte. Man muss dazu wissen, dass Werther bis zu diesem Brief fast jeden zweiten Tag geschrieben hat. Und nun liegen zwischen dem letzten Brief vom 30.05. und dem vom 16.06. gleich mehr als 14 Tage. Der aufmerksame Leser und die aufmerksame Leserin werden das nicht überlesen, sondern sofort als eine auffällige Verzögerung, als eine zu denken gebende Leerstelle wahrnehmen, die ein Rätsel stellt: Warum schreibt er nicht mehr, er, der sonst fast jeden Tag geschrieben hat? Was ist mit ihm? Ist ihm etwas passiert? Muss ich mir Sorgen machen? Wer so fragt, hat eine ausgewachsene Lesbarkeitsvakanz wahrgenommen, mit der frühere Briefe „officially absent“ werden. Für weniger aufmerksame Leser:innen, denen der Zeitsprung entgangen sein mag, wird das hier gestellte Rätsel gleich im und mit dem ersten Satz des Briefes expliziert: „Warum ich Dir nicht schreibe?“ Offenbar hat, so die Suggestion des fingierten Briefwechsels, der Adressat „Wilhelm“ tatsächlich auf die entstandene Lesbarkeitsvakanz bereits mit mindestens einem Brief reagiert. Man beachte schließlich auch die Verweigerung von Text im weiteren Verlauf des Briefes: es handelt sich um eine einzige Inszenierung des Nicht-Sprechen-Könnens und Nicht-Sprechen-Wollens mit den Mitteln der Schrift. Auf diesen Typus von Lesbarkeitsvakanz kommen wir noch gesondert zurück (s. u. 3.3).

3.2 Fragmentierung von Lesbarkeitshinweisen: Leerstellen, Textreste und ‚unfertige‘ Texte

Ein anderer Typus von Lesbarkeitsvakanz hat mit dem zu tun, was hier als Fragmentierung schriftlicher Kommunikation bezeichnet wird und was sich als Vereinzeln und Zerstückeln von Lesbarkeitshinweisen erfassen lässt, mit denen Lesbarkeitsversprechen uneingelöst bleiben. Hierhin gehören viele der bei Pappert/Roth 2022 aufgeführten Beispiele, also z. B. ‚Leerstellen‘ im Sinne leerer Lektüreorte. „Eine leere Seite“, heißt es dazu kurz und bündig in einem „ro ro ro“-Taschenbuch (von 1954),⁶ „ist immer ein Zeichen dafür, dass etwas fehlt“:

⁶ Alfred Polgar, Im Lauf der Zeit. rororo Taschenbuch Ausgabe. Hamburg 1954, 46-47. Eine solche „Wer-beseite“ mitten im Buch gehörte zu dem Anfang der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts neuen Medium des ‚Taschenbuchs‘, mit der ein ungewöhnlich niedriger Buchpreis ermöglicht wurde (so die Selbstdarstellung des Verlags: <https://www.rowohlt.de/magazin/aus-dem-verlag/70-jahre-rororo-taschenbuch>; zuletzt aufgerufen am 03.04.2024).

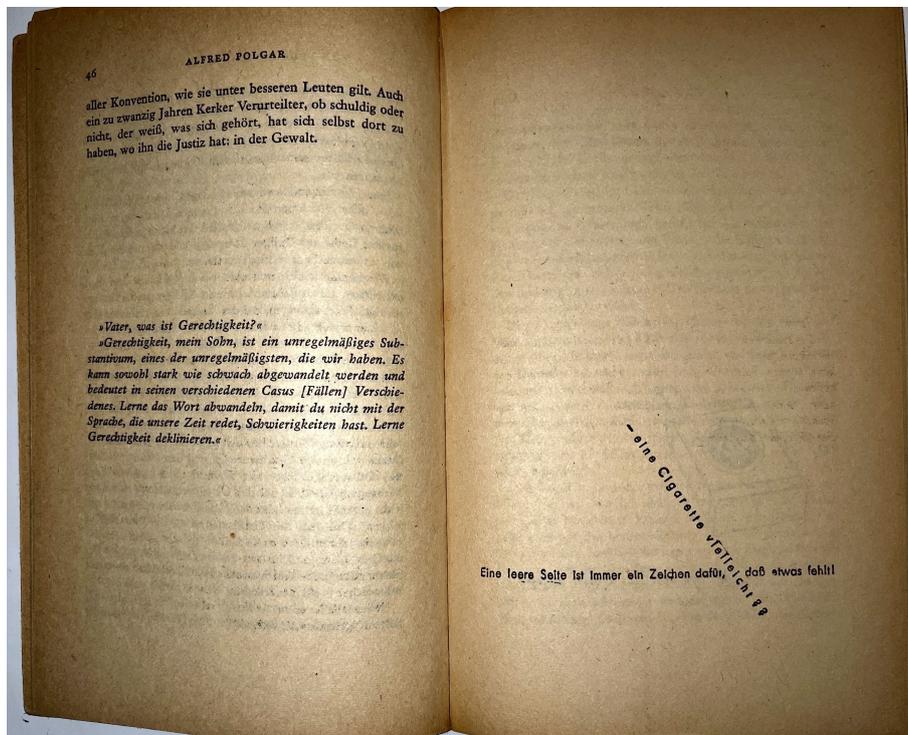


Abb. 6: „Eine leere Seite ...“

Tatsächlich ist die Seite nicht einfach leer, auch wenn sich der fragliche Satz ganz unten auf der ansonsten (fast) leeren Seite findet. Metakommunikativ kommentiert wird mit und durch Text eine Lesbarkeitsvakanz („dass etwas“, nämlich ein bestimmter Typ von Text, „fehlt“). Dieser Kommentar ist der Ausgangspunkt dafür, dass sich an dieser Stelle ein direkter Kontakt mit dem Leser und der Leserin einnisten kann, der auf den Konsum von Nikotin abzielt („- eine Cigarette vielleicht?“) und eine Werbung für eine bestimmte Marke („Fox“) ankündigt, die sich auf der nächsten Seite nach dem Umschlagen auf einer erneut ansonsten leeren Seite findet („Wenn schon: denn schon!“). Eine Lesbarkeitsvakanz kann auf diese Weise zum Ausgangspunkt einer im Medium der buchförmig gedruckten Literatur vielleicht zunächst so nicht erwarteten (und von den Zeitgenossen entsprechend kritisch kommentierten) Lesbarkeit kommerzieller Interessen werden.

Die Lesbarkeitsvakanz wird in diesen Fällen durch materiale Lesbarkeitshinweise ausgelöst, die sich aus der Wahrnehmung eingespielter und vertrauter Lektüreorte und -stellen ergeben, aber nicht mit Text eingelöst werden, sondern offenkundig leer geblieben sind. Relativ klar ist der Fall, wenn solche Orte und Stellen – wie in Form von Büchern, aber auch von Litfaßsäulen, Aushangkästen oder -brettern und Briefkästen – als materiale Textsammlungshinweise standardisiert und entsprechend bekannt sind. Das kann sogar so weit gehen, dass das Fehlen von Text an solchen Orten eigens kommuniziert wird (wie wir

schon am Beispiel der „leeren Seite“ gesehen haben). Die folgende Abb. 7 illustriert einen solchen implizit metakommunikativen Hinweis auf das Fehlen von „Informationen“ im Anzeigemonitor einer Zürcher Tram:⁷

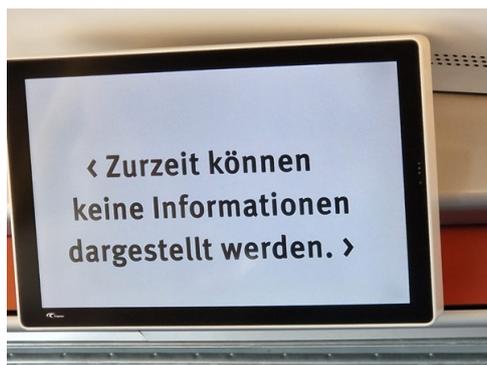


Abb. 7: „keine Informationen“ in der Tram (Linie 9 des Zürcher Verkehrsverbundes ZVV)

Wir verstehen mit, dass es um das Fehlen von Informationen geht, die üblicherweise an dieser Stelle, d. h. ‚hier‘, eingestellt werden. Das ist natürlich auch für sich genommen eine Information und so gesehen paradox. Allerdings tritt diese Information an dieser Stelle eher als eine Art von Kommentar eben zum Fehlen von Informationen auf, was auch durch die spitzen Klammern markiert wird, die die Äußerung einrahmen.

Im Normalfall der funktionierenden Anzeige werden auf solchen in der Tram platzierten Monitoren (u. a.) die jeweils nächsten Haltestellen (mit Fahrzeit) angezeigt:



Abb. 8: Funktionierende Anzeige im Tram-Monitor der Linie 9 (Zürcher Verkehrsverbund ZVV)

⁷ Ich verdanke dieses und das folgende Beispiel Stefan Pfister, der diese und weitere Beispiele im Rahmen seiner Seminararbeit (Universität Zürich, Deutsches Seminar, HS 2023) dokumentiert hat (Pfister 2023).

Der in der Tram aufgehängte Monitor etabliert einen Textveröffentlichungsraum, der entsprechende Lesbarkeitserwartungen auslöst, so dass das Fehlen von Text an solchen Orten auffällt – und deshalb durch und mit Text (im Sinne eines *accounts*: „können keine Informationen dargestellt werden“) kommentiert und ‚accountable‘ gemacht wird. Im Fall solcher standardisierter Lektüreorte ist die Lesbarkeitserwartung durch die Materialität des Textträgers als Textveröffentlichungsort wahrnehmbar etabliert. In anderen Fällen, in denen Texte an nicht-standardisierten Textträgern angebracht werden, ist die durch eine Leerstelle etablierte Lesbarkeitsvakanz natürlich viel stärker vertrautheitsabhängig. Das soll das folgende Beispiel illustrieren, das einen Nebenausgang des Hauptgebäudes der Zürcher Universität zeigt:



Abb. 9: Text(befestigungs)reste an der Schiebetür (von innen)

Nur wer im Winter regelmäßig an diesem Ausgang vorbeigekommen ist (wie Johanna Jud, von der die Fotos stammen), hat an dieser Stelle eine Lesbarkeitsvakanz wahrgenommen, als der an der Schiebetür angebrachte Hinweiszettel (s. u. Abb. 10) eines Tages nicht mehr da war:



Abb. 10: Hinweistexte an der Schiebetür (von außen)

Nur mit dieser Lektüreerfahrung vor Augen, die Abb. 10 dokumentiert, und dem damit verbundenen Steuerungshinweis im Kopf („Winterbetrieb / Dieser Eingang bleibt geschlossen ...“) wird die Entfernung des Hinweiszettels als Zeichen verstreichender Zeit, etwas übertrieben gesagt: als Zeichen des Endes des Winters und des aufkommenden Frühlings, selbst lesbar, wenn dieser Zettel auf einmal fehlt. Nur dann vermutlich werden die Textbefestigungsreste, die an der Tür als Klebestreifenrest noch erkennbar sind (Abb. 9), als fragmentierte Lesbarkeitshinweise materialer Art überhaupt in den Blick kommen.

Von Textresten (oder wie hier: von Textbefestigungsresten) können also fragmentierte Lesbarkeitshinweise ausgehen, die *nicht mehr* erfüllt und eingelöst werden. Fragmentierung kann aber auch dadurch erreicht werden, dass Lesbarkeitshinweise offenbar *noch nicht* erfüllt und eingelöst werden, so dass ein Eindruck von Unfertigkeit entsteht. Was damit gemeint ist, zeigt ein Ausschnitt aus dem Roman „Verteidigung der Missionarsstellung“ von Wolf Haas, wenn der Leser und die Leserin dort unvermittelt auf eine Passage

stoßen, in der eine Art metakommunikativer Schreibkommentar wie aus Versehen stehen geblieben zu sein scheint (gleich im oberen ersten Drittel der Seite, in Versalien gedruckt und in eckigen Klammern):

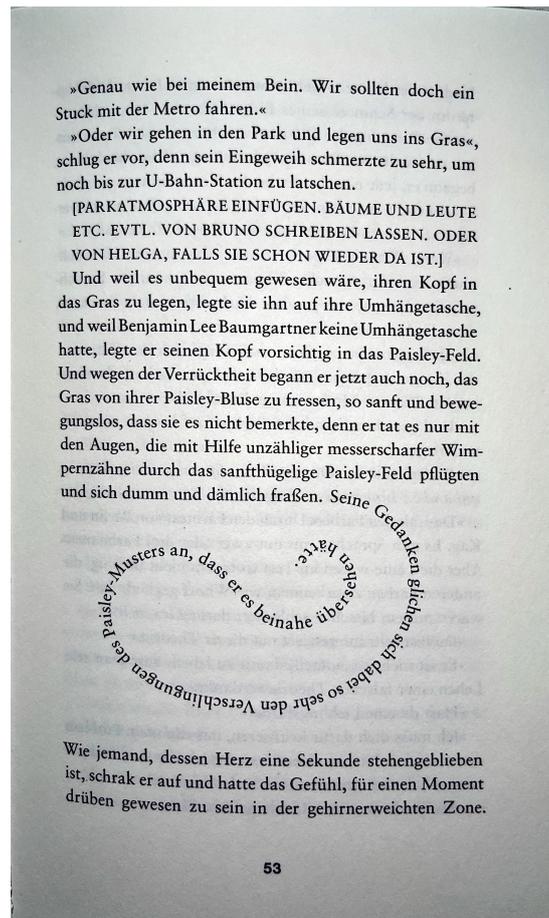


Abb. 11: Unfertige Texte im Roman: Wolf Haas, *Verteidigung der Missionarsstellung*. Hoffmann und Campe, Hamburg 2012

Im Fließtext findet sich eine typographisch hervorgehobene Instruktion [IN ECKIGEN KLAMMERN UND VERSALIEN], mit der sich der Autor daran erinnert, dass an dieser Stelle noch Text einzufügen ist („Parkatmosphäre einfügen“) – eine Art von selbst- und rückbezüglicher Kommentierung, wie sie jede/r kennt, der/die es beruflich mit der Verfertigung längerer Texte zu tun hat. Nur dass die wenigsten Autor:innen damit durchkämen, diese offensichtlich unausgeführten Instruktionen als solche zu publizieren, so dass daraus die Inszenierung eines scheinbar noch nicht fertigen, fragmentierten Textes erwächst. Auf den ersten Blick haben wir es mit einer Lesbarkeitsenttäuschung zu tun,

auf den zweiten Blick ergibt sich ein spielerischer Lesbarkeitshinweis auf die Hinterbühne der Alltagspraxis des Verfertigen von Literatur (bei der man eben auch jemanden wie „Bruno“ bitten kann, ein Textteil fertigzustellen – oder auch „Helga“, wenn sie wieder da ist).

Unfertige Texte dieser Art, die durch Fragmentierung von Lesbarkeitshinweisen entstehen, können auf vielfältige Weise in Szene gesetzt werden. Vom gleichen Autor stammt das folgende Beispiel, bei dem der Text offenkundig mitten auf der Seite, mitten im Absatz, mitten im Satz und mitten im Wort abbricht:

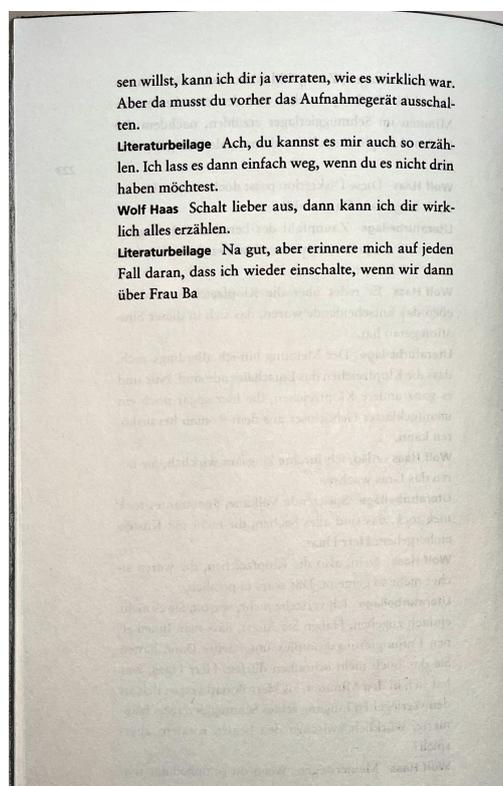


Abb. 12: Textabbruch am Ende des Romans: Wolf Haas, *Das Wetter vor 15 Jahren*. Hoffmann und Campe, Hamburg 2006

Offenkundig unfertig und entsprechend fragmentiert sind die Lesbarkeitshinweise, wenn es zum Schluss des Romans mitten im Wortbeitrag der „Literaturbeilage“ nicht mehr weiter geht, sondern abbricht („Frau Ba“), also mehr oder weniger unvermittelt aufhört, ohne dass ein Ende des Romans angekündigt und vorbereitet wird. Was sich allerdings bereits in den letzten noch erhaltenen Dialogbeiträgen abzeichnet, ist die Fingierung des Abbruchs der Gesprächsaufzeichnung, auf die – so die Fiktion – der wiedergegebene Dialog zurückgeht („Schalt lieber aus, dann kann ich dir wirklich alles erzählen“). Das

unvermittelte Ende dient also der Inszenierung eines Abbruchs der Verschriftlichung zugunsten der Fortführung und Intensivierung des mündlichen Austauschs ...

Mit der Lesbarkeit des offenkundig unfertigen und fragmentierten Textes hat sich die Textlinguistik (anders als die Editionsphilologie) bis heute noch kaum beschäftigt. Die Beispiele zeigen, dass damit eigene Lesbarkeitsgewinne verbunden sein können, die mit der Irritation gängiger Lesbarkeitserwartungen zu tun haben.

3.3 Verweigerung von Text durch Text

Abschließend sei noch auf einen weiteren Typus von Lesbarkeitsvakanz hingewiesen, der eng verwandt ist mit der soeben besprochenen Fragmentierung von Lesbarkeitshinweisen. Es geht um eine Art von Textverweigerung, die mit und durch Text lesbar gemacht wird. Die *Lücken*, die dabei im Text entstehen, sind nicht Zeichen von Unfertigkeit, sondern inszenierte Auslassungen von Text. Das vielleicht berühmteste Beispiel dafür stammt wieder aus der Literatur und findet sich in Heinrich von Kleists Erzählung „Die Marquise von O...“. Es ist dies eine Erzählung, die schon im Titel eine markante Lesbarkeitsvakanz aufweist und dann gleich zu Beginn des Textes mit einem Gedankenstrich die Erzählung des Unerhörten der Geschichte gleichsam übergeht, so dass im Text davon nur eine Spur erhalten bleibt – eine viel kommentierte Inszenierung narrativer Lesbarkeits-Verweigerung (vgl. dazu z. B. schon die Hinweise bei Schmitz 1990, 35 und auch den Beitrag von Schlicht in diesem Heft). In dem fraglichen Abschnitt erzählt der Autor bekanntlich von der vermeintlichen Rettung der Marquise aus höchster Not durch einen russischen Offizier:

Man schleppte sie in den hinteren Schlosshof, wo sie eben, unter den schändlichsten Misshandlungen, zu Boden sinken wollte, als, von dem Zetergeschrei der Dame herbeigerufen, ein russischer Offizier erschien, und die Hunde, die nach solchem Raub lüstern waren, mit wütenden Hieben zerstreute. Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein. Er stieß noch dem letzten viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfasst hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, dass er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot dann der Dame, unter einer verbindlichen, französischen Anrede den Arm, und führte sie, die von allen solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von der Flamme noch nicht ergriffenen, Flügel des Palastes, wo sie auch völlig bewusstlos niedersank. Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen; versicherte, indem er sich den Hut aufsetzte, dass sie sich bald erholen würde; und kehrte in den Kampf zurück.

Der Platz war in kurzer Zeit völlig erobert, und der

Abb. 13: Narrative Lesbarkeitsverweigerung (Heinrich von Kleist, Die Marquise von O..., zitiert nach der Reclam-Ausgabe v. 2004, 5)

An markanter Stelle findet sich ein Gedankenstrich für eine Auslassung („... wo sie auch völlig bewusstlos niedersank. Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten ...“), also für etwas, das gleichsam übergangen und ‚verschwiegen‘ und damit gerade *nicht* lesbar gemacht wird. Das betrifft nicht nur die in der Erzählung durchgängig ausgesparten und verweigerten Namen („Marquise von O...“), sondern auch das, worum es dann wie in einem Rätsel in der Erzählung gehen wird: Was geschah an diesem Ort, bevor die anderen Frauen tatsächlich eben erst „bald darauf“ am Ort eintrafen? Was hat er, der russische Offizier, gemacht, nachdem sie „bewusstlos niedersank“ und *bevor* er „Anstalten traf, ... einen Arzt zu rufen“? Nur der sehr genaue Leser wird an dieser Stelle einhalten und eine spezifische Lesbarkeitsvakanz wahrnehmen, die ihn auf die Spur jenes unerhörten Geschehens bringen könnte, das dann erst viel später in der Erzählung allmählich lesbar gemacht wird.

Wohin Textverweigerungen führen können und wie weit Textverweigerung mit und durch Text gehen kann, sei abschließend an einem bereits besprochenen Beispiel aus der zeitgenössischen Belletristik gezeigt. Die folgende Abb. 14 gibt den Buchumschlag des Romans „Das Wetter vor 15 Jahren“ wieder, dessen letzte Seite mit unfertigem Dialog-Text wir eben bereits als Beispiel für Textfragmentierung zitiert haben:



Abb. 14: Roman als Textverweigerung (Wolf Haas, Das Wetter vor 15 Jahren)

Der Text ist nämlich zugleich ein Beispiel für eine raffiniert inszenierte Lesbarkeitsverweigerung:⁸ Der Buchumschlag suggeriert einen Roman eines Autors namens „Wolf Haas“, der „Das Wetter vor 15 Jahren“ heißt. Auf der Rückseite des Buchumschlags wird für

8 Eine ausführliche(re) Analyse dazu findet sich in Hausendorf 2020, 310-313.

diesen Roman – wie üblich – geworben. Wer das Buch dann aufschlägt, erlebt allerdings eine Überraschung. Zunächst geht noch alles mit rechten Dingen zu: Autorname, Titel und Gattungsbezeichnung und der Verlagsname finden sich auf der ersten Seite. Erst mit dem Erreichen der Seite, auf der der Text des Romans beginnt, erleben der Leser und die Leserin eine Überraschung:

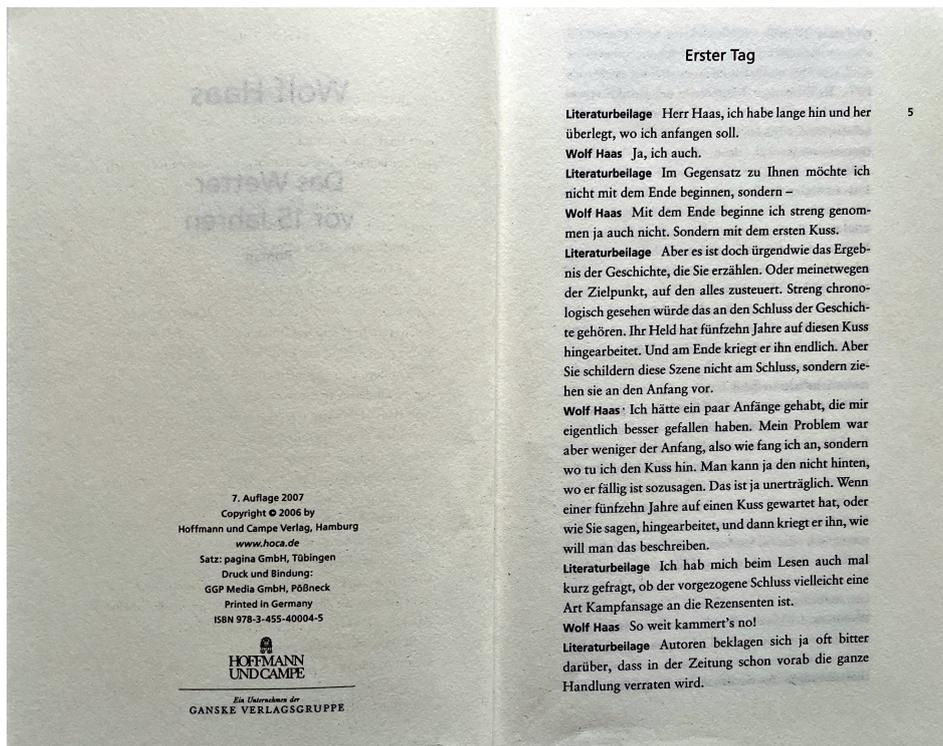


Abb. 15: (K)ein Roman? (Wolf Haas, Das Wetter vor 15 Jahren)

An der Stelle, an der der Leser und die Leserin den Beginn des Romans erwarten („Erster Tag“), fängt ein Gespräch *über* den Roman an. Wiedergegeben wird, so die Suggestion, eine Art Gespräch zwischen einer „Literaturbeilage“ genannten Person und dem Autor („Wolf Haas“ namentlich). „Herr Haas“, beginnt die „Literaturbeilage“ einen Dialog mit dem Autor, „ich habe lange hin und her überlegt, wo ich anfangen soll“, um dann vom Autor mit der Bemerkung „Ja, ich auch“ unterbrochen zu werden. Wenn man weiterliest, beginnt man langsam zu ahnen, dass in diesem Dialog über den Roman gesprochen wird, den zu lesen man an dieser Stelle erwartet hatte – und der nun, so die allmählich zur Gewissheit werdende Vermutung (um nicht zu sagen: *Befürchtung*), ersetzt wird durch ein Gespräch über einen Roman, den es womöglich gar nicht gibt. Anders gesagt: Man beginnt allmählich zu ahnen, dass diese Gesprächswiedergabe womöglich der fragliche Roman „ist“ ... Tatsächlich ist diese Vermutung zutreffend. Bis zum – schon zitierten –

Schluss (s. o. Abb. 12) erschöpft sich der Text in der Wiedergabe des Dialogs zwischen der „Literaturbeilage“ und „Wolf Haas“ über den Roman, den man gerne gelesen hätte.

Daraus erwächst eine recht spezielle Lesbarkeitsvakanz, die aus der Verweigerung der Form des Romans zugunsten der Wiedergabe eines Gesprächs *über* diesen Roman durch und mit Text eine groß angelegte Textverweigerung lesbar (und höchst unterhaltsam) macht. Damit einher geht ein eigener Lesbarkeitsgewinn (und -spaß), der sich ganz aus dieser Vakanz eines versprochenen Romans speist und diesen Roman dann über den Umweg seiner fortlaufenden Thematisierung im Kopf des Lesers und der Leserin (und wohl nur dort) Stück für Stück entstehen lässt.

Es gibt – nicht nur in der Literatur – jede Menge solcher uneingelöster Lesbarkeitsversprechen. Sie belegen, dass „Keine-Texte-Texte“ (s. o. 1) nicht selten die besten Texte sind. Aber funktioniert das auch im Alltag der Textkommunikation? Mein letztes Beispiel stammt aus dem Alltag der Kommunikation mit und durch Schrift und ist ein alltagschriftliches Beispiel einer Textverweigerung, die natürlich wie im „Wetter vor 15 Jahren“ selber wieder ein ausgewachsener Text ist:

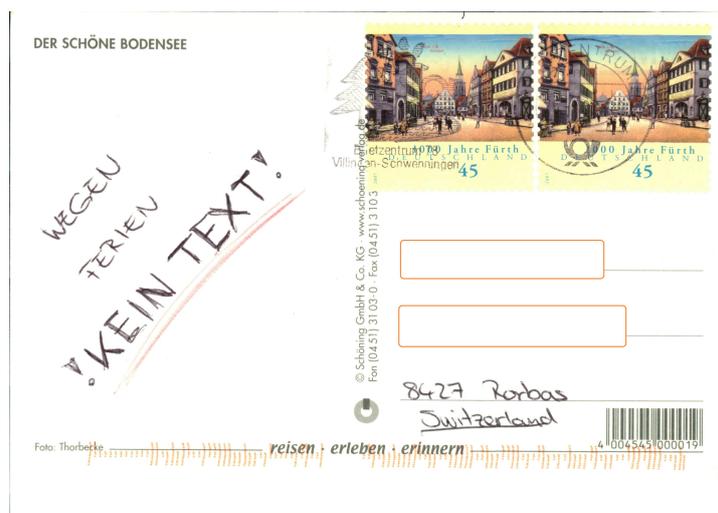


Abb. 16: „Kein Text“ auf der Ansichtskarte (80085 und 80086, anonymisiert)⁹

⁹ Das Beispiel stammt aus dem Zürcher Ansichtskartenkorpus ([anko]), das aus dem SNF-DFG-Projekt „Textsortenentwicklung zwischen Standardisierung und Variation: Das Beispiel der Ansichtskarte“ hervorgegangen ist, das in den Jahren 2016-2020 an den Universitäten Dresden und Zürich unter der Leitung von H. Hausendorf, Joachim Scharloth und Noah Bubenhofer durchgeführt worden ist und an dem Kyoko Sugisaki (als PostDoc) und Josephine Obert, Michaela Schnick, Nicolas Wiedmer und Marcel Naef (als Doktorand:innen) mitgearbeitet haben. Vgl. zum Korpus und den darauf bezogenen Analysen die Beiträge in Hausendorf et al. 2023.

Es gibt genug Vordrucktes zu lesen auf dieser Seite. Und das Mitteilungsfeld bleibt auch nicht einfach leer. Anders als im Fall des offenbar irgendwie defekten Monitors in der Tram (Abb. 7) wird für das Fehlen von Text kein Nicht-Können, sondern ein Nicht-Wollen verantwortlich gemacht: „Ferien“ fungieren als Grund dafür, dass „kein Text“ produziert wurde. Die Bildseite dieser Karte zeigt passend dazu den – wie vordrucktes lesbar (oben links auf der Schriftseite der Karte) – „schönen Bodensee“ (mit einem stereotyp ins Bild gesetzten Zeppelin):

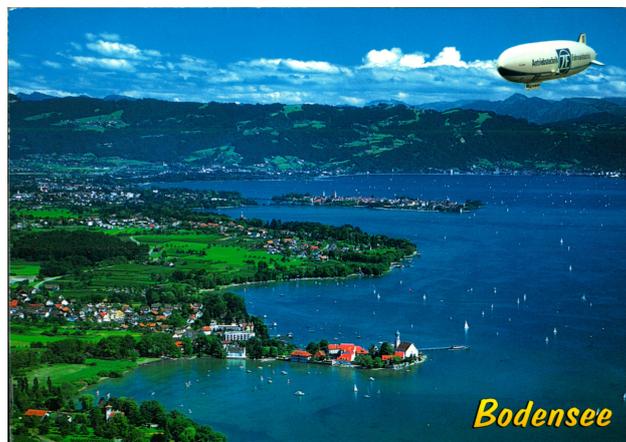


Abb. 17: Bildseite zur Schriftseite

Wir haben es in diesem Fall wie schon bei der Produktbezeichnung in der Einführung („Kein-Ei Salat“) mit dem zu tun, was hier als „Kein-Text-Text“ bezeichnet wird: es sieht aus wie ein Text, es liest sich wie ein Text, aber Text wird explizit ausgeschlossen. Ein bisschen schwingt mit dieser Verweigerung von Text auf der Ansichtskarte auch etwas mit von dem, was geübte Ansichtskartenleser:innen aus ihrer Vertrautheit mit diesem speziellen Medium der Fern- und Ferienkommunikation wissen können: Gegenüber dem Bild (der ‚Ansicht‘) ist der Text zweitrangig, so dass er sich typischerweise in den bekannten Urlaubsfloskeln ergeht. Es könnte also sein, dass es den Texten auf Ansichtskarten so geht wie aus anderen Gründen dem *Ei* und dem *Fleisch* in den Salaten – sie stehen mittlerweile in keinem guten Ruf.

4 Fazit

[WENN NOCH PLATZ: NOCH MAL GENERELL BEI LUHMANN NACHSCHLAGEN UND EINEN GRÖßEREN BOGEN ZUM ABSCHLUSS SCHLAGEN, VIELLEICHT NOCH A. FRAGEN – ODER EINE POINTE WÄRE GUT, WOMÖGLICH AUCH EIN ZITAT VON STEFFEN PAPPERT UND KERSTEN SVEN ROTH??]

Quellen

- Goethe, Johann Wolfgang (2005) *Die Leiden des jungen Werthers*. Stuttgart: Reclam.
- Haas, Wolf (2006) *Das Wetter vor 15 Jahren*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Haas, Wolf (2012) *Verteidigung der Missionarsstellung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Kleist, Heinrich von (2004) *Die Marquise von O...* Stuttgart: Reclam.
- Polgar, Alfred (1954) *Im Lauf der Zeit*. Hamburg: rororo Taschenbuch Ausgabe.

Literatur

- Bergmann, Jörg (1982) Schweigephasen im Gespräch – Aspekte ihrer interaktiven Organisation. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) *Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie*. Tübingen: Narr, 143-184.
- Ephratt, Michal (2022) *Silence as Language. Verbal Silence as a Means of Expression*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hausendorf, Heiko (2020) *Deutschstunden(n). Erkundungen zur Lesbarkeit der Literatur*. Stuttgart: Kröner.
- Hausendorf, Heiko (2022) „Telekopräsenz“. Interaktionslinguistische Anmerkungen zu einer Kommunikationsbedingung im Wandel. In: Brommer, Sarah/Roth, Kersten Sven/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.) *Brückenschläge: Linguistik an den Schnittstellen*. Tübingen: Narr Francke, 205-244.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017) *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko/Lindemann, Katrin/Ruoss, Emanuel/Weinzinger, Caroline (2015) Ko-Konstruktionen in der Schrift? Zur Unterscheidung von face-to-face-Interaktion und Textkommunikation am Beispiel des Editierens fremder Beiträge in einem Online-Lernforum. In: Dausendschön-Gay, Ulrich/Gülich, Elisabeth/Krafft, Ulrich (Hrsg.) *Ko-Konstruktionen in der Interaktion. Die gemeinsame Arbeit an Äußerungen und anderen sozialen Ereignissen*. Bielefeld: transcript, 111-138.
- Hausendorf, Heiko/Scharloth, Joachim/Sugisaki, Kyoko/Bubenhofer, Noah (Hrsg., 2023) *Ansichten zur Ansichtskarte: Textlinguistik, Korpuspragmatik und Kulturanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Jud, Johanna (i. Vorb.) *Vergewisserungen von Kopräsenz. Sprache als Ressource in videokonferenz-vermittelten Lehrveranstaltungen*. Dissertation an der Universität Zürich.

- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i diskurs - text und diskurs* 16, 25–51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 03.04.2024].
- Pfister, Stefan (2023) *Textlinguistische Analyse der digitalen Anzeige in der Zürcher Tramlinie 9*. Unveröffentlichte Seminararbeit. Universität Zürich.
- Saville-Troike, Muriel (1985) The Place of Silence in an Integrated Theory of Communication. In: Saville-Troike, Muriel/Tannen, Deborah (Hrsg.) *Perspectives on silence*. Norwood, NJ: Ablex, 3-18.
- Schegloff, Emanuel A. (1968) Sequencing in Conversational Openings 1. In: *American Anthropologist* 70(6), 1075-1095.
- Schmitz, Ulrich (1990) Beredtes Schweigen – Zur sprachlichen Fülle der Leere. Über Grenzen der Sprachwissenschaft. In: Schmitz, Ulrich (Hrsg.) *Schweigen*. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 42, 5-58.
- Zhao, Shanyang (2003) Toward a Taxonomy of Copresence. In: *Presence: Teleoperators & Virtual Environments* 12(5), 445-455.

SINA LAUTENSCHLÄGER

Über das bedeutsame ‚Nichts‘. Schweigen in Messenger-Kommunikation

Abstract

Digitale Kommunikationsmöglichkeiten, und damit auch Messenger, nehmen in der mediatisierten Welt von heute eine besondere Stellung ein. Wo mehr Reden bzw. Schreiben möglich ist, ist automatisch auch mehr Schweigen möglich – und diesem bedeutsamen ‚Nichts‘ widmet sich dieser Beitrag. Dabei wird nicht nur darauf eingegangen, dass und warum Schweigen in vielerlei Hinsicht ein Grenzgänger-Phänomen ist, sondern es wird insbesondere anhand authentischer Daten gezeigt, welche Funktionen es haben kann und welche Interventionsstrategien in Chat-Interaktionen angewendet werden, um es zu brechen. Obwohl Schweigen in Redekulturen, zu denen auch Deutschland zählt, primär negativ markiert und dispräferiert ist, zeigt sich im Korpus jedoch, dass es auch als Mittel der Höflichkeit eingesetzt wird, was sich – zumindest hypothetisch – auch auf das sogenannte Ghosting, also den einseitigen und plötzlichen Kontaktabbruch, übertragen lässt.

Digital communication, and therefore also messengers, take a special position in today's mediatised world. Where more talking or writing is possible, more silence is automatically possible – and this article is dedicated to this significant 'nothing'. It not only addresses the fact that and why silence is a borderline phenomenon in many respects, but also uses authentic data to show which functions it can have and which intervention strategies are used in chat interactions to break it. Although silence in speech cultures, which also include Germany, is primarily negatively labelled and dispreferred, the corpus shows that it is also used as a means of politeness, which – at least hypothetically – can also be transferred to so-called ghosting, i.e. the unilateral and sudden termination of contact.

Keywords: Schweigen, ‚Nichts‘, Ghosting, kommunikatives Ethos, Normen, Interventionen, Chrononormativität, Messenger-Kommunikation

silence, no-thing, ghosting, communicative ethos, norms, interventions, chrononormativity, messenger communication

1 Einleitung

Wer an Schweigen denkt, dürfte zunächst an ein Phänomen der Mündlichkeit denken: Schweigen wird verstanden als „lack of speech“ (Jaworski 1993, 44), als „Nichtreden“ oder „Nicht-mehr-Reden“ (duden.de). Es ist, zumindest in Redekulturen¹, als die durchaus dispräferierte und negativ konnotierte Kehrseite des Sprechens zu betrachten, als Fehlen von oder Mangel an Gesprochenem. Doch Schweigen findet nicht nur in jenen Situationen statt, in denen eigentlich Gesprochenes erwartet wird, sondern auch – oder gar: besonders – in kommunikativen Konstellationen, in denen keine körperliche Ko-Präsenz und somit auch keine Stimmlichkeit vorliegen, nämlich in digital vermittelter Messenger-Kommunikation, konkret: in Chats, also in Texten.²



Abb. 1: Vermutetes Schweigen im Chat (Beleg 1.1)

1 Kulturen lassen sich „je nach der Art und Quantität des Redens und Schweigens in Rede- und Schweigekulturen (mit fließenden Übergängen) einteilen“, wobei man in einer Schweigekultur (wie Finnland oder Schweden) im Gegensatz zu einer Redekultur (wie Deutschland oder Italien) i. d. R. „erst dann etwas [sagt], wenn das Resultat der eigenen Gedankenarbeit vorliegt. Oder man schweigt, da man nach gründlichem Nachdenken zu der Überzeugung gelangt ist, daß alles schon klar ist, daß das, was man zu sagen hätte, nicht wichtig genug ist“ (Oksaar 2001, 405-406).

2 Über die Unterschiede und Parallelen von Schweigen in Messengern und dem, was Pappert/Roth (2022) als ‚keine Texte‘ bezeichnen, müsste an anderer Stelle ausführlicher nachgedacht werden. Als *das* Hauptkriterium, um beides voneinander zu unterscheiden, könnte die Unidirektionalität und Monologizität von ‚keine Texte‘ (im Kontrast zur Interaktionalität von Chats bzw. Schweigen im Chat) herangezogen werden. Jedoch lassen sich darüber hinaus einige Parallelen zwischen Schweigen und ‚keine Texte‘ ziehen, wie etwa das spürbare Fehlen von etwas resp. die gebrochene Erwartungshaltung der Rezipient:innen, das und die ein Schweigen/einen ‚kein Text‘ erst identifizierbar macht, oder etwa die Tatsache, dass beide Bedeutungen vermitteln, die wir „in aller Regel wissens- und erfahrungsbasiert erschließen können“ (Pappert/Roth 2022, 25).

So zeigt Abb. 1 in prägnanter Kürze die kommunikative Relevanz eines (fälschlicherweise angenommenen) Schweigens: Nachdem offenkundig ein schriftlicher Austausch stattgefunden hat, sendet *Gw*³ um 09:43 Uhr eine Sprachnachricht an *Wm*, gefolgt von der Frage „Bist du jetzt sauer?“ um 10:11 Uhr. Was man an diesem Chat sehen oder eben gerade nicht sehen kann, ist das ‚Nichts‘, das in den 28 Minuten zwischen 09:43 Uhr und 10:11 Uhr stattgefunden hat. Dieses ‚Nichts‘ ist aber nur materiell gesehen ein Nichts, auf der interaktiven Bedeutungsebene im konkreten Kontext ist sehr wohl etwas passiert; zumindest für *eine* der beteiligten Personen, hier: *Gw* (s. Abschnitt 3).

Selbst die Aussage, dass dieses ‚Nichts‘ keine materielle Substanz hat, muss in diesem Fall modifiziert werden, wie die ergänzten Informationen in Abb. 2 zeigen.



Abb. 2: Lesebestätigung bei WhatsApp (Beleg 1.1)

Durch Kontrollmechanismen wie die hier aktivierte Lesebestätigung, färben sich im aktiven Chat-Fenster nicht nur die zwei Haken und das Mikrofon-Ikon blau, sondern es wird zusätzlich dazu genau protokolliert, wann die Sprachnachricht zugestellt, gesehen und auch abgespielt wurde. *Wm* hat sie um 09:43 Uhr somit nicht nur erhalten und gesehen, sondern auch unmittelbar abgespielt; dass *Gw* nach (nur) 28 Minuten verstrichener Zeit mit der Frage „Bist du jetzt sauer?“ einen direktiven Sprechakt mit konditioneller Relevanz äußert und dadurch unmissverständlich eine Reaktion einfordert (s. Abschnitte 3.2, 4), scheint also nicht unbedingt auf Ungeduld, sondern eher auf Verunsicherung zurückzugehen. Denn durch die Nachprüfbarkeit, dass die Nachricht angehört wurde, liegt die Vermutung nahe, dass *Wm* kommunikativ verfügbar ist und willentlich eine verbale Reaktion verweigert – also schweigt.⁴

³ Im Folgenden werden Kürzel eingesetzt, um die abgebildeten Sprechblasen im jeweiligen Messenger zuzuordnen: *G*, *W* oder *B* bezieht sich auf die farbliche Hinterlegung des jeweiligen Textes (grün, weiß oder blau); *w*, *m* oder *d* steht für das jeweilige Geschlecht (weiblich, männlich, divers).

⁴ Das ‚Nichts‘, das im Zeitraum von 10:11 Uhr bis 10:56 Uhr auftritt, ist anders einzuordnen: Wie die (hier nicht abgedruckte) Lesebestätigung nachweist, wurde Nachricht „Bist du jetzt sauer?“ von *Wm* erst

Bevor in Abschnitt 3 darauf eingegangen wird, was Schweigen (in Messenger-Kommunikation) kennzeichnet, soll zunächst kurz auf die Besonderheiten von sogenannter ‚Keyboard-to-Screen-Kommunikation‘ (Dürscheid/Frick 2014) eingegangen werden, um darauf aufbauend in Abschnitt 4 Schweige-Phänomene im Chat sowie den Umgang mit ihnen zu analysieren. Bei dem betrachteten Analysematerial handelt es sich primär um authentische Daten, die ich im Rahmen unterschiedlicher linguistischer Seminare an der Universität Kassel und der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg im Zeitraum von 2019 bis 2022 erhoben habe. Dabei handelt es sich um vier anonymisierte Datensets, bestehend aus insgesamt 1.030 Dialogsträngen⁵: Die Studierenden haben Screenshots zu Schweige-Phänomenen unterschiedlichster Art eingereicht und sie mit Metadaten kontextualisiert⁶, im Korpus enthalten sind daher ausschließlich textuelle Äußerungen und nicht etwa auditives Material wie Sprachnachrichten. Peripher treten neben dieses Korpus, das übrigens keinen Anspruch auf eine wie auch immer geartete Repräsentativität erhebt⁷, kleine Sprache-Bild-Texte von Instagram (vgl. Lautenschläger i. Dr.; spezifisch zu Memes vgl. Klug 2023), die sich auf Schweigen beziehen.

2 Mediatisierung, Messenger-Kommunikation und ihre Besonderheiten

Dass wir in einer mediatisierten Welt leben, ist keine neue Feststellung, sondern wurde bereits 2001 vom Soziologen Friedrich Krotz skizziert. Mit ‚Mediatisierung‘ meint er die „situative, die räumliche, die zeitliche und damit die soziale und kulturelle Entgrenzung von Medienkommunikation durch die heute neuen Medien der computervermittelten Kommunikation“, die „zu einer Veränderung von Alltagspraktiken unterschiedlicher Art [führen]. Sie verändern die zwischenmenschliche Kommunikation“ (Krotz 2001, 17). War das Nutzen bestimmter Medien früher z. B. an feste Zeiten und/oder feste Orte gebunden – man denke etwa an die Spielfilme, die Samstagabends zur Primetime um 20:15 Uhr vor dem heimischen Fernseher angeschaut wurden, oder aber an das Festnetztelefon –, ist dies heute nicht mehr der Fall. Insbesondere das Smartphone, die darauf gespeicherten Apps

um 10:54 Uhr gelesen, weshalb nicht davon auszugehen ist, dass er in den 43 Minuten verstrichener Zeit kommunikativ verfügbar war und schweigt, sondern dass er lediglich still war (vgl. dazu Abschnitt 3.1).

⁵ Mit ‚Dialogstrang‘ sind thematisch zusammenhängende Dialogausschnitte gemeint: Sie können auf nur einem einzigen Screenshot erfasst werden, aber z. B. auch 12 Screenshots umfassen. Da nicht alle gegebenen Seminare das Thema Schweigen fokussiert haben, sind von den 1.030 Dialogsträngen 386 schweigespezifisch und bilden die Grundlage des hier verwendeten Korpus.

⁶ Konkret habe ich sie darum gebeten, Alter, Geschlecht und Beziehungsstatus (z. B. Flirt/Date, Beziehungspartner:in, Eltern, Freund:innen usw.) anzugeben und kurz den Kontext des Screenshots zu skizzieren (z. B. ob ein Streit vorangegangen ist oder ob es sonstige Besonderheiten gibt, die es zu berücksichtigen gilt).

⁷ Dadurch, dass die Daten im Rahmen germanistisch-linguistischer universitärer Seminare erhoben wurden, setzen sich die Datensender:innen aus einer weitgehend homogenen Gruppe zusammen: Vertreten sind überwiegend Frauen im Alter von ca. 18 bis 25 Jahren, die mindestens Fach-Abitur haben und Germanistik/Deutsch studieren.

und der stete Zugang zum Internet haben zu einer Entgrenzung geführt, mit der bezogen auf zwischenmenschliche Interaktion auch eine Entkontextualisierung einhergeht. Damit ist gemeint, dass die Beteiligten im Chat quasi-synchron oder asynchron miteinander interagieren und somit zwar ein ‚digitaler gemeinsamer Ort‘ zur Verfügung steht, sie sich aber de facto

an zwei unterschiedlichen Orten aufhalten und dort jeweils auch anderen Einflüssen ausgesetzt sind. Zumindest kann in einem solchen Sinne von keiner geografisch gemeinsamen Kommunikationssituation ausgegangen werden. Die Situation ist so verstanden ‚entkontextualisiert‘ bis hin zu dem, dass einem der (gemeinsame) Sinn für den Ort abgeht, weil einem der Ort des anderen ganz oder teilweise verschlossen bleibt (Höflich 2016, 45).

Messenger-Kommunikation, hier enggeführt auf die rein textuelle, von einer Tastatur auf den Bildschirm projizierte Keyboard-to-Screen-Kommunikation (KtS-Kommunikation), bringt viele Besonderheiten und Charakteristika mit sich, die an anderer Stelle ausführlich diskutiert wurden (vgl. z. B. Storrer 2001; Dürscheid/Brommer 2009; Dürscheid/Frick 2014; Beißwenger/Pappert 2018). Für die Auseinandersetzung mit Schweigen sind hier aber lediglich die folgenden drei Punkte relevant (s. auch Abschnitt 3):

- (1) Technische Kontrollmechanismen: Verschiedene Messenger bieten unterschiedliche Arten von Kontrollmechanismen an, bei WhatsApp sind dies z. B. der stets aktivierte Schreibstatus, der Auskunft darüber gibt, ob eine Person gerade am Verfassen einer Nachricht ist, der deaktivierbare Online-Status, der anzeigt, an welchem Tag und zu welcher Uhrzeit das Gegenüber den Messenger zuletzt geöffnet hat, und die deaktivierbare Lesebestätigung (vgl. Abb. 2). Ist sie aktiviert, wird protokolliert, wann das Gegenüber die Nachricht empfangen und gesehen (bzw. bei Sprachnachrichten: abgehört) hat. Wie Mai/Wilhelm (2015, 14) betonen, soll dieses „Mehr an Kontextinformation den mentalen Vergegenwärtigungsprozess eines physisch nicht anwesenden Anderen unterstützen“, jedoch stellen sie auch fest, dass „der Status nicht immer zu einer besseren Verständigung beiträgt, sondern auch zu einer Irritation oder gar Verunsicherung über die Kommunikation führen kann“ (Mai/Wilhelm 2015, 14). Denn z. B. mit dem Blaufärben der Haken und der damit einhergehenden Gewissheit, dass das Gegenüber die Nachricht zumindest optisch wahrgenommen haben muss, wird bei fehlender Reaktion angenommen, dass dabei eine intentionale Schweige-Handlung vorliegt, die i. d. R. als Indiz für etwas Negatives interpretiert wird (s. Abschnitte 3, 4).
Das Aufspüren digitaler Spuren des Gegenübers bzw. die Nachkontrollierbarkeit von dessen Online-Verhalten ist aber nicht nur innerhalb *einer* Kommunikationsplattform gegeben, sondern auch über verschiedene Plattformen hinweg, wie das Meme in Abb. 3 humorvoll verdeutlicht.



Abb. 3: Plattformübergreifende Nachkontrollierbarkeit der Online-Aktivität (Instagram: sarcasm_only)

Wartet man also etwa bei WhatsApp auf eine Reaktion und stellt dann fest, dass das Gegenüber z. B. bei Instagram aktiv war, dann wird geschlussfolgert, dass es das Smartphone in der Hand gehabt und daher mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die Nachricht wahrgenommen haben muss – der Nicht-Reaktion, dem ‚Nichts‘, wird dabei interaktive Bedeutung beigemessen.

- (2) Entgrenzung und Chrononormativität: Doch selbst wenn die Kontrollmechanismen deaktiviert sind und das Gegenüber nicht auf anderen sozialen Plattformen aktiv ist, wird irgendwann die Zeitspanne überschritten, die dem Gegenüber zugestanden wird, um zu reagieren. Es gibt also eine bestimmte Erwartungshaltung, die nicht immer mit der konditionellen Relevanz zusammenhängen muss (s. dazu Abschnitt 3.2, Abb. 7), sondern offenbar der Chrononormativität unterliegt (s. Abb. 4). Damit zusammen hängt auch die bereits thematisierte mediale Entgrenzung: Kommunikation ist mobil möglich, also prinzipiell an jedem Ort und quasi auch zu jeder Zeit. Nun scheint, auch dies indiziert Abb. 4, mit der theoretisch möglichen Rund-um-die-Uhr-*Erreichbarkeit*

auch die Erwartung einer Rund-um-die-Uhr-*Verfügbarkeit* einherzugehen (vgl. dazu auch Lautenschläger 2021b; 2022).

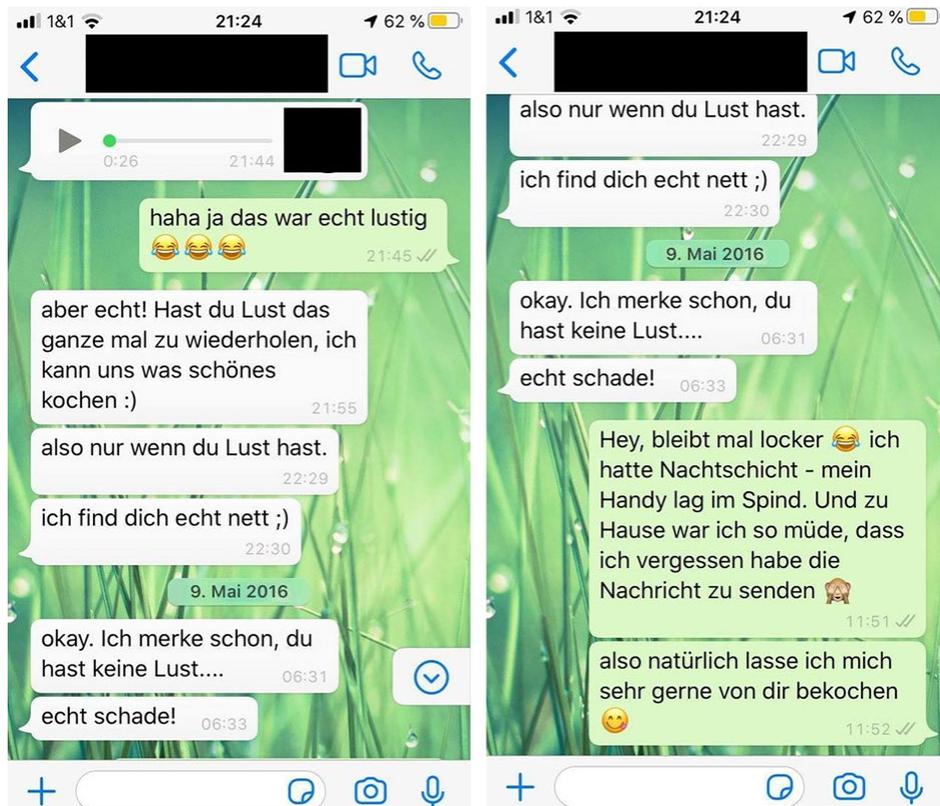


Abb. 4: Chrononormativität (Beleg 2.34.3)

Nach einem (offenbar gelungenen) Date schreibt *Wm* mehrere Nachrichten in Folge an *Gw*. Mit Bezug auf die zeitliche Dimension ist das höchstinteressant: Wie die Haken an der letzten Nachricht von *Gw* um 21:45 Uhr anzeigen, ist die Lesebestätigung deaktiviert, d. h. es kann geschlussfolgert werden, dass *Wm* keinen Grund zu der Annahme hat, dass sie die Nachrichten bereits gelesen hat und das ‚Nichts‘ als bedeutsames Schweigen zu verstehen wäre (hier interpretiert als Ablehnung: „okay. Ich merke schon, du hast keine Lust...“, „echt schade!“, s. dazu Abschnitt 3.2; zur Verwechslung von Schweigen und Still-Sein s. Abschnitt 3.1). Er gesteht ihr zwar 8 Stunden Reaktions-Zeit zu, doch liegen diese 8 Stunden genau in dem Zeitraum, den man prototypischerweise als Schlafenszeit fassen kann (22:30 Uhr – 06:31 Uhr). Es besteht also – unabhängig von Kontrollmechanismen und typischen Schlafenszeiten – die offenbar chronemisch begründete Erwartung, eine Reaktion zu erhalten.

- (3) Nebenbei-Kommunikation und Entkontextualisierung: Mit der medialen Entgrenzung geht auch einher, dass die auf dem Smartphone installierten Messenger dasselbe Schicksal ereilt hat wie das Radio. Sie alle sind zu einem „Nebenbeimedia geworden – oder anders ausgedrückt, zum alltäglichen Begleiter vieler Menschen in vielen Lebenslagen und bei vielen Tätigkeiten“ (Krotz 2001, 20.) Musste man sich also vormals mit voller Aufmerksamkeit „einem solchen zeitlich, räumlich und intentional separierten Medium auf Basis eines Entschlusses zuwenden [...], um damit etwas Bestimmtes zu tun“ (Krotz 2011, 21), avanciert die Interaktion via Messenger durchaus zu einer Nebenbei-Tätigkeit, die sich mit Goffman (2009, 59) als *untergeordnetes Engagement* beschreiben lässt (s. auch Abschnitt 3.1). Damit ist gemeint, dass

der Einzelne es nur in dem Maße und so lange pflegen darf, wie seine volle Aufmerksamkeit nicht vom dominanten Engagement gefordert ist. Untergeordnete Engagements gehen gedämpft, abgestimmt und diskontinuierlich vorstatten, ständig wird Beachtung und Rücksicht der offiziellen und dominanten Aktivität gegenüber spürbar (Goffman 2009, 60).

Sitze ich also im Wartezimmer bei meiner Hausärztin und schreibe nebenbei mit jemandem via WhatsApp, dann ist das Warten das dominante Engagement und der Chat das untergeordnete. Da mein Gegenüber aber wegen der Entkontextualisierung nicht wissen kann, in welcher konkreten Situation ich mich gerade befinde, kann es das abrupte Ende unseres Chattens, das durch mein Aufgerufen-werden zustande kommt, nicht kontextuell einordnen und fehlinterpretiert das plötzlich aufkommende ‚Nichts‘ möglicherweise als intendierte Schweige-Handlung.⁸ Kurzum: Das Chatten als solches kann als Nebenbei-Betätigung verstanden werden, die anderen Engagements nachgeordnet wird; dies ist aber nicht zweifelsfrei allen Beteiligten in gleicher Weise bewusst und kann zu Missverständnissen bei der Interpretation des ‚Nichts‘ führen, das ich im Folgenden der analytischen Schärfung halber in *Schweigen* und *Still-Sein* unterscheiden möchte, was zum nächsten Abschnitt führt.

3 Was ist Schweigen?

Schweigen ist zunächst einmal ein Phänomen, das sich ganz generell und aus unterschiedlichen Blickwinkeln als Grenzgänger bezeichnen lässt: Es ist, erstens, ein und zugleich kein Nichts; es hat zwar keine materielle Substanz, kann kontextabhängig aber enorme Auswirkungen auf interpersonale Interaktionen haben. Zudem ist es, zweitens, ein Grenzgänger an der Schnittstelle von *Sprache–Nicht-Sprache*, denn es ist „das Andere der Sprache und zugleich deren Teil“ (Schmitz 1990, 32). Außerdem lässt sich, drittens, sein grenzgängerischer Charakter feststellen, wenn man sich fragt, welche linguistische Teildisziplin denn besonders geeignet oder zuständig für seine Erforschung sei: Schweigen wird, wie

⁸ Um solchen Missverständnissen vorzubeugen, können kommunikative Vorkehrungen hilfreich sein, etwa die kurze Information „Ich bin gerade im Wartezimmer“, die den plötzlichen Abbruch des Chats erwartbar machen.

eingangs skizziert, primär als ein defizitäres Phänomen der *Mündlichkeit*, als Fehlen von *Rede*, definiert und würde somit prototypisch in den Bereich der Gesprächslinguistik fallen. Nun nimmt Schweigen aber, wie bereits gezeigt, auch in der textuell vermittelten Chat-Interaktion eine wichtige Rolle ein; es geht daher nicht um das Fehlen von Schall und Lauten, sondern um das Fehlen von Graphemen und Text. Schweigen lässt sich somit als Phänomen beschreiben, das sich auch an der Grenze von Gesprächs- und Textlinguistik ansiedeln lässt. Diese Verortung ist aber nichts, was allein dem Schweigen als solchem zuzuschreiben wäre, sondern hängt ganz grundlegend mit dem Spiel aus konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit zusammen, das sich medial schriftlich manifestiert: Messenger-Kommunikation lässt sich mit Storrer (2001) als *getipptes Gespräch* bzw. mit Dürscheid/Brommer (2009) als *getippter Dialog* begreifen, bei dem z. B. Phänomene des Synchronen (wie Überlappungen) nicht möglich sind, sich aber davon abgesehen gesprächs- bzw. dialogähnliche und -typische Merkmale finden lassen wie emulierte Prosodie, Interjektionen, Partikeln – und eben auch Schweigen.

Neben der Feststellung, dass Schweigen ein Grenzgänger ist, lassen sich prinzipiell fünf Merkmale festhalten (Lautenschläger 2021a; b; 2022):

- (1) Schweigen ist zwar das Fehlen von Schall und/oder Text, nicht aber das Fehlen von Kommunikation.
- (2) Es ist materiell und syntaktisch ‚nichts‘, kann aber semantisch ‚alles‘ sein⁹ – es hat also eine kommunikative Bedeutung, die
- (3) je nach Kontext variiert. Somit erfüllt Schweigen
- (4) viele Funktionen; es ist ambig und kontextabhängig multifunktional. Damit geht auch einher, dass es
- (5) rezipient:innenabhängig ist: Es ist nur dann existent, wenn das angeschwiegene Gegenüber es als solches (an)erkennt. *Ob* es das Schweigen erkennt und *wie* es dieses Schweigen interpretiert, das kann wiederum nur anhand seiner Reaktion erkannt werden (s. Abschnitt 4).

Nun darf man die Multifunktionalität und Ambiguität von Schweigen aber nicht dahingehend missverstehen, dass Schweigen undeutbar oder un(be)greifbar wäre und somit immer und zu jeder Zeit ein ‚semantisches Alles‘ sei. Denn Schweigen kann in den konkreten Kontexten, in denen es auftritt, durch die kommunikativ-pragmatische Rahmung und auf Basis von Normen- und Erfahrungswissen auf eine wahrscheinliche Bedeutung

⁹ Bei dieser Aussage handelt es sich um eine pointierte Zuspitzung, die das prinzipielle Spannungsfeld von Schweigen zwischen ‚Alles‘ und ‚Nichts‘ aufzeigt; in der analytischen Praxis muss und sollte jedoch differenziert werden, z. B. in unterschiedliche Realisierungsgrade von Schweigen (vgl. dazu Lautenschläger 2022, 26; s. auch Abb. 5 und Fußnote 11 unten).

eingegrenzt, wenn nicht sogar (eindeutig¹⁰) festgelegt werden. So dürfte niemand, der sich gerade mit seinem Gegenüber gestritten hat, das auftretende Schweigen als Index für Innigkeit und Verbundenheit interpretieren und ebenso wenig dürften zwei Personen, die gemeinsam meditieren, das dabei herrschende ‚Nichts‘ auf der Beziehungsebene und als in irgendeiner Weise markiert wahrnehmen (s. Abschnitte 3.1, 3.2).

Obwohl aus der auch hier vertretenen Sicht der Interaktionalen Linguistik Bedeutungen immer *gemeinsam* durch *alle* an einer Interaktion Beteiligten hervorgebracht werden, ergibt sich doch bei einem ‚Nichts‘ im Kontrast zu etwas Verbalisiertem die Besonderheit, dass es bei dessen Interpretation wegen seiner materiellen Substanzlosigkeit stärker auf die kontextuelle Einbettung und das jeweilige Wissen der Interagierenden übereinander angewiesen ist, was typisches Verhalten und kommunikative Routinen betrifft. Kurzgefasst heißt das: Ob ein ‚Nichts‘ überhaupt als bedeutsam wahrgenommen und ob es als problematisch oder unproblematisch verhandelt wird, das bestimmen – zumindest in einem ersten Schritt – die ‚Empfänger:innen‘ des ‚Nichts‘, denn „[e]s reicht nicht, dass mein Partner sich zum Schweigen entschließt. Ob er schweigt oder nicht, entscheide ich“ (Hahn 2013, 33). Wenn ich also von meinem Gegenüber B weiß, dass es immer um 19 Uhr Feierabend macht und sich i. d. R. immer erst nach 19 Uhr (zurück-)meldet, dann kann ich auf Basis dieses Erfahrungswissens eine Nicht-Reaktion von B entsprechend erst *nach* 19 Uhr als ein bedeutsames Schweigen interpretieren, auch wenn ich B möglicherweise bereits um 14 Uhr mit einer Textnachricht gekränkt habe und B seitdem schmollend schweigt.

Um die Frage „Was ist Schweigen?“ neben dem bereits Dargelegten adäquat beantworten zu können, muss es zudem von anderen Phänomenen des ‚Nichts‘ abgegrenzt werden.

3.1 Schweigen vs. Still-Sein

Es gibt viele Phänomene, die sich als Arten von Schweigen klassifizieren lassen, von denen in diesem Beitrag aber nur die in Abb. 5 hervorgehobenen aufgegriffen werden und die grundlegende Unterscheidung zur Stille bzw. dem Still-Sein diskutiert wird.

10 Mit Schweigen, insbesondere in KtS-Kommunikation, geht allerdings die Möglichkeit einher, die sprecher:innenseitige Intention explizit zu verbergen. Falls ich also im Chat mein Gegenüber anschweige, weil ich sauer bin, und es dieses schmollende Schweigen richtig interpretiert, kann ich im Nachgang und mit weniger emotionaler Involviertheit behaupten, dass es sich nicht um Schmollen gehandelt habe, sondern z. B. um ein kommunikativ bedeutungsloses Still-Sein (vgl. zum vertuschten Schweigen auch Lautenschläger 2021b).

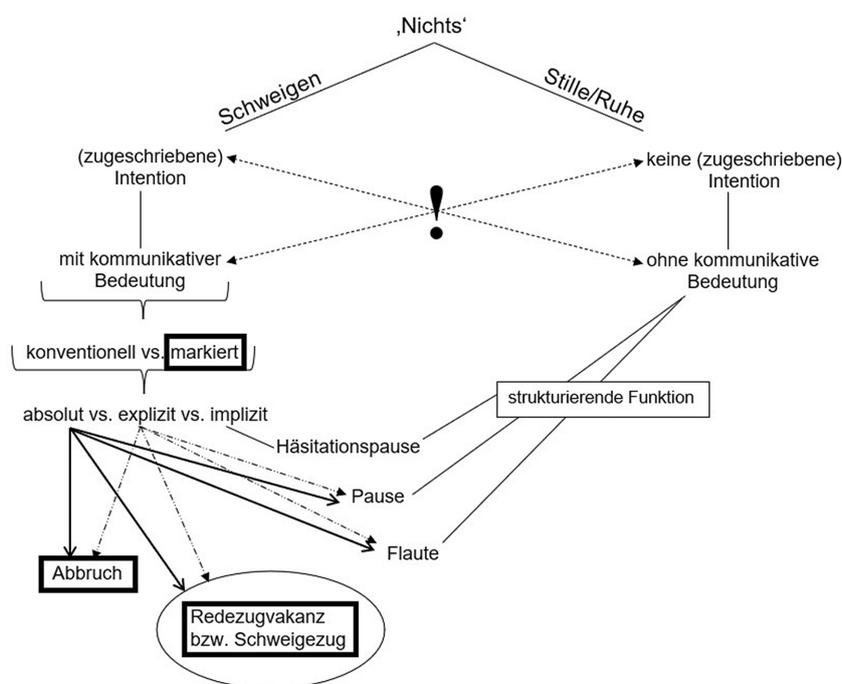


Abb. 5: Schweigearten mit Abgrenzung zu Stille (Modifikation der veralteten Version aus Lautenschläger 2022)¹¹

Was bei der Abgrenzung von Schweigen und Still-Sein eine entscheidende Rolle spielt, ist die von Hymes (1972) vorgenommene Differenzierung in *Sprechereignis* (speech event) und *Sprechsituation* (speech situation), die kompatibel sind mit dem, was Goffman (2009) als dominantes und untergeordnetes Engagement klassifiziert hat (s. Abschnitt 2). Es handelt sich dabei um standardisierte Erwartungen, die einen Einfluss auf die Interpretation des Verbalisierten bzw. Nicht-Verbalisierten haben: Sprechereignisse sind jene „activities, or aspects of activities, that are directly governed by rules or norms for the use of

11 Da diese Grafik komplex ist, sollen für interessierte Leser:innen noch einige kurze Hinweise erfolgen: Bei der Listung „absolut vs. explizit vs. implizit“ handelt es nicht um Schweigearten, sondern um graduelle Realisationsweisen von Schweigen, wobei hier die vierte Option des sog. *verbalen Schweigens* ausgeklammert wurde (für Details s. Lautenschläger 2022). Mit Blick auf KtS-Kommunikation ergeben sich bzgl. Pausen und Flaute andere analytische und interpretatorische Herausforderungen als bei Face-to-Face-Gesprächen, da hier die Differenzierungen wegen der körperlichen Kopräsenz und entsprechender para- und nonverbaler Kommunikationsmittel leichter fällt (vgl. generell dazu Meise 1996). Bei KtS-Kommunikation ist es schwieriger, zwischen Redezugvakanz (Bergmann 1982) bzw. Schweigezügen (Meise 1996) und Pausen sowie Flaute unterscheiden zu können, sodass zunächst jegliches ‚Nichts‘ entweder als Redezugvakanz resp. markiertes Schweigen oder aber als unmarkiertes Still-Sein aufgefasst werden dürfte.

speech“ (Hymes 1972, 56); gemeint sind also solche Interaktionen, die den sprachlichen Austausch als dominantes Engagement setzen (so z. B. Telefonate oder universitäre Seminare etc.). Sprechsituationen hingegen „are not in themselves governed by such rules, or one set of such rules throughout“ (Hymes 1972, 56), d. h. es *kann* zwar sprachliche Interaktion stattfinden, sie *muss* es aber nicht (z. B. beim gemeinsamen Kochen, Sport oder Kartenspielen). Sind die Grenzen zwischen Sprechereignis und -situation bereits in Face-to-Face-Interaktionen fließend und nicht eindeutig bestimmbar, gilt dies umso mehr für den textuellen Austausch im Chat. Zwar könnte man meinen, dass es sich dabei stets um ein Sprechereignis handelt – schließlich sucht man den Kommunikationsraum gezielt auf, indem man das Smartphone zur Hand nimmt und die App bzw. den konkreten Chat öffnet –, aber durch die bereits in Abschnitt 2 erwähnte Tatsache der Nebenbei-Kommunikation kann das Chatten durchaus als untergeordnetes Engagement gelten, das lediglich dazwischengeschoben und nicht mit voller Konzentration geführt wird. Die Einschätzung aber, ob es sich um ein Sprechereignis oder um eine Sprechsituation handelt, ist „von besonderer Bedeutung für das Schweigen, das – je nach Blickwinkel – die Kommunikation einrahmt, unterbricht oder durchsetzt“ (Meise 1996, 16), oder in anderen Worten: Diese Einschätzung bestimmt maßgeblich mit, ob ein ‚Nichts‘ als Schweigen oder Still-Sein interpretiert wird. Dabei ist es „einleuchtend, daß die Stille, die nicht in ein Sprechereignis fällt [...], von den Beteiligten in aller Regel nicht als signifikantes Schweigen betrachtet wird, sondern lediglich als das unmarkierte Nichts, das vor und nach jeder Kommunikation steht“ (Meise 1996, 16); allerdings ist eben nicht (immer) eindeutig erkennbar, ob ein ‚Nichts‘ ein Still-Sein oder Schweigen ist. Auch wenn es also in der kommunikativen Praxis nicht trennscharf unterschieden werden kann, möchte ich (zumindest eine theoretisch-analytische) Unterscheidung von Schweigen und Still-Sein anbieten: Beide teilen sich zwar

die Eigenschaft der materiellen Substanzlosigkeit, müssen aber – und das führt in der kommunikativen Praxis zu Schwierigkeiten – pragmasemantisch voneinander abgegrenzt werden. Daher definiere ich Still-Sein als nicht-kommunikativen *Zustand* des Sich-Nicht-Äußerns, wohingegen Schweigen als kommunikative *Handlung* in interaktiven Situationen gilt und durch Intentionalität¹² gekennzeichnet ist (Lautenschläger 2021b, 215, Hervorhebung im Original).

Während Schweigen also mit einer Intention eingesetzt wird bzw. ihm ein kommunikativer Bedeutungsgehalt zugeschrieben wird, gilt „Still-Sein als unmarkierter Ruhepunkt ohne kommunikative Intention. [...] Dem Nicht-Sprechen wird daher keine kommunikative Bedeutung beigemessen“ (Lautenschläger 2021b, 215). Das Missverständnispotenzial zwischen Still-Sein und Schweigen hat sich bereits in Abb. 4 gezeigt und lässt sich auch in den Belegen aus Abb. 6 nachvollziehen.

12 Dabei handelt es sich um eine *Zuschreibung* von Intentionalität, die die Rezipient:innen eines ‚Nichts‘ vornehmen, sofern sie es als Schweigen interpretieren; ob es sich auf Seiten der Produzent:innen de facto um ein intentionales Schweigen handeln sollte, kann nicht mit Sicherheit erschlossen werden.



Abb. 6: Still-Sein vs. Schweigen (links: Beleg 2.2.1, rechts: Beleg 4.1.2)

In allen drei Fällen liegt die Annahme vor, dass das auftretenden ‚Nichts‘ eine bedeutsame und kommunikative Handlung bzw. Reaktion sei, die dispräferiert ist (s. u.): In Beleg 2.34.3 (Abb. 4) wird das vermeintliche Schweigen als Zeichen für Desinteresse und Ablehnung, in Beleg 2.2.1 als Ausdruck der Verärgerung („habe ich was falsches gesagt?“) und in Beleg 4.1.2 als willentliches Ignorieren („Könntest du mich mal nicht als ignorieren“) und Desinteresse („Wenn du nachher nicht mit willst sag’s halt“¹³) verstanden. Nachdem diese Ausformulierung der Interpretation (s. Abschnitt 4) stattgefunden hat, führt dies zu Klarstellungen, die allesamt anzeigen, dass kein Schweigen vorlag, sondern dass die Personen jeweils aus unterschiedlichen Gründen nicht erreichbar und/oder verfügbar waren (Arbeit, Uni-Seminar, Duschen und Handy laden), es sich bei dem ‚Nichts‘ also

13 Da Emojis im Fließtext nicht adäquat abgebildet werden können, wird bei der Zitation auf sie verzichtet.

um einen nicht-kommunikativen Zustand des Sich-Nicht-Äußerns ohne Intention und somit um Still-Sein handelte.¹⁴

3.2 Markiertes Schweigen, Redezugvakanz und Ghosting

Neben der Tatsache, dass zwischen Schweigen und Still-Sein unterschieden werden muss, lassen sich zudem weitere Differenzierungen von Schweige-Phänomenen vornehmen (s. Abb. 5), die hier begrenzt werden müssen auf die Darstellung von konventionellem vs. markiertem Schweigen, Redezugvakanz/Schweigezügen, Verweigerungen und Ghosting (Abbrüche).

Grundlegend gilt, dass es Rede- und Schweigeordnungen gibt, die kontextspezifisch regeln, wann Schweigen angemessen ist und wann nicht. Schweigen kann daher konventionell, also hochgradig erwartbar, normkonform und somit angemessen sein, wie z. B. das zuhörende Schweigen. Dieses ist ein derart standardisierter und notwendiger Bestandteil von Face-to-Face-Gesprächen, dass „man fast versucht ist, das Zuhören gar nicht als Schweigen zu deuten“ (Hahn 2013, 33). Markiertes Schweigen – und diese Art des Schweigens steht im Zentrum meiner Forschung und dieses Beitrages – hingegen bricht mit Erwartungshaltungen und/oder gilt als negativ markiert. So ist etwa ein schmollendes bzw. eisiges Schweigen nach einem Streit erwartbar (oder zumindest wenig überraschend) und somit als eine ‚typische‘ Reaktion konventionalisiert, es kann aber trotzdem dem markierten Schweigen zugeordnet werden, weil es eine Beziehungsstörung indiziert, deutlich negativ markiert und dispräferiert ist. Mit dieser Dispräferenz ist etwas angesprochen, das gemeinsam mit der konditionellen Relevanz maßgeblich für die Definition des markierten Schweigens ist. Mit konditioneller Relevanz ist gemeint, dass „in einer bestimmten Umgebung (in der Regel in Abhängigkeit von Vorgängeräußerungen) bestimmte Aktivitäten als relevant bzw. erwartbar angesehen werden“ (Kallmeyer 1979, 70) und das gilt insbesondere beim Auftreten von Paarsequenzen. Folgt also auf Sequenz 1 (z. B. eine Frage) nicht die hochgradig erwartbare passende Reaktion bzw. Sequenz 2 (eine Antwort), führt dies zu Irritationen und Interventionen (s. Abschnitt 4), wie man sie in Abb. 7 sehen kann. Interessant ist dabei auch, dass in Beleg 2.21.1 auf Basis des zur Verfügung stehenden Kontextes nicht konkret erschlossen werden kann, warum *Wm* von *Gw* auf seinen assertiven Sprechakt („Also ich geh jetzt joggen :)“) eine konditionelle Relevanz etabliert sah, denkbar wäre jedoch, dass es sich aus seiner Sicht um einen indirekt-direktiven Sprechakt gehandelt hat, den *Gw* allerdings nicht als solchen verstanden hat.

¹⁴ Man könnte auch sagen, dass nicht einmal die Möglichkeit einer Interaktion vorgelegen hat, denn in Beleg 2.34.3 und 4.1.2 war eine der beteiligten Personen quasi – um es auf Face-to-Face-Situationen zu übertragen – nicht im gemeinsamen Wahrnehmungsraum anwesend. Um überhaupt zwischen Schweigen und Still-Sein differenzieren zu können, muss prinzipiell eine Situation gegeben sein, „in der die Möglichkeit besteht, zu reden oder eine Situation herbeizuführen, in der Reden möglich ist“ (Zimmermann 1983, 38) – gerade das ist aber in KtS-Kommunikation nicht zweifelsfrei bestimmbar (s. Abschnitt 2).

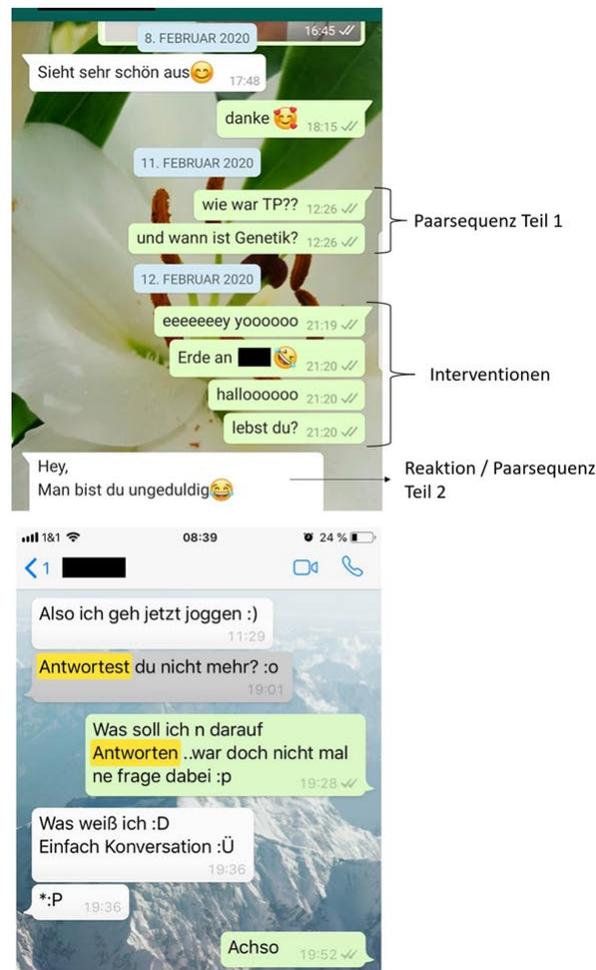


Abb. 7: Bruch mit der konditionellen Relevanz (oben: Beleg 3.9.2, unten: Beleg 2.21.1.)

Neben dem Bruch mit der Erwartungshaltung, die auf der konditionellen Relevanz basiert, zeigt sich beim markierten Schweigen zudem, dass es innerhalb der Präferenzhierarchie als dispräferierte Möglichkeit eingestuft wird. So „[haben] nicht alle potentiellen zweiten Teile auf einen ersten Teil eines Nachbarschaftspairs den gleichen Status“ (Levinson 1990, 306), es gibt eine unmarkierte, bevorzugte Option: Wenn ich jemanden zum Abendessen zu mir einlade, erhoffe ich mir ein „Ja“ als Antwort; ein „Nein“ wäre dispräferiert und gewissermaßen doppelt dispräferiert wäre ein Schweigen. Nicht nur bräche es mit meiner Erwartungshaltung, überhaupt eine verbale Reaktion zu erhalten, sondern ich würde es als Absage/Ablehnung/Desinteresse interpretieren, was sich bereits in einigen der angeführten Belege durch auf das Schweigen bezogene Aussagen wie „okay. Ich merke schon, du hast keine Lust....“ (Abb. 4) oder „Wenn du nachher nicht mit willst sag’s halt“ (Abb.

6, Beleg 4.1.2) gezeigt hat. Ein ‚Nichts‘, das rezipient:innenseitig als markiertes Schweigen aufgefasst wird, ist daher eine unerwünschte Handlung, die in Situationen mit etablierter konditioneller Relevanz sehr schnell zu der Schlussfolgerung „keine Reaktion bedeutet ein Problem“ (Levinson 1990, 318) führt und Interventionen initiiert (s. Abschnitt 4).

Als zwei besonders prominente Vertreter des markierten Schweigens gelten der Schweigezug bzw. die Redezugvakanz (s. u.; vgl. auch Hausendorf in diesem Heft) und Abbrüche bzw. demonstrative Verweigerungen, die insbesondere im digitalen Kontext als *Ghosting* bezeichnet und durchaus mit Attributen wie Feigheit und mangelnder Empathie assoziiert werden (s. Abschnitt 3.2.2).

3.2.1 Redezugvakanz / Schweigezug

Was mit Bezug auf Face-to-Face-Gespräche von Meise (1996) als „Schweigezug“ bezeichnet wird, betitelt Bergmann (1982) als „Redezugvakanz“. Es handelt sich dabei strukturell betrachtet um „unausgefüllte ‚slots‘ innerhalb der *turn-by-turn*-Abfolge, die jeweils vom Gegenüber aufgegriffen und in der einen oder anderen Weise als solche behandelt werden“ (Meise 1996, 62, Hervorhebung im Original). Konstitutiv für solche Redezugvakancen ist die bereits thematisierte konditionelle Relevanz: Da im sprachlich-interaktiven Vollzug jedes (nicht-)verbalisierte Element stets

in Bezug zur vorausgehenden Aktivität interpretiert wird, [...] hat] ein Schweigen nur dort die Chance, nicht „überhört“ und damit beredt oder gar laut zu werden, wo es als *Abwesenheit* eines bestimmten, erwartbaren oder doch zumindest erwarteten Elements an einer ganz bestimmten Stelle im Gespräch auftritt und demgemäß als „officially absent“ gilt (Meise 1996, 76, Hervorhebung im Original).

Zumeist wird dabei von Sprecher:in 1 explizit eine Fremdwahl¹⁵ bzgl. des Rederechts getätigt, die jedoch von Sprecher:in 2 nicht angenommen wird, sodass das „Schweigen also wahrnehmbar [ist] als ein Schweigen des Rezipienten; er ist es, der den ihm zugeteilten Redezug vakant verläßt“ (Bergmann 1982, 156). Diese Redezugvakanz hat i. d. R. zur Folge, dass sich

[der Sequenzinitiator ...] mit der Aufgabe konfrontiert [sieht], die ‚Schweigereaktion‘ seines Gegenübers interpretieren zu müssen. Dieses ‚Nichts‘, das auf seine sequenzinitiiierende Äußerung folgt, offenbart ja als solches nicht, was es bedeutet oder worin es seinen Grund hat. Das Ausbleiben einer konditionell relevanten Folgeäußerung zwingt daher den Sequenzinitiator dazu, sich auf die Suche nach dem Grund oder der Bedeutung dieses ‚Nichts‘ zu machen (Bergmann 1982, 156).

Diese Suche lässt sich, sofern sie verbalisiert wird, in verschiedene Interventionsstrategien unterscheiden, von denen Bergmann (1982) vier nennt, die jedoch hinsichtlich der KtS-Kommunikation noch um eine weitere ergänzt werden müssen (vgl. Lautenschläger 2022), was in Abschnitt 4 thematisiert wird.

¹⁵ Redezugvakancen können aber auch dadurch entstehen, dass ein Angebot zur Selbstwahl des Rederechts offeriert, jedoch nicht angenommen wird; dies ist z. B. konstitutiv für das Schmollen (vgl. dazu Wenderoth 1998).

3.2.2 Verweigerungen und Ghosting (Abbrüche)

Besonders mit Blick auf markiertes Schweigen in KtS-Kommunikation soll eine besondere Form des Abbruches bzw. der Verweigerung betrachtet werden, nämlich das Ghosting. Verweigerungen lassen sich zunächst unterscheiden in drei Formen: Verweigerung, ausweichende Verweigerung und demonstrative Verweigerung (vgl. Spiegel 1995; Kallmeyer 1979). Generell handelt es sich bei einer Verweigerung um das willentliche Nicht-Ausführen einer konditionell relevanten, also erwartbaren verbalen Aktivität (vgl. Spiegel 1995, 186); beim ausweichenden Verweigern wird eine Ersatzhandlung angeboten, die es ermöglicht, vor dem Gegenüber zu verbergen, dass eine (Teil-)Verweigerung stattgefunden hat (vgl. Kallmeyer 1979, 72) und als demonstrative Verweigerung bezeichnet man „die erkennbar gemachte Verweigerung von anstehenden Aktivitäten“, zu deren Konstitution „zwei wesentliche Elemente [gehören]: zum einen muß eine Aktivität als anstehend identifizierbar sein, und zum zweiten muß das Nichtvollziehen bzw. das Sich-Sperren manifest werden“ (Kallmeyer 1979, 72-73).

Beim Ghosting handelt es sich um eine solche demonstrative Verweigerung, verstanden als endgültiger Kommunikationsabbruch und Beendigung der sozialen Beziehung. Konstitutiv für Ghosting ist, dass es (intensiven) sprachlichen Kontakt gegeben hat,¹⁶ der einseitig und – zumindest aus Sicht der geghosteten Person – abrupt beendet wird, um mitzuteilen, dass die Beziehung beendet ist und kein Kontakt mehr stattfinden soll, ohne dies explizit zu verbalisieren (vgl. Soliman 2019, 11). Interessant ist dabei die Kluft, die sich zwischen kommunikativem Ethos und pragmatischer Funktionalität auftut: Soliman betont mit Referenz auf Studien, dass Ghosting als Methode zur Beendigung einer (längerfristigen) Beziehung für „etwa 95 Prozent der Bevölkerung [...] inakzeptabel [ist]“ (Soliman 2019, 23), gleichzeitig ist es „insbesondere bei den 18- bis 24-Jährigen verbreitet: Lediglich rund 27 Prozent der Befragten dieser Altersgruppe gaben an, noch nie jemanden gehostet zu haben“ (statista.de).

Ghosting ist somit einerseits tabuisiert (vgl. Lautenschläger 2021b), scheint aber andererseits eine erfolgversprechende Strategie mit hoher Wirksamkeit zu sein, die jedoch Beharrlichkeit verlangt und – zumindest zu Beginn – vom Gegenüber auch vollkommen gegenteilig, nämlich als Lock-Strategie, (fehl-)interpretiert werden kann. Dass und warum Schweigen (mitsamt Ghosting) als Ultima Ratio aber auch als präventive Höflichkeits-Strategie eingesetzt werden kann, soll in Abschnitt 4.2 anhand konkreter Belege diskutiert werden.

16 Das unterscheidet Ghosting von Kontaktverweigerungen, die unmittelbar auf einen Initiativ-Kontakt erfolgen. Wenn A z. B. bei Instagram Direct Message von einer unbekanntenen Person B angeschrieben wird und entscheidet, den Kontakt gar nicht erst einzugehen, kann A neben dem Verbalisieren des Desinteresses entweder mit Schweigen reagieren oder B blockieren.

4 Über das bedeutsame ‚Nichts‘: zur Funktion, Intervention und interaktiven Aushandlung von Schweigen

Bereits an anderer Stelle (Lautenschläger 2022, 28-32) konnten Parallelen aufgezeigt werden zwischen den vier Interventionsstrategien, die Bergmann (1982) in Face-to-Face-Gesprächen identifiziert hat, und denen, die in KtS-Kommunikation zum Brechen eines (vermeintlichen) Schweigens angewendet werden. Neben den Bergmann'schen Strategien – Wiederholung, Reformulierung, Fokussierungsaufforderung und Formulieren der Interpretation – konnte ich noch eine fünfte identifizieren: das Zurück-Schweigen. Da die Strategien in Lautenschläger 2022 bereits ausführlich diskutiert werden, sollen hier lediglich die Formulierung der Interpretation sowie das Zurück-Schweigen unter Anbindung an das bereits Erörterte dargelegt werden, um anschließend auf Ghosting und streitvermeidendes Schweigen einzugehen.

Bevor diese Interventionsstrategien allerdings diskutiert werden, sei zunächst kurz auf die ‚klassischen‘ Funktionen von Schweigen eingegangen, die Jensen (1973, 249) mit dem Verweis, dass Schweigen kontextabhängig „in a positive or a negative sense“ wirken kann, gebündelt hat (vgl. Jensen 1973, 249-255): Schweigen kann...

- (1) Menschen verbinden oder trennen (linkage function),
- (2) heilsam sein oder verletzend (affecting function),
- (3) etwas verstecken oder hilfreich dabei sein, etwas zu offenbaren (revelational function),
- (4) Zustimmung oder Ablehnung zu etwas anzeigen (judgmental function)¹⁷,
- (5) ebenso eine kommunikativ-geistige Aktivität (z. B. Nachdenklichkeit) wie auch kommunikative Passivität indizieren (nicht ‚da‘ sein, Vor-sich-hinträumen) (activating function).

Basierend auf der Analyse von Online-Ratgebern (vgl. Lautenschläger 2021b; 2024) möchte ich zudem noch eine weitere Funktion ergänzen, nämlich die

- (6) *attracting function* (Lock-Funktion). Gemäß der volksweisheitlichen Handlungsmaxime *Willst du gelten, mach dich selten* kann Schweigen insbesondere in Dating-Kontexten strategisch eingesetzt werden, um sich für das begehrte Gegenüber attraktiver zu machen, indem man ihm die kommunikative Aufmerksamkeit entzieht und dadurch dessen ‚Jagdtrieb‘ fördert. Auf geschlechtsstereotypen Vorstellungen beruhend wird unter der Prämisse *Mann = aktiver Jäger/Frau = passive Beute* insbesondere

¹⁷ Allerdings wird, wie bereits gezeigt, Schweigen i. d. R. als Zeichen für Ablehnung eines Vorschlags etc. interpretiert; ein Schweigen kann daher nur dann als Zustimmung gedeutet werden, wenn dies explizit als Rahmenbedingung angekündigt wird, z. B. in organisatorischen E-Mails an mehrere Empfänger:innen mit dem Passus „Wenn wir nichts Gegenteiliges hören, gehen wir davon aus, dass Sie zustimmen“.

Frauen der Einsatz dieses lockenden Schweigens angeraten. Im Abgleich mit Jensens Funktionen ist die attracting function als eine Sonder- bzw. Mischform der linkage und der revelational function zu verstehen.

Welche (Haupt-)Funktion rezipient:innenseitig einem markierten Schweigen zugeschrieben wird, zeigt sich anhand der Interventionsstrategien, die gewählt werden, um dieses Schweigen zu beenden.

4.1 Interventionen: Formulieren der Interpretation und Zurück-Schweigen

Bei der expliziten Formulierung der Interpretation eines Schweigens sind unterschiedliche Funktionszuschreibungen erkennbar, die alle der fünf Jensen'schen Funktionen abdecken, wobei jedoch stets die linkage function im Sinne des Trennungs-Moments zentral ist. Die Strategie zeichnet sich im Allgemeinen durch eine metakommunikative Charakterisierung des auftretenden Schweigens aus, wobei nicht nur implizit zum Ausdruck gebracht wird, *dass* das ‚Nichts‘ als markiertes Schweigen interpretiert wird, sondern auch, *wie* dieses Schweigen verstanden wird. Beispiele für diese Strategie sind bereits mehrfach begegnet: In Abb. 1 durch die Nachfrage „Bist du jetzt sauer?“ – hier wird neben dem Ausformulieren der Interpretation durch die gestellte Frage unverkennbar eine konditionelle Relevanz etabliert, die das Gegenüber unter (Rede-)Zugzwang setzt – und in Abb. 4 und 6 durch die Äußerungen „okay. Ich merke schon, du hast keine Lust...“ (= Absage/Desinteresse); „habe ich was falsches gesagt?“ (= Schweigen als Zeichen der Verärgerung); „Könntest du mich mal nicht als ignorieren“ und „wenn du nachher nicht mit willst sag's halt“ (= Schweigen als willentliches Ignorieren und Absage).

Wie alle Belege aus Abb. 8 zeigen, können als Ursache des thematisierungswürdigen ‚Nichts‘ auch Umstände herangezogen werden, die außerhalb der Beziehungsebene liegen, etwa die Fragen nach dem allgemeinen Zustand und Befinden („Alles gut?“; „Und, wieder alles gut bei dir?“), nach dem Stresslevel („Wie ist die Arbeit, viel los bei dir?“) und der generellen technischen Erreichbarkeit bzw. der gewollten Nicht-Erreichbarkeit („Kein Netz oder Tauchstation?“), die mehr auf die Annahme eines Still-Seins als auf die Annahme eines Schweigens hindeuten. Allerdings kommen zusätzlich dazu in allen Belegen außer in 4.38.3 personenbezogene Interpretationen zum Tragen, die das Schweigen als Indiz einer Beziehungsstörung ausweisen („Was los? Immer noch genervt von mir?“; „Warum ignorierst du mich?“; „Oder hast du mich etwa blockiert?“). Vermutlich wird diese Interpretation auf der Beziehungsebene deshalb vorgenommen, weil die vorherigen Interventionsversuche in Anbetracht der verstrichenen Zeit ohne Reaktion als erfolglos eingestuft werden, was in Beleg 4.44.1 sogar noch mit Wissen über die sonstige kommunikative Routine des Gegenübers begründet wird („Sonst antwortest du doch auch immer so schnell?“). Bei Beleg 4.38.2 scheint der Einbezug der Kontrollmechanismen – ab 15:28 Uhr ist nur noch ein grauer Haken an den Nachrichten zu sehen, was anzeigt, dass sie zwar versendet, aber nicht zugestellt wurden – zunächst die Möglichkeit des leeren Akkus plausibel erscheinen zu lassen, die aber eine Minute später um die Option des Blockierens

ergänzt wird. Bevor also die Inferenz „keine Reaktion bedeutet ein Problem“ (Levinson 1990, 318) gezogen wird, kommt zuvor bzw. fast zeitgleich auch die Möglichkeit einer technischen Störung („keine Reaktion bedeutet keinen Kanalkontakt“, Levinson 1990, 318) in Betracht.



Abb. 8: Explizites Formulieren der Interpretation (oben links: Beleg 4.44.1, unten links: Beleg 4.38.2, oben rechts: Beleg 4.38.3, unten rechts: Beleg 2.1.3)

Das Zurück-Schweigen kann, neben der linkage function, prototypisch der attracting function zugeordnet werden. Auch wenn es paradox klingen mag, geht es bei dieser Strategie darum, das zuerst schweigende Gegenüber durch das Zurück-Schweigen zu einer erneuten Kontaktaufnahme zu bewegen. Diese Strategie lässt sich ausschließlich in metakommunikativen Chats nachweisen, in denen das Zurück-Schweigen geplant bzw. besprochen wird, und nicht in den Chats selbst, in denen es zum Einsatz kommt.

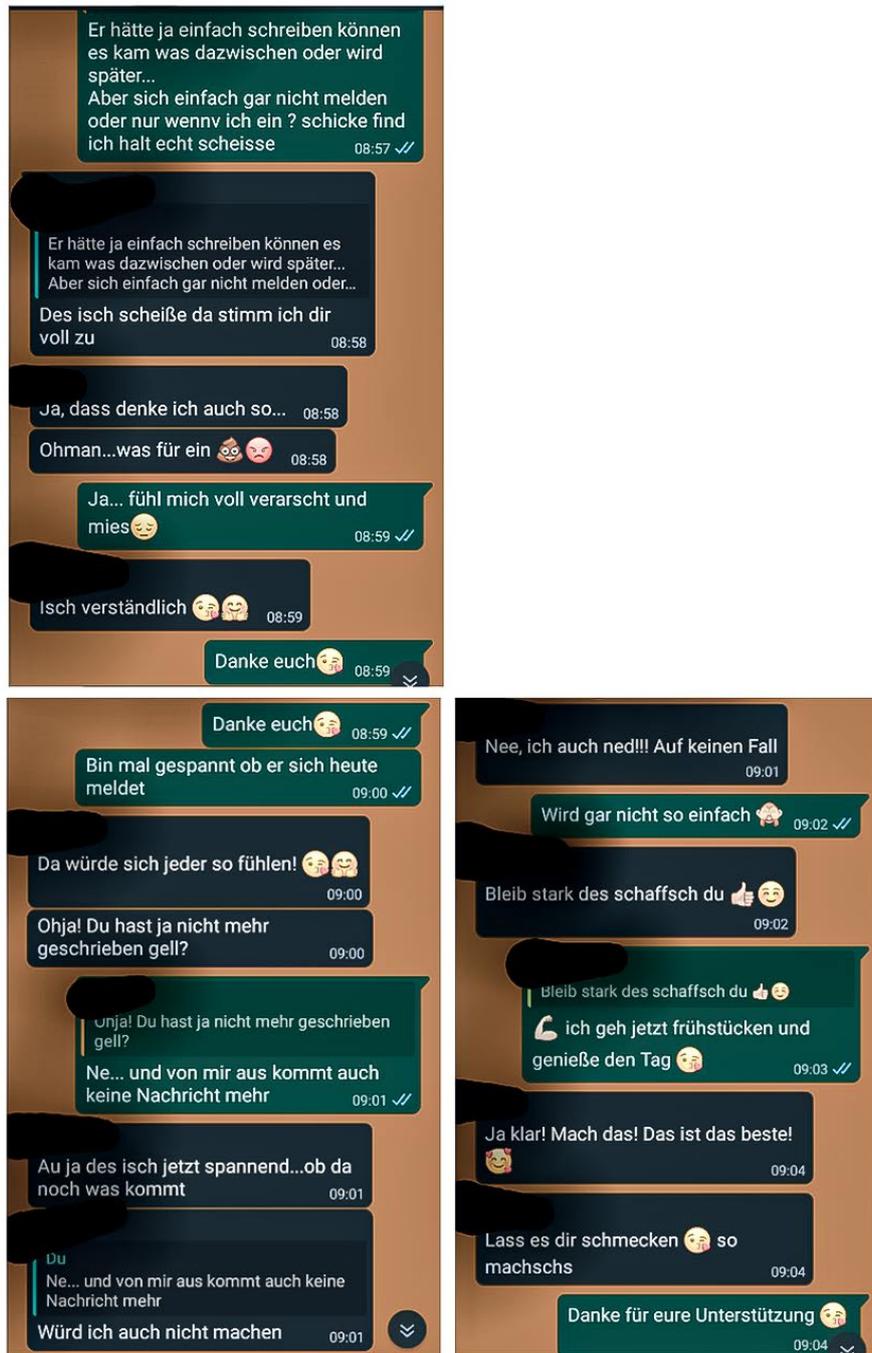


Abb. 9: Geplantes, strategisches Zurück-Schweigen (Beleg 4.25.3)

So zeigt Abb. 9, in der sich drei Freundinnen über das problematische Verhalten eines Mannes austauschen, nicht nur an, dass das Schweigen des Mannes als verletzend empfunden wird („Ja... fühl mich voll verarscht und mies“), sondern auch, dass diesem Schweigen strategisch durch Zurück-Schweigen begegnet werden wird („[...] von mir aus kommt auch keine Nachricht mehr“), was von den zwei Freundinnen bekräftigt und unterstützt wird („Würd ich auch nicht machen“, „Nee, ich auch ned!!! Auf gar keinen Fall“). Wie die Sequenzen „Wird gar nicht so einfach“ – „Bleib stark desch schaffsch du“ und „Danke für eure Unterstützung“ anzeigen, ist Zurück-Schweigen etwas, das Kraft, Durchhaltevermögen und auch freundschaftliche Unterstützung verlangt (vgl. auch Lautenschläger 2022).¹⁸

4.2 Prävention: Schweigen und Ghosting als (potenzielle) Höflichkeitsstrategien

Während das Zurück-Schweigen als Lockmittel eingesetzt wird, ist ein Streitvermeidendes, gesichtswahrendes Schweigen gegenteilig als (Teil-)Vermeidungsstrategie bzw. als ausweichende (Teil-)Verweigerung anzusehen (s. Abschnitt 3.2.2), das insbesondere der *affecting function*, aber auch der *revelational function* zuzuordnen ist, und sich ebenfalls nur durch metakommunikative Chats greifen lässt. Es kann eingesetzt werden, um einen Streit gar nicht erst aufkommen zu lassen oder um während einer Auseinandersetzung eine (tiefere) Verletzung des Gegenübers zu verhindern: „We realize that by holding our tongue during an aggravated moment, keeping things unspoken, can be extremely important preventive medicine. Silence, then, can often increase the likelihood that two people will not wound each other“ (Jensen 1973, 351). So lässt sich auch die Klassifikation von Brown/Levinson (1987, 69) verstehen: In ihrem durchnummerierten Baumdiagramm zur Durchführung bzw. Abschwächung von Face Threatening Acts (FTAs) ist „5. Don't do the FTA“ als höflichste aller Optionen zu verstehen, denn

[w]hen the risk of loss of face is judged as extremely high, most speakers will seek to avoid the threat (5). According to the predictions of the theory, this is the most polite strategy, because if the speaker remains silent, the potentially threatening act is not just mitigated but avoid altogether (Sifianou 1997, 66-67).

Beispiele für ein gesichtswahrendes Schweigen – und damit kann sowohl das Gesicht der schweigenden als auch das der angeschwiegenen Person geschützt werden – sind in Abb. 10 und 11 zu sehen, in denen zwischen jeweils zwei Freundinnen metakommunikativ der strategische Umgang mit einem penetranten männlichen Gegenüber diskutiert und geplant wird.

¹⁸ Wie die Datenspenderin mir im Kurztext mit den Metadaten mitgeteilt hat, war das Zurück-Schweigen erfolgreich: „Zumindest hat das anschweigen [sic!] geholfen, da dann wieder von ihm zumindest ein „Na du“ kam und eine Konversation eingeleitet wurde“.



Abb. 10: Geplantes Höflichkeits-Schweigen I (Beleg 4.36.3; oben ist der Referenz-Chat mit dem Mann zu sehen und unten die Metakommunikation mit einer Freundin)



Abb. 11: Geplantes Höflichkeits-Schweigen II (Beleg 2.18.3)

In beiden Fällen wird deutlich, dass die Frauen eine Absage erteilt und ihr Desinteresse verbalisiert haben, der Mann es aber „einfach nicht [kapiert]“ und „nicht so gut aufgenommen [hat]“ bzw. „blöde“ ist. Da explizite Bekundungen des fehlenden Interesses nicht weiterzuhelfen scheinen, wird auf Schweigen zurückgegriffen. Zum einen soll dies seitens der Schweigerin Unannehmlichkeiten vermeiden („Mir ist das voll unangenehm also will ja auch nicht sagen ne ich hab kein Bock was mit dir zu machen“), zum anderen wird aber auch die Situation des Mannes bedacht: Eine verbale Reaktion der Frau, auch wenn sie eine Absage enthält, wird gedeutet als „das macht ihm doch wieder Hoffnung“, sodass Schweigen als die beste aller Möglichkeiten betrachtet wird, um das Desinteresse anzuzeigen und gleichzeitig etwaige Hoffnungen zu zerstreuen.

Obgleich Ghosting tendenziell verpönt und tabuisiert ist (s. Abschnitt 3.2.2), kann man ihm ebenfalls einen solchen präventiven Charakter zuschreiben und es speziell in Dating-Kontexten als Cooling-Out-Strategie betrachten (Goffman 1952; hier nach Guhr 2008, 21-25), die insbesondere von Frauen genutzt wird. Mit ‚Cooling-Out‘ sind u. a. „schützende Methoden wie das Vermeiden von Themen und Dingen, die zu Verletzungen des Gesichts führen können“ gemeint (Guhr 2008, 22). Ziel ist dabei „nicht nur, den Gesichtsverlust [des Werbenden, S. L.] aus Mitleid oder Verantwortungsbewusstsein heraus zu mindern, sondern auch zu verhindern, dass dieser wütend und aggressiv wird, was eine Gefahr für [... die Umworbene, S. L.] bedeuten würde“; es geht also auch ganz konkret darum, aus Selbstschutz „den Mann nicht aggressiv zu machen“ (Guhr 2008, 24). Bezogen auf Forschungen zu Face-to-Face-Interaktionen gibt Guhr (2008, 24-25) an, „dass vor allem Frauen in Cooling-Out-Positionen geraten [...], um die Gesichtsverletzung für den Zurückgewiesenen gering zu halten. Sie wenden unterschiedliche Strategien an, je nachdem, ob es sich um eine Zurückweisung bei einem ersten Ansprechen oder bei

penetranten und beständigen Männern handelt.“ Dazu gehört etwa das Vermeiden von intimen Situationen, das Ignorieren männlicher (Flirt-)Signale und die Vermeidung von jeglichen Ermunterungen (vgl. Guhr 2008, 25). Ein Beispiel für dieses Cooling-Out im Sinne von Ghosting (= Vermeidung von Ermunterungen, Kontaktabbruch) sind die beiden Belege in Abb. 12: Über zwei jeweils relativ lange Zeiträume (Juni 2018 bis November 2019, Oktober 2017 bis März 2018) senden hier zwei beständig schreibende Männer stets unbeantwortete Nachrichten an zwei Frauen. Auffällig daran ist, dass beide Männer das ‚Nichts‘ nicht als unmarkiertes Still-Sein, sondern als markiertes Schweigen auffassen, was durch das explizite Formulieren der Interpretation („Will nicht nerven“; „Willst du nicht mehr schreiben?“) erkennbar wird.¹⁹



Abb. 12: Ghosting (links: Beleg 2.41.3, rechts: Beleg 2.28.2)

¹⁹ Während in 2.41.3 nicht erkennbar ist, ob jemals eine Interaktion stattgefunden hat, lässt sich dies in 2.28.2 textuell (und auch durch den eingereichten Kurztext) erschließen: Durch die lexikalischen Präsuppositionen „nochmal“ und „nicht mehr“ wird deutlich, dass ein vorheriger Austausch stattgefunden hat, der aber seitens der Frau mangels Interesses schweigend abgebrochen wird.

Ein Grund dafür, warum beide Männer so beharrlich sind, könnte sein, dass sie – zumindest hypothetisch – davon ausgehen, dass die Frauen das Schweigen im Sinne der attracting function einsetzen, um sich interessanter zu machen (dies gilt auch für Abb. 10 und 11). In Anbetracht der verstrichenen, reaktionslosen Zeit und der jeweiligen Ausformulierung der Interpretation dürfte dies aber kaum ernsthaft in Betracht gezogen werden. Stattdessen scheint hier das einzutreten, was Jensen (1973, 251) als negative Seite der affecting function formuliert: „But silence between two individuals can also wound, can cut as deeply as words. We are all aware of the pain involved when someone is given the ‘silent treatment’.“ Im Unterschied zu Abb. 10 und 11, in denen Schweigen quasi als letzter (höflicher) Ausweg betrachtet wird, findet in Abb. 12 kein Verbalisieren des Desinteresses statt, sondern die Männer werden ohne weitere Informationen zurückgelassen. Wie Soliman (2019, 22) betont, „beschäftigen uns [die ungeklärten Dinge] mehr als begründete Entscheidungen. [...] Wenn Informationen unterbunden werden, schafft dies größte Unsicherheit!“ Möchte man Ghosting überhaupt als eine (hypothetische) Höflichkeits-Strategie betrachten, dann schützt sie in erster Linie das Gesicht des Ghosts – sei es nun aus Angst vor (männlicher) Aggression oder als ressourcenschonender Abgang „aus Bequemlichkeit, Überforderung, Empathielosigkeit“ (Soliman 2019, 90).

5 Fazit

In einer Welt, in der wir via Smartphone zumindest theoretisch rund um die Uhr und an jedem Ort erreichbar sind und die Messenger-Kommunikation zum standardisierten Normalfall, ja sogar zu einer Nebenbei-Tätigkeit geworden ist, kommt nicht nur dem Reden bzw. Schreiben eine hohe Bedeutung zu, sondern ebenso dem Schweigen. Im Gegensatz zu Face-to-Face-Interaktionen mit körperlicher Präsenz ist eine Messenger-Interaktion und somit auch das dort aufkommende ‚Nichts‘ entkontextualisiert, weshalb die Interagierenden sehr stark auf Vorwissen über die kommunikativen Routinen des Gegenübers angewiesen sind, um mit diesem ‚Nichts‘ umzugehen.

Da Deutschland als Redekultur einzuordnen ist, gilt Schweigen trotz möglicher positiver Assoziation (als Zeichen von sich-wortlos-Verstehen, Innigkeit und Vertrautheit) und positiv konnotierter Funktionen (z. B. kann es Menschen verbinden und eine heilsame Wirkung haben) primär als etwas negativ Markiertes und Dispräferiertes, das eine (Beziehungs-)Störung indiziert und schnellstmöglich beendet werden sollte. Dies lässt sich auch im analysierten Korpus anhand der angewendeten Interventionsstrategien feststellen, denn das hier aufkommende ‚Nichts‘ wird i. d. R. nicht als unmarkiertes Still-Sein begriffen, sondern als Schweigen, das als Index für Desinteresse, Ablehnung, willentliches Ignorieren oder Schmollen bzw. Verletztheit fungiert. Auch in der Metakommunikation über Referenz-Chats, in denen ein problematisches Schweigen auftritt, kommen diese Bedeutungszuschreibungen zum Tragen, wobei hier zwei weitere wichtige Funktionen von Schweigen erkennbar werden: Schweigen kann zum einen im Sinne der attracting function als Zurück-Schweigen dazu genutzt werden, das zuerst schweigende Gegenüber zu einer

erneuten Kontaktaufnahme zu bewegen. Schweigen wird hier also als Selbstermächtigungsstrategie genutzt, um das begehrte Gegenüber durch Entzug der kommunikativen Aufmerksamkeit seinerseits zu verbaler Aktivität anzuregen und anzulocken (s. Abb. 9, vgl. auch Lautenschläger 2021b; 2022). Zum anderen wird erkennbar, dass Schweigen im Zuge der affecting function als Höflichkeits- bzw. Cooling-Out-Strategie angewendet wird, um nach (mehrmaligem) verbalem Bekunden des Desinteresses, das aber übergangen wird, als Ultima Ratio das gewünschte Ziel zu erreichen (s. Abb. 10 und 11). Diese Strategie des wortlosen Beendens eines Kontaktes und einer sozialen Beziehung kann allerdings auch ohne vorherige Verbalisierung stattfinden, was als Ghosting bezeichnet wird. Obgleich sich auch hierbei ein gesichtswahrender Aspekt (zumindest für den Ghost) feststellen lässt, gilt diese Form des schweigend vollzogenen Kontaktabbruches als moralisch verwerflich und nicht mit dem kommunikativen Ethos vereinbar, kommt aber dennoch wegen seiner hohen, durchaus ressourcenschonenden Wirksamkeit nicht selten zum Einsatz.

Obwohl kein ‚Nichts‘ identisch mit einem anderen ist und sich Schweigen in unterschiedliche Arten mit unterschiedlichen Funktionen unterteilen lässt, ist doch eine Gemeinsamkeit hervorstechend: Es ist ein bedeutsames ‚Nichts‘, wenn nicht sogar das bedeutsamste ‚Nichts‘ in zwischenmenschlicher Interaktion.

Literatur

- Beißwenger, Michael/Pappert, Steffen (2018) Internetbasierte Kommunikation. In: Liedtke, Frank/Tuchen, Astrid (Hrsg.) *Handbuch Pragmatik*. Stuttgart: J.B. Metzler, 448-459.
- Bergmann, Jörg R. (1982) Schweigephasen im Gespräch – Aspekte ihrer interaktiven Organisation. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) *Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie*. Tübingen: Narr, 143-184.
- Brown, Penelope/Levinson, Steven (1987) *Politeness: Some Universals in Language Use*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Duden.de (o. J.) <https://www.duden.de/rechtschreibung/Schweigen>.
- Dürscheid, Christa/Brommer, Sarah (2009) Getippte Dialoge in neuen Medien. Sprachkritische Aspekte und linguistische Analysen. In: *Linguistik online* 37, 1/09, 3-20.
- Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2014) Keyboard-to-Screen-Kommunikation gestern und heute: SMS und WhatsApp im Vergleich. In: Mathias, Alexa et al. (Hrsg.) *Sprachen? Vielfalt! Sprache und Kommunikation in der Gesellschaft und den Medien*. Networx Nr. 64, 149-181.
- Goffman, Erving (1952) On cooling the mark out: Some aspects of adaptation to failure. In: *Psychiatry*, 15, 451-463.

- Goffman, Erving (2009) *Interaktion im öffentlichen Raum*. Frankfurt a. M./New York: Campus. Übersetzte Neuauflage des Originals von 1963.
- Guhr, Dagny (2008) *Argumentation in Courtship-Kommunikation. Zu den persuasiven Strategien im Gespräch*. Berlin: Weidler.
- Hahn, Alois (2013) Schweigen, Verschweigen, Wegschauen und Verhüllen. In: Assmann, Aleida/Assmann, Jan (Hrsg.) *Schweigen. Archäologie der literarischen Kommunikation XI*. München: Fink, 29-50.
- Höflich, Joachim R. (2016) *Der Mensch und seine Medien. Mediatisierte interpersonale Kommunikation. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer.
- Hymes, Dell (1972) Models of Interaction of Language and Social Life. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hrsg.) *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*. New York: Holt, Rinehart and Winston, 35-71.
- Jaworski, Adam (1993) *The Power of Silence. Social and Pragmatic Perspectives*. Newbury Park: Sage Publications Inc.
- Jensen, J. Vernon (1973) Communicative Functions of Silence. In: *ETC: A Review of General Semantics* 30/3, 249-257.
- Kallmeyer, Werner (1979) Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen. In: Frier, Wolfgang (Hrsg.) *Grundfragen der Textwissenschaft. Linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte*. Amsterdam: Rodopi, 59-109.
- Klug, Nina-Maria (2023) Verstehen auf den ersten Blick – oder doch nicht? Zur (vermeintlichen) Einfachheit kleiner Texte am Beispiel von Internet-Memes. In: Schrott, Angela/Wolf, Johanna/Pflüger, Christine (Hrsg.) *Textkomplexität und Textverstehen: Studien zur Verständlichkeit von Texten*. Berlin/Boston: de Gruyter, 195-230.
- Krotz, Friedrich (2001) *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lautenschläger, Sina (2021a) Stille – Schweigen – Verschwiegenheit: Kommunikationsideale? In: Bär, Jochen A. (Hrsg.) *Historische Text- und Diskurssemantik*. Berlin/Boston: de Gruyter, 211-227.
- Lautenschläger, Sina (2021b) *Willst du gelten, mach dich selten*: Tabu und Schweigen in interpersonalen Beziehungen. In: Kuck, Kristin (Hrsg.) *Tabu-Diskurse*. Aptom. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, 02/2021, 212-229.
- Lautenschläger, Sina (2022) Schweigen in einer digitalen Welt. In: *Sprechen & Kommunikation – Zeitschrift für Sprechwissenschaft*, 19-36. Open Access: <https://www.sprech->

- wissenschaft.org/wissenschaft/schweigen-digitale-welt [zuletzt aufgerufen am 02.04.2024].
- Lautenschläger, Sina (2024) Er kämpfte Liebe und programmierte Frauen. Geschlechtsspezifische Ratschläge zur Flirt- und Courtship-Kommunikation. In: Klug, Nina-Maria/Lautenschläger, Sina (Hrsg.) *True Love. Sprache(n) der Liebe in Text und Gespräch*. Tübingen: Narr, 43-71.
- Lautenschläger, Sina (i. Dr.) Die *Eigentlichkeit* von (gendergerechter) Sprache. Der Streit um (neue) sprachliche Routinen im social web. Erscheint in: *Linguistische Berichte* (2024).
- Levinson, Stephen C. (1990) *Pragmatik*. Tübingen: Niemeyer. Ins Deutsche übersetzte Version von 1983 von Ursula Frieß.
- Mai, Lisa/Wilhelm, Judith (2015) *Ich weiß, wann du online warst, Schatz. Die Bedeutung der WhatsApp-Statusanzeigen für die Paarkommunikation in Nab- und Fernbeziehungen*. Marburg: Tectum.
- Meise, Katrin (1996) *Une forte absence. Schweigen in alltagsweltlicher und literarischer Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Oksaar, Els (2001) Pragmatische Aspekte des Schweigens. Interkulturelle Betrachtungen. In: Burkhardt, Armin/Cherubim, Dieter (Hrsg.) *Sprache im Leben der Zeit. Beiträge zur Theorie, Analyse und Kritik der deutschen Sprache in Vergangenheit und Gegenwart*. Helmut Henne zum 65. Geburtstag. Berlin/Boston: de Gruyter, 401-409.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 03.04.2024].
- Schmitz, Ulrich (1990) Beredtes Schweigen – Zur sprachlichen Fülle der Leere. Über Grenzen der Sprachwissenschaft. In: Schmitz, Ulrich (Hrsg.) *Schweigen*. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 42/1990, 5-58.
- Sifianou, Maria (1997) Silence and politeness. In: Jaworski, Adam (Hrsg.) *Silence. Interdisciplinary Perspectives*. Berlin/New York: de Gruyter, 63-84.
- Soliman, Tina (2019) *Ghosting*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Spiegel, Carmen (1995) *Streit. Eine linguistische Untersuchung verbaler Interaktionen in alltäglichen Zusammenhängen*. Tübingen: Narr.
- Statista.de: Umfrage zu Ghosting (2021). <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1272636/umfrage/umfrage-zu-ghosting-nach-altersgruppen/> [zuletzt aufgerufen am 16.02.2024].

- Storrer, Angelika (2001) Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. In: Lehr, Andrea et al. (Hrsg.) *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Berlin u. a.: de Gruyter, 439-466.
- Wenderoth, Anette (1998) „Hast du was...?“ – Die stille Gewalt der Schmollenden... Gedanken zu Tätern und Opfern. In: Januschek, Franz/Gloy, Klaus (Hrsg.) *Sprache und/oder Gewalt?* Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 57/1998, 137-152.
- Zimmermann, Klaus (1983) Überlegungen zu einer Theorie des Schweigens. In: Rosengren, Inger (Hrsg.) *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1982. Stockholm: Almqvist & Wiksell International, 37-45.

TILO WEBER

Texte ohne Worte – an den Grenzen von Sprache in bildender Kunst, Literatur und Musik

Abstract

Was macht etwas Wahrnehmbares zum Ausdruck einer kommunikativen Absicht, zum Mittel der Realisierung einer sozialen Funktion, was macht es zu einem Text? In diesem Beitrag werden Werke der Literatur, aber auch aus der bildenden Kunst und der Musik analysiert, die als Versuche beschrieben werden können, die Grenzen von Kommunikation auszuloten. Warum sind Felix Mendelssohn-Bartholdys Lieder ohne Worte Lieder, warum lesen wir Christian Morgensterns Fisches Nachtgesang als Gedicht, ist John Cages Organ²/ASLSP ein musikalisches Werk? Untersucht wird hier, wie das Nicht-vorhanden-Sein von Wörtern, Abbildungen, Klängen im Umfeld von Zeichen anderer semiotischer Modalitäten und einem Kontext, der von den an der Kommunikation Beteiligten kognitiv geteilt wird, als Leerstelle nicht nur wahrnehmbar, sondern auch als Text oder Realisation anderer Genres verstanden wird und damit erst entsteht.

What renders something perceptible an expression of communicative intent, a means of realizing a social function, what makes it a text? This article analyzes works of literature, as well as those from the visual arts and music, which can be described as attempts to explore the boundaries of communication. Why, for instance, are Felix Mendelssohn Bartholdy's Lieder ohne Worte ('Songs without words') considered songs, why do we interpret Christian Morgenstern's Fisches Nachtgesang ('Fish's night song') as poetry, is John Cage's Organ²/ASLSP a musical composition? The paper examines how the absence of words, images, sounds in the context of signs of other semiotic modalities and a cognitive context which is shared among communication participants is perceived not only as a void but also understood as a text or realization of other genres, thus bringing them into existence in the first place.

Keywords: Bedeutungskonstruktion, Form-Bedeutungs-Paare, radiale Kategorien, Lieder ohne Worte, Organ²/ASLSP

meaning construction, form-meaning-pairs, radial categories, Songs Without Words, Organ²/ASLSP

1 Einleitung

Texte ohne Worte – die Formulierung im Titel dieses Beitrags weist auf zwei Aspekte hin, die im weiteren Verlauf ausführlich erörtert werden: Zum einen spielt sie auf die Überschrift an, die Felix Mendelssohn Bartholdy einer Sammlung von 48, zwischen 1829 und 1845 komponierten Klavierstücken voranstellt (vgl. Amon 2011). Sind Lieder *ohne Worte* überhaupt Lieder? In Gero von Wilperts *Sachwörterbuch der Literatur* wird das Lied als „wichtigste und schlichteste Form der Lyrik [...]“ bestimmt, die wiederum eine „der drei Naturformen [...] der Dichtung“ darstelle (Wilpert 1979, 459, 482). Dichtung aber ist eine besondere Form der Textkommunikation. Können *Texte ohne Worte* in von Wilperts Sinn *Texte* sein? Hier scheint etwas zu fehlen, was *Texte* eigentlich ausmacht. Um die soeben aufgeworfene Frage zu beantworten, wird anschließend an diese Einleitung (1) im ersten Hauptabschnitt dieses Beitrags erörtert, was einen *Text* zu einem *Text* macht und welche Rolle Wörter dabei spielen (2). Mit Bezug auf einige Beispiele, die sich gerade durch das Nicht-Vorhandensein oder, besser, das offensichtliche Fehlen von Wörtern als effiziente Instrumente öffentlicher Kommunikation erwiesen haben, wird argumentiert, dass auch *Texte ohne Wörter* Repräsentanten der Kategorie *Text* sind, wenn auch periphere, untypische (vgl. Lakoff 1987, 91-115). In diesem Zusammenhang soll gezeigt werden, dass *Texte* keine vom Rezipienten unabhängigen, objektiven, als Objekte vorliegende Gegenstände sind, sondern der Mitwirkung von Diskursteilnehmerinnen bedürfen, um als *Texte* zu funktionieren und dadurch überhaupt erst zu entstehen. Dies gilt insbesondere, aber eben nicht ausschließlich für *Texte ohne Wörter*.

Der Verweis auf Mendelssohn Bartholdys *Lieder ohne Worte* hat im vorliegenden Zusammenhang jedoch noch einen zweiten Sinn. Er veranschaulicht die Tatsache, dass Verfahren wie das ostentative Weg- und Auslassen, das In-Szene-Setzen eines Fehlens zu kommunikativen Zwecken nicht allein in der Rede, im Sprechen, Schreiben oder auch Gebärden realisiert werden. Vielmehr zeigen sich auch in Werken der Musik oder der bildenden Kunst Leerstellen, die, als solche wahrgenommen, Rezipierenden die Gelegenheit bieten, ja von ihnen verlangen, sie im Hören, Betrachten, Gebrauchen mit Sinn zu füllen. Hier ist etwas erkennbar weggelassen, und dieses Weglassen wird bemerkt und verstanden. Kunstwerke unterschiedlicher Genres bieten hierfür Experimentierfelder, was anhand einiger konkreter Beispiele illustriert wird (3). Eine Schlussbemerkung (4) fasst die vorgetragenen Argumente, Beobachtungen und Analysen zusammen.

2 Keine *Texte* oder *Texte ohne Wörter*?

Die leeren Zettel, die chinesische Studentinnen und Studenten im November 2022 Kameronas und der Polizei entgegenhielten, waren äußerst effiziente Medien der Kommunikation. Sowohl die Vertreter des chinesischen Staates als auch Medienrezipientinnen weltweit verstanden, worum es hier ging: um einen Protest gegen die als restriktiv empfundene Informationspolitik der staatlichen Autoritäten, die die Bevölkerung über die Entwick-

lung der COVID 19-Krise hinsichtlich Inzidenz-Zahlen, Todesfällen und Gefahren des Virus auch dann noch weitestgehend im Dunkeln hielten, als die Einschränkungen der Bewegungsfreiheit im Alltag und harte Sanktionen bei Verstößen gegen die erlassenen Regeln längst implementiert waren und strengstens durchgesetzt wurden (zu diesen Protestformen vgl. Fix, Schröder und Markewitz im vorliegenden Heft).

Zwischen der Perspektive der Menschen, die in Beijing, Shanghai und anderen Demonstrationsorten an den Geschehnissen als Akteure oder direkte Beobachterinnen beteiligt waren, und derjenigen der Nachrichtenrezipientinnen besteht allerdings ein Unterschied. Die Augenzeugen vor Ort verstanden die Bedeutung der leeren Zettel unmittelbar, indem sie diese im Zusammenhang ihres Kontextwissens wahrnahmen. Dieses Wissen betraf über die allgemein eingeschränkte Meinungsfreiheit und das Misstrauen in offizielle Verlautbarungen hinaus auch Erfahrungen mit ganz konkreten Maßnahmen wie Ausgangsbeschränkungen, Meldepflichten usw., die sich von Stadt zu Stadt durchaus unterschieden. Für die Menschen vor Ort waren die Blätter Teile eines komplexen kommunikativen Gesamtzusammenhangs, in den sie eingebettet waren. Ein deutscher Leser, der möglicherweise ein paar Tage später Fotos von den Ereignissen in einem Online-Nachrichtenportal sah, verfügte über dieses konkrete und anschauliche Kontextwissen nicht, auch wenn er mit der Verwendung weißer Blätter als Mittel des Protests unter anderen politischen Umständen, wie etwa Demonstrationen von Russinnen und Russen gegen den Krieg ihres Landes gegen die Ukraine, möglicherweise vertraut war (vgl. auch Fix in diesem Heft). Zumindest scheint das die durchaus plausible Annahme der Redaktionen gewesen zu sein, die mehr oder weniger ausführlich, und sei es nur in der Form von Bildunterschriften, über diesen Kontext aufklärten.

Die Frage, ob es sich bei den leeren Blättern der chinesischen Studentinnen und Studenten um *keine Texte* handelt, wird im Folgenden in den Zusammenhang zweier Annahmen gestellt:

- (1) Texte als komplexe sprachliche Zeichen sind keine Gegenstände, sondern Ergebnisse individueller hermeneutischer Prozesse.
- (2) *Text* ist, das haben Autorinnen wie Barbara Sandig (2000) und Kirsten Adamzik (2016, 41-43) dargelegt, eine prototypikalische, eine radiale Kategorie im Sinne der Prototypentheorie und der kognitivistischen Semantik, wie sie u. a. George Lakoff (1987) und John R. Taylor (1995) entwickelt haben.

2.1 Texte sind keine Gegenstände

Prototypische Gegenstände sind Entitäten, die hinsichtlich ihrer Identität und ihrer Merkmale weitgehend unabhängig von einem Beobachter sind oder zumindest als solche gedacht werden können. Gegenstände bleiben dieselben, auch wenn sie von unterschiedlichen Beobachterinnen von unterschiedlichen Standpunkten aus oder eben auch gar nicht wahrgenommen werden. Für diesen Tisch da, auf dem mein Rechner steht, gilt

das oder für den Eiffelturm in Paris, insofern er ein physisches Gebilde aus Metall und anderen Baustoffen darstellt, nicht aber in seiner Funktion als Symbol für Frankreich. Mit Texten verhält es sich anders. Texte sind sprachliche Zeichen. Als solche *haben* sie keine Bedeutung oder kommunikative Funktion in dem Sinne, in dem ein Gegenstand Eigenschaften wie etwa Größe, Farbe oder Umfang hat. Wie andere sprachliche Zeichen auch *sind* sie Form-Bedeutungs-Paare (vgl. z. B. Lakoff 1987, 467), die, um den Begriff de Saussures (2014, 63-64) zu verwenden, als wechselseitige *Assoziation* der beiden „Seiten“ des sprachlichen Zeichens entstehen. Was ohne Bedeutung ist, ist demnach kein Text. Was von einem Text sichtbar ist oder wird, die Text-„Oberfläche“, ist daher nichts weiter als eine physische, eine (typo-)graphische Form, die als solche weder eine grammatische Struktur noch eine Bedeutung hat und haben kann, wenn man darunter nicht behavioristisch die zwangsläufige, weil physiologisch determinierte Reaktion eines Körpers auf einen auf ihn einwirkenden physischen Reiz verstehen möchte. Erst der Leser, der diese Form wahrnimmt und seine Aufmerksamkeit darauf richtet, weist diesem Phänomen eine sprachliche Struktur zu und assoziiert diese in einem interpretativen Akt mit einer Bedeutung bzw. mit einer kommunikativen Funktion. Schon de Saussure (2014, 105) hat darauf hingewiesen, dass dieser psychische, kognitive Vorgang nicht in einer Richtung, von der Wahrnehmung des physischen Phänomens über die grammatische Strukturierung zur semantischen Interpretation, verläuft, sondern ein Wechselspiel darstellt, in dem sich formales und inhaltlich-funktionales Verstehen wechselseitig bedingen. Es ist erst dieser kognitive Akt, der das Zeichen und also auch den Text überhaupt entstehen lässt. So stellt de Saussure im Hinblick auf die gesprochene Sprache fest:

Das letztere [d. h. das Lautbild als eine der beiden Komponenten des bilateralen Zeichens; T.W.] ist nicht etwa der materielle Laut, der rein physischen Charakter hat, sondern der psychische Abdruck dieses Lautes, die Darstellung, die uns das Zeugnis unserer Sinne liefert; es ist sensorischer Natur, und wenn wir es manchmal „materiell“ nennen, so nur in dem Sinne und im Gegensatz zum anderen Element dieser assoziativen Verbindung, dem Konzept, das allgemein abstrakter ist. (de Saussure 2014, 104-105)

Was de Saussure für Sprache in ihrer lautlichen Modalität ausführt, lässt sich auf Geschriebenes übertragen, auf ein „Schriftbild“, das eine Leserin erst bildet, wenn sie ihren Aufmerksamkeitsfokus auf eine graphische Struktur richtet, die ihrerseits „rein physischen Charakter hat“, auf der Grundlage ihres sprachlichen, medienbezogenen und enzyklopädischen Wissens als Text interpretiert und somit liest. Erst dadurch werden Texte als sprachliche Zeichen geschaffen, durch eine kognitive Synthese, die sprachliche Form und Bedeutung miteinander assoziiert. Texte entstehen auf der Basis der Wahrnehmung physischer Objekte; selbst sind sie jedoch keine. Was Menschen wahrnehmen, gedruckt auf Papier, einem Bildschirm oder einer andersartigen medialen Oberfläche sehen, ist Material, ist ein physisch komplexes Signal ganz im Sinne der Mathematiker Claude Shannon und Warren Weaver (1964), deren einflussreiches Modell allein der Veranschaulichung der ersten, der „technischen“, von drei Kommunikationsebenen dient (vgl. z. B. Weaver 1964), nicht aber darauf abzielt, die Probleme zu erhellen, die darin liegen, die semantische

Interpretation des Signals (Level B) und seine pragmatisch-kommunikative Funktion (Level C) zu analysieren, die Weaver wie folgt voneinander unterscheidet:

Three Levels of Communications Problems

[...]

LEVEL A. How accurately can the symbols of communication be transmitted? (The technical problem.)

LEVEL B. How precisely do the transmitted symbols convey the desired meaning? (The semantic problem.)

LEVEL C. How effectively does the received meaning affect conduct in the desired way? (The effectiveness [or pragmatic; T.W.] problem.). (Weaver 1964, 4)

Dass Bedeutung und damit auch Kohärenz nicht ohne das Zutun der Diskursteilnehmer:innen entstehen, wird in Übereinstimmung mit der textlinguistischen Literatur seit de Beaugrande/Dressler (1981) auch von Nina Janich hervorgehoben, die im Anschluss an ihre Erörterung der Texttheorie Julia Kristevas anmerkt:

Der offene poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Textbegriff hat durchaus gewisse Gemeinsamkeiten mit pragmatisch-kommunikativen und kognitions-wissenschaftlichen Textauffassungen [...]: Diese betrachten den Text als etwas Dynamisches, als Produkt von Formulierungs- und Interpretationshandlungen [...], der prinzipiell in Produktions- und Rezeptionssituationen eingebunden ist [...]. Seine Kohärenz und Bedeutung erhält ein Text somit auch aus textlinguistischer Sicht nicht nur und nicht primär durch die Textstruktur, sondern durch entsprechende (Re-)Konstruktionsleistungen durch die kommunikativ Handelnden, also durch Autor *und* Leser. Textverstehen wird dabei nicht mehr nur als Dekodierung, sondern durchaus als „aktive Re-Kreation“ aufgefasst. (Janich 2008, 179-180, Hervorhebung im Original)

Vor dem Hintergrund des oben Ausgeführten ist mit de Saussure davon auszugehen, dass auch die von Janich als Basis von Bedeutung genannte Textstruktur, verstanden als grammatische, formale Ordnung eines Texts, nicht auf der Ebene des materiellen Signals (Weavers Level A) festgelegt ist, sondern das Ergebnis einer erst durch Schreiber und Leser vollzogenen kognitiven Strukturierung darstellt. Unter dieser Voraussetzung sind „Textverstehen“, d. h. die Verbindung von sprachlicher Form und Bedeutung, und „aktive Re-Kreation“ als eigentliche Textkonstruktion aufzufassen.

Ähnliches lässt sich auch für Hausendorf/Kesselheim (2008) feststellen, die die Kategorie *Text* in der Tradition von de Beaugrande/Dressler (1981) mit Bezug auf eine Reihe von Merkmalen bestimmen:

Ein Text ist also, vereinfachend gesagt, ein lesbares Etwas, das begrenztbar [1], in seinen Erscheinungsformen verknüpft [2] und thematisch zusammengehörig [3], pragmatisch nützlich [4], musterhaft und auf andere Texte beziehbar [6] ist. (Hausendorf/Kesselheim 2008, 23; zit. n. Adamzik 2016, 105)

Adamzik ist zuzustimmen, wenn sie feststellt, dass diese Definition auf Eigenschaften verweist, die – mit Ausnahme von [1], also Weavers Level A – einem Text bzw. eigentlich

einer graphischen Struktur, einem als Text gelesenen physischen Signal nicht objektiv zukommen, sondern vom Leser zugeschrieben werden (vgl. Adamzik 2016, 105).

Der Begriff *Text* als einer semiotischen, formal strukturierten und bedeutungsvollen Entität, die als Gegenstand unabhängig von denen Bestand hat, die ihn produzieren und verstehen, löst sich vor dem Hintergrund des oben Ausgeführten und des zuletzt Referierten auf. Adamzik jedoch geht nicht so weit, diese Schlussfolgerung zu ziehen, wenn sie ihre Erörterung des Textbegriffs und der Rolle, die Textualitätsmerkmalen dabei zukommt, zusammenfasst. Zwar beschreibt sie ihre eigene Sicht als „die konsequente Abkehr von der Vorstellung, es gäbe objektiv (oder auch nur intersubjektiv) feststellbare Eigenschaften, die einen Text zum Text machen [...]“. Andererseits betont sie:

Damit wird nicht bestritten, dass es *objektiv feststellbare Merkmale* gibt, jedoch besonderer Wert darauf gelegt, dass gegenüber diesen eine viel größere Bedeutung den *Deutungskategorien* zukommt, mit denen wir uns Texten nähern. (Adamzik 2016, 113, Hervorhebungen im Original)

Adamzik geht also offenbar davon aus, dass Kommunikaten Eigenschaften unabhängig von deren Produktion und Rezeption durch die Diskursteilnehmer:innen zukommen und dass dies Eigenschaften sind, die die Identität des Kommunikats als Text gewährleisten. So kann sie dann auch davon sprechen, dass „wir uns Texten nähern“, also Gegenständen, die bereits ohne unser Zutun vorhanden sind.

Welche die erwähnten „objektiv feststellbare[n]“ Textmerkmale sind, führt die Autorin allerdings nicht aus. Wenn außerdem, wie von ihr nahe- und oben dargelegt, formale Textstruktur, Kohärenz, kommunikative Funktion, intertextuelle Bezüge etc. einerseits Deutungskategorien, d. h. Zuschreibungen, darstellen und deren Vorliegen ein Kommunikat andererseits überhaupt erst als Text auszeichnen, dann folgt daraus, dass auch Texthaftigkeit selbst eine Zuschreibung ist. Texte sind dann also keine „objektiven“ Gegenstände, sie sind nicht sichtbar, sondern das Ergebnis eines kognitiven Prozesses, in dessen Verlauf Lesende Wahrgenommenes mit Gewusstem und Erwartetem in Verbindung bringen und auf diese Weise als bedeutungsvoll verstehen.

Diese Schlussfolgerung bildet nun den Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen und Analysen.

2.2 Text als radiale Kategorie

Was im vorangegangenen Absatz dargelegt wurde, lässt sich auf den erwähnten Fall der leeren Blätter anwenden. Es *waren* keine Texte, was die Protestierenden in den Händen und Polizei, Kameras und der Medienöffentlichkeit entgegenhielten. Doch auch Plakate mit Aufschriften wie „KEINE ZENSUR!“ oder „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ wären in diesem Sinne keine Texte *gewesen*. Zu Texten werden diese Gegenstände, wenn sie *als* Texte gelesen werden. Basis und Ausgangspunkt dieses semiotischen und hermeneutischen Prozesses sind materielle Objekte, deren physische, intersubjektiv zugängliche Struktur die Bandbreite plausibler Interpretationen einschränkt. Insofern ist der Unterschied zwischen den weißen Blättern und typischen Demonstrationstransparenten („Wir sind das Volk“,

„Keine Gewalt“) gradueller, quantitativer Art. Sie alle sind angewiesen auf Leserinnen, die das, was sie sehen, in einen bestimmten inhaltlichen und pragmatischen Zusammenhang stellen.

Weißer Blätter sind untypische Protestplakate. Diejenigen jedoch, die Protestierende im Jahr 2022 in chinesischen Städten in den Händen hielten, waren unter den dort obwaltenden Umständen als Protestplakate verstehbar.

Das war möglich, gerade weil sie nicht etwas prinzipiell Anderes repräsentierten als Texte. Es handelte sich also nicht um *keine Texte*. Vielmehr haben wir es hier, insofern sie wahrgenommen und verstanden, insofern auf sie reagiert wurde, mit ungewöhnlichen Exemplaren einer radialen Kategorie der Art zu tun, wie sie in den Kognitionswissenschaften zuerst von Eleanor Rosch (1973) und anschließend u. a. von George Lakoff (1987) und John R. Taylor (1995) und für die Kategorie *Text* von Sandig (2000), Adamzik (2016, 41-43) und anderen beschrieben wurde. Das von den Protestierenden realisierte kommunikative Verfahren lässt sich als ein Spiel beschreiben, in dem es darum ging, einerseits verständlich zu kommunizieren und andererseits daraus Nutzen zu ziehen, dass die Bedeutung des in einen öffentlichen Raum gestellten Kommunikats durch Interpretation seitens der Rezipierenden zustande kommt, wenn die Umstände allen Beteiligten hinreichend bekannt sind. Letzteres erlaubt es Autorinnen, die Verantwortung für die Bedeutung eines Texts von von sich selbst auf die Leserinnen zu verschieben. Unter Bedingungen politischer Zensur und Einschränkung der Meinungsfreiheit schützt ein solches Vorgehen möglicherweise vor Sanktionen der Staatsgewalt (vgl. Steimer 2022).

Kommunikation durch ostentatives Weg- und Offenlassen findet sich nicht nur im Rahmen der politischen oder Alltagsinteraktion. Auch dort, wo es nicht primär um die Realisierung bestimmter kommunikativer Ziele, sondern darum geht, Varianten von Ausdrucksmöglichkeiten zu erforschen, werden entsprechende Verfahren erprobt. Dies gilt für Künste unterschiedlicher Genres, von der Poesie über die bildende Kunst bis zur Musik. Im Folgenden werden einige Werke vorgestellt und gezeigt, wie angesichts von Schweigen, Weglassen und Leere Bedeutung entstehen kann.

3 Offenheit als Interpretationsangebot – Beispiele aus den Künsten

Bisher wurde dargelegt, dass Texte nicht einfach *sind*, also dem Rezipienten, der Leserin als mit sich selbst identische Objekte gegenüberstehen. Stattdessen, so wurde argumentiert, entstehen sie vielmehr erst jeweils durch die kognitive Aktivität der einzelnen Beteiligten, die ein Objekt *als* Textoberfläche und damit als Sinnangebot interpretieren. Sie tun dies auf der Basis je eigener Erwartungen, ihres Vorwissens und mithilfe von pragmatischen Schlussverfahren. Das Beispiel der leeren Blätter macht deutlich, dass dies für unterschiedliche Rezipientinnen und Rezipientengruppen zu unterschiedlichen Verständnissen führt, ja führen muss und soll in dem Maße, in dem deren Erwartungen, Interessen und Vorwissen sich voneinander unterscheiden. Dies alles gilt für jeden Text, tritt aber mit Blick auf den Extremfall der weißen Blätter besonders deutlich hervor.

Seine Aufnahme in die Anthologie sowie der Titel kennzeichnen dieses Werk als Lied bzw. als Gesang. Auf den ersten Blick erscheint diese Einordnung absurd, und vom *Blick* als Modus der Rezeption muss tatsächlich die Rede sein, denn anders als gewöhnliche Lieder hat das hier vorliegende weder Wörter noch eine in Noten notierte oder als bekannt voraussetzbare Melodie. Bei näherer Betrachtung aber und wenn man über das entsprechende Genrewissen verfügt und mit der Wahrnehmung der Abbildung verknüpft, tritt die Lied- und damit die Texthaftigkeit des Ganzen hervor. Das beginnt mit der Überschrift, die kulturhistorisch entsprechend Informierte auf Johann Wolfgang von Goethes Gedicht *Nachtgesang* (2017 [1804]) und dessen Vertonung durch Franz Schubert (2008 [1814]) verweist. Der symmetrische Aufbau des Werks und die regelmäßige Gliederung in Verse entspricht den Möglichkeiten, die den Rahmen der Gattung *Gedicht* bilden. Die in Zeilen angeordneten Glyphen — und ∪ werden seit der Antike für die Repräsentation silbenmessender oder quantifizierender Metren verwendet, also der regelmäßigen Abfolge von langen und kurzen Silben im Vers. Die Anordnung dieser graphischen Elemente evoziert, als ein frühes Beispiel konkreter Poesie, unterschiedliche visuelle Gestalteffekte. Zum einen lässt sich das gesamte Gedicht als Umriss eines Fisches lesen, dessen Schwanzflosse durch den auf zwei Zeilen verteilten Titel angedeutet ist; zum anderen erscheinen jeweils Paare des Kürzezeichens und ein mittig darunter angeordnetes Längenzeichen als die geschlossenen Augen und den entspannten Mund eines schlafenden Gesichts. Dies wiederum lässt sich mit Goethes *Nachtgesang* in Verbindung bringen, dessen lyrisches Ich vom Träumen spricht und seinen Adressaten am Ende jeder Strophe auffordert: „Schlafe! was willst du mehr?“.

Wer sich Christian Morgensterns Werk, weil es ihm beispielsweise als Teil einer Anthologie begegnet oder als Gegenstand der Analyse im Rahmen einer schulischen Prüfung, mit der Erwartung nähert, es handle sich um ein Gedicht, wer darüber hinaus über Wissen bezüglich der Gattung *Gedicht* und kulturhistorischer Zusammenhänge verfügt, wie sie oben skizziert wurden, kann *Fisches Nachtgesang* als Gedicht lesen. So entsteht der Text in einem Leser, ein Gedicht, wenn auch kein prototypisches, während die wahrgenommene, gegenüber ihrer Umgebung abgegrenzte physische Gestalt für andere buchstäblich stumm, d. h. unverständlich, bedeutungslos, möglicherweise rätselhaft und eine bloße, regelmäßige Abfolge von liegenden Bögen und Strichen bleibt.

3.2 Felix Mendelssohn Bartholdy, *Lieder ohne Worte* – keine Lieder?

Auch Mendelssohn Bartholdy nutzt eine Überschrift, um 48 zwischen 1829 und 1845 entstandene Klavierstücke zusammenzufassen und sie als *Lieder* zu charakterisieren. Gleichzeitig macht er dabei auf einen Widerspruch oder doch eine Spannung im Verhältnis zu dem aufmerksam, was besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bürgerliches Allgemeingut ist: 20 Jahre nach Erscheinen von Clemens Brentanos und Achim von Arnims (2006) romantischer Liedersammlung unter dem Titel *Des Knaben Wunderhorn*

handelt es sich hier, wie rund ein Jahrhundert später bei Morgenstern, um Lieder ohne Worte.

Frieder Reininghaus analysiert das kulturbürgerliche Umfeld, in das hinein Mendelssohn Bartholdy seine Klavierstücke publizierte und damit den Kontext, in dem sie als Lieder rezipiert und verstanden wurden. Dies veranschaulichend, zitiert Reininghaus Robert Schumann, Zeitgenosse und kompetenter Rezensent seines Kollegen, der die aktive, die kreative Rolle derjenigen hervorhebt, die Mendelssohn Bartholdys Stücke musizierend überhaupt erst entstehen lassen:

Wer hätte nicht einmal in einer Dämmerstunde am Klavier gesessen (ein Flügel erscheint zu hoftonmäßig) und mitten im Phantasieren sich unbewußt eine leise Melodie dazu gesungen? Kann man zufällig die Begleitung mit der Melodie in den Händen allein verbinden, und ist man hauptsächlich ein Mendelssohn, entstehen daraus die schönsten Lieder ohne Worte. (Robert Schumann; zit. n. Reininghaus 1973, 37)

Lieder ohne Worte sind keine Lieder prototypischer Art, keine als solche offensichtlichen Exemplare dieses musikalisch-poetischen Genres. Indem der Autor seine Kompositionen um 1830, also zur Zeit der literarischen Romantik mit ihrem in Deutschland großen Interesse an der Volkskunst, für sein Auditorium als Lieder kennzeichnet, macht er ihm ein Interpretationsangebot, das diejenigen annehmen oder auch nachempfinden können, die über das nötige, in der bürgerlichen Gesellschaft der Zeit voraussetzbare Wissen verfügen. So lädt er dazu ein, im Klavierspiel und beim Hören die einfache, strophische Form und die Singbarkeit der Melodie zu erkennen, die, wie von Schumann beobachtet, zum Mitsummen einzuladen scheint und auf diese Weise Lieder entstehen lässt.

3.3 John Cage, *Organ2/ASLSP* und 4'33'' – keine Musik?

Zum Wesen von Musik gehört Klang. Musik lässt sich auch als durch Klang strukturierte Zeit charakterisieren (Buhles 1998). John Cage konterkariert diese Erwartung in seiner 1987 in Metz uraufgeführten Komposition für Orgel *Organ2/ASLSP* („As Slow as Possible“). Die erneute Realisierung des Stücks, die am 5. September 2001 in der ehemaligen St. Burchardi-Kirche in Halberstadt begann und laut Partitur im Jahr 2640 enden wird, zerdehnt die Musik aufs Äußerste.



Abb. 2: Ausschnitt aus der Partitur zur Realisierung von John Cages *Organ²/ASLSP* in Halberstadt (John-Cage-Orgelstiftung, o.J.)

Zu Beginn verzeichnet die Partitur eine lange Generalpause, die in Anwesenheit eines Publikums einsetzt, als am 89. Geburtstag des Komponisten der Balg beginnt, Luft durch die Orgel zu blasen. Erst 17 Monate später wird diese die ersten Töne zum Erklingen bringen. Die anfängliche, lange Klangpause ist für die meisten „Zuhörerinnen“ als solche nicht wahrnehmbar, weil Anfang oder Ende außerhalb der Zeitspanne ihrer Anwesenheit liegen. Und doch ist sie Teil der Aufführung eines *Musikstücks*, das für ein über das Projekt, seine Vorgeschichte und seine Konzeption informiertes Publikum als solches erlebbar ist (s. auch Wu/Weber 2023, 168). Die Stille wird so als Pause verstehbar, die eine Spannung erzeugt, die sich durch das Einsetzen der Töne an ihrem Ende auflösen wird. Der Kirchenraum mit dem Instrument ist als typischer Aufführungsort sakraler Musik bekannt und aufgrund seiner Einrichtung erkennbar. Die Mitanzwesenheit anderer Menschen, ihr möglicherweise hörbares Atmen, Husten, ihr im Regelfall konzentriertes, jedenfalls insgesamt konzertbesuchstypisches Verhalten lassen diejenige, die sich gleichzeitig im Raum befinden, als Mitglieder einer Gruppe, als Teile eines Publikums begreifen. All dies sind Erfahrungen, die beim Hören sakraler Musik, etwa auch beim Erklingen einer Bach'schen Kantate oder eines von der Empore leise tönenden gregorianischen Choral, gemacht werden können.

Das musikalische Spiel mit der Stille und mit den Erwartungen und Erfahrungen, die sie unter bestimmten Umständen induziert, vollzieht John Cage (2020 [1953]) in einer anderen, nicht weniger radikalen Weise auch in *4'33"*. Der Titel gibt die vorgesehene Gesamtdauer der drei Sätze mit vier Minuten und 33 Sekunden an, während deren kein einziger absichtsvoll produzierter Ton erklingen soll. Cage selbst sieht für Aufführungen „jederart Instrument oder Kombination von Instrumenten“ vor, und entsprechend reichen die Realisierungen von Solodarbietungen mit einem Flügel bis hin zum Orchesterkonzert der Berliner Philharmoniker unter der Leitung von Kirill Petrenko (Cage 2020). Aufnahmen dieser Aufführungen zeigen viele Merkmale prototypischer Konzerte: Ein Publikum versammelt sich in einem Konzertsaal, begrüßt die Musiker mit Beifall und verstummt, als der Dirigent seinerseits grüßt, sich den Instrumentalistinnen zuwendet und sich die konzentrierte Stille vor dem erwarteten Anheben der Musik ausbreitet. Alle nehmen eine spannungsvolle Haltung ein, Petrenko gibt den Einsatz. Kein Ton erklingt, kein Instrument bringt die Luft zum Schwingen. Alle verharren weitestgehend unbewegt. Nach 30 Sekunden und dann nach weiteren zwei Minuten, 23 Sekunden erfolgen Übergänge zwischen den in der Partitur mit „*Tacet*“ (‘Schweigen’) überschriebenen Sätzen, die durch das Dirigat, etwas Bewegung im Orchester, einen vorübergehenden, beobachtbaren Spannungsabfall usw. markiert sind. Nach reichlich viereinhalb Minuten endet die Darbietung, worauf das Publikum applaudiert, der Dirigent sein Pult verlässt und abtritt, wahrscheinlich (hier endet die Aufnahme), um bei anhaltendem Beifall zurückzukehren und seinerseits dem Publikum zu danken, ebenso seinen Musikern, und all das zu tun, von dem die meisten im Saal wissen, dass es bei einem solchen Anlass geschieht.

Es handelt sich hier nicht etwa um eine musikalische Variante von *Des Kaisers neue Kleider*, um eine Art Kunstbetrug. Keine der Anwesenden glaubt, es erklängen Harmonien,

Rhythmen, Melodien, die für alle anderen hörbar wären. Der Applaus des Publikums gilt sicher nicht der schieren körperlichen Leistung, einer Körperbeherrschung, die die Orchestermitglieder bewegungslos während der Schweigesätze demonstrieren. Hier gibt es keine „äußere“ Musik als strukturierten physischen Schall, sondern, zumindest für einige im Raum, eine „innere“ Musik, die entstehen kann aus einem Zusammenspiel des sinnlich Wahrgenommenen, des Wissens und der Erwartungen im Hinblick auf ein Konzert, und, möglicherweise, der Erfahrung, dass diese Erwartungen in wesentlicher Hinsicht gerade nicht erfüllt werden. Für denjenigen, dem die Vorgänge in einem Konzertsaal gänzlich fremd sind und der unvorbereitet in die Vorstellung ging, muss das Geschehen unverständlich und äußerst seltsam erscheinen.

3.4 Kasimir Sewerinowitsch Malewitsch, *Schwarzes Quadrat* (1915) – kein Gemälde?

Malewitsch zeigt dieses in Öl gemalte Bild mit den Maßen von 79,5 x 79,5 Zentimetern zum ersten Mal 1915 im Rahmen der Futuristen-Ausstellung *0,10* in St. Petersburg. In den folgenden 20 Jahren wird er weitere Fassungen mit unterschiedlicher Seitenlänge anfertigen und ausstellen. Zu sehen ist eine monochrome Fläche. Das Schwarze Quadrat gleicht in dieser Hinsicht den oben gewürdigten weißen Blättern der chinesischen Demonstranten, auch wenn die Oberflächenstruktur des Bilds durch den verwendeten Untergrund und die teils mehrfache Übermalung komplexer ist. Nicht nur zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die radikale Abkehr von der gegenständlichen Malerei, von der Kunst, die etwas bildet oder gar abbildet ebenso programmatisch wie verstörend. Und verstörend oder schlicht als Kunstwerk unverständlich ist sie auch heute für die meisten derjenigen, die ihr begegnen, ohne sie in einen kunsthistorischen Zusammenhang einordnen zu können. Hinweise, die eine solche Kontextualisierung erleichtern, kann die Inszenierung eines Werks geben, ihre Präsentation in räumlicher Beziehung zu anderen Bildern. Abbildung 3 zeigt das Schwarze Quadrat zusammen mit anderen avantgardistischen Arbeiten in der St. Petersburger Ausstellung:

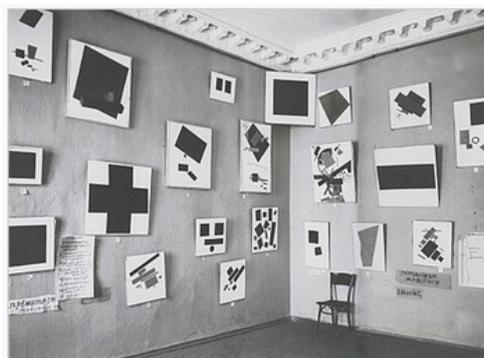


Abb. 3: Das Schwarze Quadrat in der St. Petersburger Ausstellung *0,10* im Jahr 1915, hier: in der Raumecke ganz oben unmittelbar unter dem Deckengesims (Schwarzes Quadrat 2024)

Malewitschs Kunst entstand, wie die anderer Vertreter der europäischen Kunstavantgarde des frühen 20. Jahrhunderts, etwa Wassily Kandinskys, im Zusammenhang intensiver Reflexionen über künstlerische Verfahren und das Wesen von Gestaltungsfaktoren wie Farbe, Linie und Fläche. Malewitsch fasste diese theoretischen Überlegungen unter dem Begriff *Suprematismus* zusammen, zu dem er sich in unterschiedlichen Schriften äußerte (vgl. z. B. Malewitsch 1994 [1922]). Wer mit diesen Überlegungen mehr oder weniger vertraut ist, wird das Schwarze Quadrat, das aufgrund seiner reinen physischen Gestalt kaum Anknüpfungspunkte für seine Rezeption bietet, in ihrem Licht betrachten. Für wen dies nicht gilt, wird ein großes schwarzes Quadrat sehen, das für ihn kaum zu einem vielschichtigen, komplexen, anregenden Kunstwerk wird.

4 Schlussbemerkung

Die weißen Blätter der chinesischen Studentinnen aus dem Jahr 2022, Christian Morgensterns *Fisches Nachtgesang*, Felix Mendelssohn Bartholdys *Lieder ohne Worte*, John Cages *Organ²/ASLSP* und *4'33"* sowie Kasimir Malewitschs *Schwarzes Quadrat* haben etwas gemeinsam, wenn und insofern sie als Zeichen, als bedeutungsvolle Entitäten verstanden werden. In diesem Beitrag ging es darum zu zeigen, dass diese Werke als materielle, physische, wahrnehmbare Gegenstände notwendigerweise ohne Bedeutung oder Funktion sind. Bedeutungsvoll und damit zu Texten, Musikstücken, Gemälden werden sie im Verständnis von Rezipientinnen, also wenn sie „aufgeführt“, gelesen, angehört und vermöge entsprechenden Hintergrundwissens und damit verbundenen Erwartungen und Interessen interpretiert werden und erst dadurch Bedeutungsvolles entsteht.

Texte sind komplexe, bilaterale sprachliche Zeichen, d. h. Verknüpfungen von Form und Bedeutung; fehlt eine der beiden „Seiten“ handelt es sich nicht um einen Text. Eben aus diesem Grund *sind* weiße Blätter als physische Gegenstände keine Texte, denn wie könnte etwas Materielles mit einer Bedeutung, die prinzipiell nichtphysischer Natur ist, verknüpft oder assoziiert sein. Eine solche Verbindung scheint überhaupt nur denk- und beschreibbar als Prozess und Ergebnis des Meinens und Verstehens und damit als kognitiver Akt von Sprechenden/Schreibenden und Hörenden/Lesenden. Eben deshalb konnte das Zeigen der weißen Blätter kommunikativ effizient und gleichzeitig subversiv werden. Die Demonstrierenden konnten damit rechnen, dass die unterschiedlichen von ihnen angesprochenen Adressatengruppen die gezeigten Gegenstände bzw. deren Wahrnehmungsbilder mit entsprechenden Bedeutungen assoziieren würden; die Blätter selbst waren als Gegenstände ganz unschuldig, weil bedeutungslos. Es ist Ferdinand de Saussure und damit einer von denen, auf dessen Überlegungen die moderne Semiotik und besonders die Sprachwissenschaft bis heute aufbauen, der diese Bedeutungslosigkeit rein physischer Laute mit großem Nachdruck hervorhebt.

Kunstwerke, im modernen, westlichen Verständnis von Kunst, können als außerhalb funktionaler, gesellschaftlicher, politischer Diskurse stehend und frei von ihren pragmatischen Bedingtheiten rezipiert werden. Das macht Kunst zu einem Experimentierfeld,

auf dem Verfahren der Bedeutungsgenerierung ohne Rücksichtnahme auf bestimmte kommunikative Ziele erprobt werden können. Die oben vorgestellten Arbeiten tun dies auf unterschiedliche Weisen.

Nun sind Werke wie 4'33'' und *Schwarzes Quadrat* ebenso wenig prototypische Vertreter der Gattungen Komposition bzw. Gemälde, wie dies bei den Protest-,Plakaten' in Beijing oder Shanghai der Fall war. In ihrer Reduktion und Einfachheit weisen sie jedoch in besonders deutlicher Weise auf etwas hin, machen vor allem die musikalischen Werke Cages und Mendelssohn Bartholdys erlebbar, was auch für Thomas Manns Romane, die Aufführung einer Beethoven-Symphonie oder Raffaels Sixtinische Madonna gilt. Auch deren Struktur und Bedeutung liegt „im Auge des Betrachters“, „im Ohr des Zuhörers“.

Quellen

- Arnim, Achim von/Brentano, Clemens (Hrsg., 2006) *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*. Nachdruck der Ausgabe von 1923. Frankfurt, M./Leipzig: Insel.
- Cage, John (2020) 4'33'' [Partitur publiziert 1953]. Eingespielt von den Berliner Philharmonikern unter Kirill Petrenko am 2. November 2020. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=AWVUp12XPpU> [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].
- Goethe, Johann Wolfgang von (2017) Nachtgesang (1804). In: *Projekt Gutenberg*. URL: <https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/gedichte/chap073.html> [zuletzt aufgerufen am 25.03.2024].
- Morgenstern, Christian (1981) *Alle Galgenlieder*. Fotomechanischer Nachdruck der 1932 erschienenen Erstausgabe. Zürich: Diogenes.
- Schubert, Franz (2008) *Nachtgesang* (1814). URL: <https://www.schubertlied.de/die-lieder/nachtgesang> [zuletzt aufgerufen am 25.03.2024].

Literatur

- Adamzik, Kirsten (2016) *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. 2., völlig neu bearbeitete, aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Amon, Reinhard (2011) Eintrag „Lied ohne Worte“. In: Amon, Reinhard/Gruber, Gerold (Hrsg.) *Lexikon der musikalischen Form. Nachschlagewerk und Fachbuch über Form und Formung der Musik vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Wien/Stuttgart: Doblinger/Metzler, 200-220.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981) *Introduction to text linguistics*. London: Longman.
- Buhles, Günter (1998) Die Musik als Medium zur Strukturierung der Zeit. Die Frage nach dem richtigen Tempo. In: *Das Orchester* 46 (10), 8-11.

- Fix, Ulla (2008) Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36 (3), 343-354.
- Janich, Nina (2008) Intertextualität und Text(sorten)vernetzung. In: Janich, Nina (Hrsg.) *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen: Narr, 177-196.
- John-Cage-Orgelstiftung (o. J.) *John-Cage-Orgel-Kunst-Projekt Halberstadt*. URL: <https://www.aslsp.org/das-projekt.html> [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].
- Lakoff, George (1987) *Women, fire, and dangerous things*. Chicago: University of Chicago Press.
- Malewitsch, Kasimir (1994) *Suprematismus – die gegenstandlose Welt* [Zuerst: Witebsk 1922]. Ostfildern: Du Mont.
- Reininghaus, Frieder (1975) Studie zur bürgerlichen Musiksprache Mendelssohns „Lieder ohne Worte“ als historisches, ästhetisches und politisches Problem. In: *Die Musikforschung* 28 (Heft 1), 34-51.
- Rosch, Eleanor (1973) Natural categories. In: *Cognitive Psychology* 4, 328-350.
- Sandig, Barbara (2000): Text als prototypisches Konzept. In: Mangasser-Wahl, Martina (Hrsg.) *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven*. Tübingen: Stauffenburg, 93-112.
- Saussure, Ferdinand de (2014) Vorlesung zur allgemeinen Sprachwissenschaft. In: Wunderli, Peter (Hrsg.) *Cours de linguistique générale. Studienausgabe in deutscher Sprache*. Tübingen: Narr, 53-227.
- Schwarze Quadrat, Das (2024). In: *de.wikipedia.org*. Zuletzt bearbeitet am 16.02.2024. URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Das_Schwarze_Quadrat [zuletzt aufgerufen am 25.03.2024].
- Shannon, Claude E./Weaver, Warren (Hrsg., 1964) *The mathematical theory of communication*. 10th printing of the 1949 edition. Urbana, IL: The University of Illinois Press.
- Steimer, Miriam (2022) Null-Covid-Politik in China. Der Protest der weißen Blätter. In: *ZDFheute*, 27.11.2022. URL: <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/corona-china-protest-shanghai-xi-jinping-100.html> [zuletzt aufgerufen am 25.03.2024].
- Taylor, John R. (1995) *Linguistic categorization. Prototypes in linguistic theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Weaver, Warren (1964) Recent contributions to the mathematical theory of communication. In: Shannon, Claude E./Weaver, Warren (Hrsg.) *The mathematical theory of*

communication. 10th printing of the 1949 edition. Urbana, IL: The University of Illinois Press, 1-28.

Wilpert, Gero von (1979) *Sachwörterbuch der Literatur*. 6., verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner.

Wu Fei/Weber, Tilo (2023) Eternity/Yǒng Héng. In: Huang Ping/Pichon, Alain le/Reichmann, Tinka/Zhao Tingyang (Hrsg.) *Transcultural dictionary of misunderstandings. European and Chinese horizons*. 2nd edition, revised and extended. Paris: Cent Mille Millions, 159–171.

CORINNA SCHLICHT

Textverweigerung als literarisches Verfahren – Versuch einer Typologie.

Abstract

Der Beitrag fokussiert fehlende literarische Texte bzw. fehlende Texte in literarischen Werken mit dem Versuch einer Typologie solcher ‚kein Text‘-Phänomene für den Bereich der Literatur. Aufbauend auf dem ‚Leerstellen‘-Konzept der Rezeptionsästhetik werden im Folgenden ausgewählte literarische Beispiele aus der Epik untersucht, die zeigen, dass es verschiedene Ausformungen des ‚kein Text‘-Phänomens in der Literatur gibt. Von Heinrich von Kleist, über E.T.A. Hoffmann hin zur zeitgenössischen Literatur von Jonathan Safran Foer, Jenny Erpenbeck und Katharina Hacker zeigt sich, dass es sich bei ‚kein Text‘ um ein überzeitliches literarisches Phänomen handelt. Neben fehlenden Roman(teilen) ist vor allem die ‚leere Seite‘ als eine spezifische Variante von ausgelassenen Text(passagen) instruktiv, weil an ihr besonders augenfällig wird, dass die seitens der Literaturproduktion verweigerten Texte auf der Ebene der Textrezeption appellativ wirken: Leser werden durch die Auslassung zum Mitproduzenten von Text.

This article focuses on missing literary texts or missing texts in literary works in an attempt to create a typology of such ‚no text‘ phenomena in the field of literature. Building on the ‚blank space‘ concept of reception aesthetics, selected literary examples from epic poetry are examined below, which show that there are various forms of the ‚no text‘ phenomenon in literature. From Heinrich von Kleist and E.T.A. Hoffmann to contemporary literature by Jonathan Safran Foer, Jenny Erpenbeck and Katharina Hacker, it becomes clear that ‚no text‘ is a timeless literary phenomenon. In addition to missing (parts of) novels, the ‚blank page‘ is particularly instructive as a specific variant of omitted text (passages), because it makes it particularly obvious that the texts refused by literary production have an appellative effect at the level of text reception: readers become co-producers of text through the omission.

Keywords: Literatur, Materialität, Leerstellen, Rezeptionsprozess, Literarizität, Kleist, Hoffmann, Erpenbeck, Hacker

Literature, materiality, ‚empty spaces‘ (‚Leerstellen‘), reception process, literaryity, Kleist, Hoffmann, Erpenbeck, Hacker

Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 103 (2024), 137-153

Published online 18-06-2024; DOI <https://doi.org/10.17192/obst.2024.103.8717>

1 ‚Text‘ in der Literaturwissenschaft?

Wenn es das Phänomen ‚kein Text‘ in der Literatur zu diskutieren gilt, dann ist zunächst über einen literaturwissenschaftlichen Textbegriff¹ nachzudenken. Dieses Unterfangen führt unweigerlich zu einer Rekapitulation literaturwissenschaftlicher Moden, die die literaturtheoretischen Debatten der letzten gut 60 Jahre bestimmt haben. Mit dem (post)strukturalistischen Turn sind bekanntlich Kategorien wie Autor und Werk vollkommen neu gedacht worden, und zwar mit der terminologischen Verschiebung, nicht mehr vom literarischen Werk, das den (intentionalen) Schöpfungsakt eines Dichters bezeichnet, zu sprechen, sondern den eher technischen Begriff des Textes im Sinne seiner lateinischen Bedeutung (‚textus‘ = ‚Gewebe‘) zu verwenden. In diesem Textverständnis ist nicht mehr ein bewusster originärer Schöpfungsakt Ausgangspunkt für die Verstehensarbeit im Zuge der Literaturrezeption, sondern die Grenzen des je einen literarischen Textes werden als fließend betrachtet. Konzepte wie die der Dialogizität von Texten (Bachtin) hin zu einer als grundsätzlich angenommenen Intertextualität (Kristeva) denken auf der Grundlage eines sehr weiten Textbegriffes über Literatur nach. So lautet Kristevas viel zitiertes Diktum:

[...] das Wort (der Text) ist eine Überschneidung von Wörtern (von Texten), in der sich zumindest ein anderes Wort (ein anderer Text) lesen läßt. [...] jeder Text baut sich als ein Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes. An die Stelle der Intersubjektivität tritt der Begriff der *Intertextualität* und die poetische Sprache läßt sich zumindest als eine *doppelte* lesen. (Kristeva 1982, 347-348, Hervorhebungen im Original)

Hieran lässt sich Roland Barthes Ausführungen anschließen, einen ‚Text‘ als „Gewebe von Zitaten aus unterschiedlichen Stätten der Kultur“ (Barthes 2000, 190) zu bestimmen. In dieser Lesart wird ‚Literatur‘ (im Sinne von ‚Text‘) erweitert zur ‚Kultur‘. Im Zuge einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft ist dann auch die Metapher „Kultur als Text“ (Bachmann-Medick 2004a) in die Debatte eingebracht worden. Das Textkriterium der Intentionalität, wie es zentral in der Hermeneutik angenommen wird, löst sich mit diesem weiten Literaturbegriff auf, sodass kulturwissenschaftliche Analysen – so lautet mitunter der Vorwurf – wenig philologisches Erkenntnisinteresse zeigen, sondern vielmehr thematisch-referentiell orientiert Literatur „als kulturelle Darstellungsformen“ (Bachmann-Medick 2004b, 11) diskutieren. Gemeint ist damit zweierlei, dass nämlich erstens literarische Texte als Ausdrucksformen von Kultur zu verstehen sind

1 Die Definitionsproblematik von ‚Text‘ hat eine lange (nicht nur sprachwissenschaftliche) Geschichte und führt von essentialistischen Vorschlägen harter Textkriterien zu einer pragmatischen, an der Kommunikationssituation orientierten Annäherung an den Begriff. „Ein Text ist ein [...] offener, terminologischer Grundbegriff, der nicht abschließend definiert werden kann, weil seine theoretische Produktivität heuristischer Natur ist und sich nur im Rahmen axiomatischer Ausformulierungen entfaltet“ (Knobloch 1990, 67). Als ähnlich problematisch offenbaren sich die Definitionsversuche von ‚Literarizität‘, also dem Unterscheidungsmerkmal von literarischen und nicht-literarischen Texten, sodass auch hier eingestanden werden muss: „Es erweist sich als unmöglich, Literatur exakt zu definieren, insbesondere, wenn man die ganze Bandbreite historischer und kultureller Gemeinschaften einbeziehen will“ (Adamzik 2017, 102).

und zweitens, dass die Lesbarkeit kultureller Praktiken, die dann wie ein Text rezipierbar seien, postuliert wird. Mit diesem Konzept von Literatur ist das Phänomen ‚kein Text‘ nur schwer beschreibbar, weil dann ja alles ‚Text‘ ist und Fragen des Fehlens von ‚Text‘ keine Rolle spielen.

Gegenüber diesem skizzierten universalistischen Textbegriff könnte man allerdings materialistisch argumentieren, dass sich die Künste in ihrer medialen Form dadurch unterscheiden, dass Literatur sich zuallererst der Sprache, enger gefasst der Schrift, bedient, und zwar in Abgrenzung zu den anderen Künsten wie Musik, Malerei, Fotografie, Film oder Tanz, die ggf. auch, aber eben nicht primär, Sprachkunst hervorbringen. Dies wäre zwar kein trennscharfes, auf Ausschließlichkeit setzendes Kriterium, aber heuristisch gesehen lässt sich mit dieser Festlegung von Literatur als Sprachkunst durchaus operieren. So finden sich seitens der Literaturwissenschaft verschiedene Definitionsvorschläge wie etwa von Stephan Kammer und Roger Lüdeke in der Einleitung zu ihrem Sammelband *Texte zur Theorie des Textes*: Ein ‚Text‘ – so die Definition – ist eine „geordnete [...] Menge von Elementen und höchste [...] Sinneinheit von sprachlichen Äußerungen“ (Kammer/Lüdeke 2005, 11). Ordnung und Sinn wären dann die Kriterien für die Texthaftigkeit sprachlicher Äußerungen. Für literarische Texte wird zudem meist als spezifisches Merkmal die Fiktionalität genannt: „Ein literarischer Text ist eine Abfolge von Sprachlauten und/oder Schriftzeichen, die fixiert und/oder sprachkünstlerisch gestaltet und/oder ihrem Inhalt nach fiktional ist“ (Schneider 2007, 2). Enger fassen es Manfred Frank und Karlheinz Stierle, wenn sie für die Literatur nur schriftlich fixierte sprachliche Äußerungen unter den Textbegriff fassen: „Erst die in der Schrift festgehaltene Rede ist in einem prägnanten Sinne Text“ (Stierle 2005, 218). Frank argumentiert begriffsgeschichtlich, *littera* heißt ja ‚Buchstabe‘, das heißt, für ihn ist die Schrift das „Mittelglied zwischen Text und Literatur“ (Frank 1982, 124). Beide klammern also die Mündlichkeit aus, wobei für Stierle neben der Schriftlichkeit die Kernelemente eines *literarischen* Textes (wie für Schneider, wenn er von sprachkünstlerischer Gestaltung spricht) Symbolhaftigkeit und Situationslosigkeit sind. Literarizität zeichnet sich – wie ja auch Schneider definiert – durch eine spezifische Sprachverwendung oder Sprachgestaltung aus. Was genau diese spezifisch literarische Sprache aber ist, definiert letztlich der Rezipient,² der Literatur als Literatur rezipiert, wie Jonathan Culler resümiert:

Wir haben es mit etwas zu tun, das wir einerseits als *Eigenschaften* literarischer Texte beschreiben könnten, d. h. als Merkmale, die sie als Literatur ausweisen, was wir aber andererseits ebenso gut als Ergebnis unserer besonderen Einstellung sehen könnten, d. h. als Funktion, die wir der Sprache zuschreiben, wenn wir sie *als* Literatur betrachten. [...] Das Besondere der Literatur lässt sich weder auf objektive Eigenschaften noch auf die Folgen einer bestimmten Einstellung reduzieren. [...] Abschließend ist es auch denkbar, dass die ‚Literarizität‘ von Literatur genau in der interaktiven Spannung zwischen sprachlichem Material und konventionellen Leseerwartungen hinsichtlich dessen liegt, was Literatur ist. (Culler 2002, 54, Hervorhebungen im Original)

2 Insofern scheint es geraten, „Textualität und Literarizität als zugeschriebene Eigenschaften zu betrachten, und nicht etwa als den Objekten inhärente Merkmale“ (Adamzik 2017, 103).

In diesem Sinne werden die hier vorgestellten literarischen Textbeispiele untersucht, nämlich als Texte, deren paratextuelle Rahmung sie als fiktionale Literatur ausweisen und deren Sprachspiel als Ordnungs- und Sinnangebot der Autorin bzw. des Autors entworfen worden ist, wobei sich im Rezeptionsprozess der Sinn des jeweiligen Textes zuallererst konstituiert. In diesem Rahmen gilt es zu untersuchen, wie sich ‚kein Text‘-Phänomene beschreiben und für den Verstehensprozess von Literatur deuten lassen.

2 ‚Keine Texte‘ in der Literatur

Wenn im Folgenden von ‚kein Text‘ die Rede ist, so rekurriert dies auf den Überlegungen von Pappert/Roth, die diese textliche Besonderheit wie folgt beschreiben: „Es geht uns um nicht, noch nicht und nicht mehr vorhandene Texte, die in verschiedenen Zusammenhängen für jeweils unterschiedliche Kommunikationsbeteiligte als ‚keine Texte‘ wahrgenommen werden“ (Pappert/Roth 2022, 27). Weiter heißt es, dass über ‚keine Texte‘ nachzudenken, bedeutet, zu untersuchen, „in welchen Zusammenhängen Texte vermisst werden können, welche (nicht erfüllten) Erwartungen damit einhergehen und wie wir trotz fehlender Wahrnehmbarkeit dazu neigen, aus dem Fehlen bestimmter Texte kontextabhängig gewisse Schlüsse zu ziehen“ (Pappert/Roth 2022, 27). Die Annahme, „dass auch ‚keine Texte‘ unter bestimmten Umständen durchaus Bedeutungsangebote vermitteln, die wir wissens- und erfahrungsbasiert inferieren, und zwar einerseits in Abhängigkeit von der konkreten Lektüresituation und andererseits im Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlich relevanten Diskursen“ (Pappert/Roth 2022, 35), soll im Folgenden auf die (Rezeption von) Literatur übertragen werden.

Es gibt – so die These des vorliegenden Beitrags – auch in der Literatur das Phänomen ‚kein Text‘; anders gesagt kann man verschiedene Formen des Fehlens beschreiben, die sich zugespitzt als Formen von Textverweigerung deuten lassen und die damit auch für den Bereich der Literatur eine Situation erzeugen, in der keine oder fehlende Texte durchaus Bedeutungsangebote vermitteln. Im Folgenden sollen verschiedene Formen von ‚kein Text‘ aufgezeigt werden, also – positiv formuliert – von ‚Texterwartungen‘³, die dann in/von der Literatur verweigert werden. Dabei sind zwei Arten zu unterscheiden, dass nämlich erstens das Fehlen eines Textes auf der Text- bzw. Figurenebene wirksam wird. Der vom Verfasser eines literarischen Textes verweigte Text entfaltet dann seine Bedeutsamkeit dadurch, dass er von den Figuren angemahnt, bedauert oder von diesen selbst verursacht ist, d. h. dass das Phänomen ‚kein Text‘ zum literarischen Thema wird, welches damit auch auf

3 Wenn hier von Texterwartungen die Rede ist, so knüpft dies zum einen an Iser's Konzept des *impliziten Lesers* (1994) an, zum anderen sind damit aber auch (nicht nur im akademisch professionalisierten Umgang mit literarischen Texten) mit der allgemeinen Lesesozialisation verbundene Erwartungen an Texte gemeint, d. h. mit der Lesekompetenz werden auch Textsorten- bzw. Genrekompetenzen erworben, die von den Textproduzenten sei es explizit im Paratext oder als metareflexive Passagen innerhalb des Textes oder implizit im Wissen um Gattungskonventionen erfüllt oder eben verweigert werden können.

der Ebene des Verstehensprozesses für die Rezipienten sinnfällig wird. Die zweite Art der Textverweigerung wird nur auf der Rezipientenebene als solche wahrgenommen; diese Form von ‚kein Text‘ ist in der Struktur des literarischen Textes angelegt und adressiert in erster Linie die Rezipienten, die dann mit dieser Lücke im Verstehensprozess umgehen können und müssen.

Textlücken lassen sich mit dem literaturtheoretischen Ansatz der Rezeptionsästhetik verknüpfen. Dem rezeptionsorientierten Literaturbegriff Wolfgang Iser's folgend sind Leerstellen konstitutive Elemente von literarischen Texten. Dadurch entwickeln sie, wie Iser es 1970 in den Titel seiner Konstanzer Antrittsvorlesung gesetzt hat, ihre *Appellstruktur*. Leerstellen fordern die Rezipienten demnach dazu auf, die erkannten Leerstellen zu füllen, womit eine literaturtheoretische Verschiebung vom Autor hin zum Leser einhergeht, der in diesem Literaturverständnis zum aktiven Produzenten von Textbedeutung wird. Literarische Texte enthalten in je unterschiedlichem Umfang unterschiedliche Formen von Unbestimmtheiten, die sich auf der Ebene der Textsyntax, der Textpragmatik oder der Textsemantik (vgl. Iser 1970; Iser 1994) ergeben und die allesamt im Rezeptionsprozess von den Lesern erkannt, gedeutet und im Verstehensprozess mit Sinn gefüllt werden können. Übertragen auf die vorliegende Fragestellung können Leerstellen durchaus auch in Gestalt fehlender Texte (im Unterschied zu bloßen Informationslücken⁴) vorkommen. Im Folgenden soll eine Typologie entworfen werden, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt; wohl aber verstehen sich die verschiedenen Fallbeispiele durchaus als prototypische Varianten von Leerstellen im Sinne von ‚kein Text‘.

2.1 Kein Text: Diskursemantische Leerstelle

Pappert/Roth (2022) zeigen in ihrem Beitrag verschiedene semantische und diskursemantische Leerstellen auf. Für die Literatur beschreiben sie die im Feuilleton- und literaturkritischen Forschungsdiskurs erhobene Forderung nach einem Roman über die ostdeutsche ‚Wende‘ (vgl. Pappert/Roth 2022, 46-47), die ihnen als Beispiel für ein kein-Text-Phänomen gilt, an dem sich gerade durch sein Fehlen Bedeutung ablesen lässt; hier etwa die Virulenz des Ost-West-Diskurses in der gesamtdeutschen Öffentlichkeit oder auf das literarische Feld bezogen, der zugrunde gelegte Literaturbegriff. Literatur – so die implizite Forderung – hätte dann als gesellschaftspolitischer Spiegel die Aufgabe, sich zeitgenössischen politischen Großereignissen zu widmen, in diesem Fall der deutsch-deutschen Wiedervereinigung. Dass dieser Roman aus Sicht der feuilletonistischen Insistierenden (angeblich) nicht geschrieben werde, wird zum einen als Manko der Literatur

⁴ Derartige Leerstellen werden in diesem Beitrag nicht untersucht, weil sie sich im Rezeptionsprozess nicht als das Fehlen von Text lesen, sondern vielmehr als Wissensbereiche, die sich der literarischen Figur entziehen oder die als Informationen zu Vorgeschichten, Gedanken und Emotionen nicht erwähnt werden, die aber nicht als Lücke im Text typographisch markiert oder von der Erzählinstanz oder einer Figur als Lücke thematisiert werden.

ausgelegt, zum anderen wird das Label ‚Wenderoman‘ von anderen Stimmen grundsätzlich abgelehnt.

Dazu ist zu sagen, dass es durchaus deutschsprachige Romane gibt, die den Mauerfall als Teil deutscher Geschichte prominent gesetzt haben, wie etwa im Jahr 1992 *Abschied von den Kriegsteilnehmern* des westdeutschen Autors Hanns-Josef Ortheil, der in seinem Roman das bundesrepublikanische *Go-West*-Narrativ der Nachkriegszeit zugunsten eines neuen *Go-East*-Bewusstseins angesichts des bröckelnden sogenannten Eisernen Vorgangs entfaltet. Dass mit einem solchen Roman aber das Bedürfnis nach einem Wenderoman offenbar nicht befriedigt werden konnte, zeigt die unter der Forderung liegende Bedeutung: Die Literatur soll wohl die politischen Ereignisse erklären und auch versöhnen, die sich aber von Anfang an als Spaltungsdiskurs (vgl. Pappert/Schröter 2008) und Dissenserlebnis abgezeichnet haben. Man kann sagen – *der* Wenderoman fehlt, weil es nicht *die* Geschichte über die Wende gibt. Indem das Fehlen eines solchen Romans diskutiert wird, verweist gerade der nicht vorhandene Text metonymisch auf die Fehlstelle im außerliterarischen Diskurs.

Ein anderes Beispiel für fehlende Texte betrifft deutschsprachige Erzählungen über rechte Gewalttaten in den 1990er Jahren, deren Fehlen Matthias N. Lorenz als „eine eklatante Leerstelle“ beklagt, wenn es „um den nicht-staatlichen rechten Terror, rassistische, antisemitische, homophobe oder sozialdarwinistische Gewaltverbrechen nach 1945 geht“ (Lorenz 2022, 5). Sowohl die Literaturwissenschaft als auch die Literatur (im Unterschied zu Theater und Film) haben die seit den 1990er Jahren in Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda, Solingen, Mölln, Halle und Hanau (die Liste ist noch wesentlich länger) verübten Gewalttaten sowie die Morde durch den sogenannten NSU fast gar nicht thematisiert. Mit diesem Desiderat klafft eine Lücke im kulturellen Gedächtnis, denn nicht erzählte Geschichten werden generationell eben nicht weitererzählt und somit auch nicht erinnert oder gesellschaftspolitisch bedacht. Es ist Lorenz zuzustimmen, dass es gerade die Aufgabe der Literaturwissenschaft gewesen wäre, auch diese nicht geschriebenen Texte in den Blick zu nehmen und zu fragen, was sich aus der Tatsache, dass es sie nicht gibt, gesellschaftspolitisch ablesen lässt. Anders gesagt,

die weitgehende Nichtbeachtung rechter Täter und Täterinnen stellt mehr als nur ein Zurückscheuen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur vor einer im Wortsinne brandgefährlichen Tendenz der Gegenwart dar, dem Abgleiten wachsender Bevölkerungsteile in eine extreme rechte Oppositionshaltung gegen eine offene, liberale und demokratische Gesellschaft. (Lorenz 2002, 9)

‚Kein Text‘ über rechte Gewalttaten der 1990er Jahre muss dann wohl auch als diskurssemantische Leerstelle und konkret als Anzeichen für eine gesellschaftliche Ignoranz gegenüber dem Thema gedeutet werden.

2.2 Kein Text: Ausschluss des Lesers aus einem Kommunikationsakt

Ein weiterer Typus von ‚kein Text‘ lässt sich als Ausschluss des Lesers aus einem Kommunikationsakt beschreiben; dieser Typus findet sich z. B. in verschiedenen Texten Heinrich

von Kleists, so in seiner Erzählung *Das Erdbeben in Chili*. In dieser gibt es ziemlich gegen Ende des Textes eine Szene, in der eine Figur einer anderen etwas ins Ohr flüstert, was aber nicht nur den anderen umherstehenden Figuren verborgen bleibt, sondern vor allem den Rezipienten:

Sie waren kaum funfzig Schritte gegangen, als man Donna Elisabeth welche inzwischen heftig und *beimlich* mit Donna Elvire gesprochen hatte: Don Fernando! rufen hörte, und dem Zuge mit unruhigen Tritten naheilen sah. Don Fernando hielt, und kehret sich um; harrete ihrer, ohne Josephen loszulassen, und fragte, da sie, gleich als ob sie auch sein Entgegenkommen wartete, in einiger Ferne stehen blieb: was sie wolle? Donna Elisabeth näherte sich ihm hierauf, obschon, wie es schien, mit Widerwillen, und *raunte* ihm, doch so, dass Josephe es nicht hören konnte, *einige Worte ins Ohr*. Nun? fragte Don Fernando: und das Unglück, das daraus entstehen kann? Donna Elisabeth fuhr fort, ihm mit verstörtem Gesicht *ins Ohr zu zischeln*. Don Fernando stieg eine Röte des Unwillens ins Gesicht; er antwortete: es wäre gut! Donna Elvira möchte sich beruhigen; und führte seine Dame weiter. – (Kleist 2013, 154-155, Hervorhebungen C.S.)

Es handelt sich hier um die zweite Passage, in der eine Figur einer anderen etwas ins Ohr flüstert, wobei im Text beide Male nicht aufgelöst wird, was genau gesagt wird. Allenfalls kann an den Reaktionen der Zuhörenden gemutmaßt werden, welchen Inhalt der geflüsterte Text hatte. In der zitierten Textstelle geht der geflüsterten Nachricht ein heimlicher Kommunikationsakt voraus, der sich für die Rezipienten ebenso wenig erhellt wie das Flüstern. Was zu beobachten ist, ist, dass der ins Ohr gesprochene Text offenbar auf Ablehnung durch den Adressaten, Don Fernando, stößt. Dieser zeigt keine Bereitschaft zu kommunizieren, teilt die offenkundige Besorgnis der Sprecherin nicht, die wohl vor einem „Unglück“ warnt, das Don Fernando aber anscheinend nicht kommen sieht, vielmehr reagiert er mit einer Verärgerung, wie an seiner Gesichtsröte abzulesen ist, weshalb er entschlossen seinen Weg fortsetzt. Offenbar handelt es sich bei dem geflüsterten Text um eine böse Ahnung, der aber kein Glauben geschenkt wird. Auffällig an der hier zitierten Passage ist die dreifache Markierung der Heimlichkeit der Sprechakte, die das Ausgeschlossensein des Rezipienten betont. Auch der Gedankenstrich, mit dem die Erzählsequenz abschließt, geht in die Richtung des Ausschlusses, denn – wie so oft bei Kleist – liegt in der Pause, die der Gedankenstrich markiert, auch eine Erzählpause. Anstatt, dass die Erzählinstanz die (verborgene) Rede erläutert oder kommentiert, hält auch sie sich zurück, sodass es sich um einen dreifachen Appell an die Leser handelt, die Leerstelle zu füllen. Dazu sind einige Worte zum Erzählkontext notwendig.

Die hier zitierte Sequenz findet sich im letzten Drittel der Erzählung. Ausgangspunkt ist ein außerliterarisches reales Ereignis, das Kleist literarisiert, nämlich das Erdbeben in Lissabon im Jahr 1755, dessen Ursache Gegenstand hitziger aufklärerischer Debatten war. Kleists novellistische Erzählung nimmt genau diese Frage, ob es sich um eine Gottesstrafe oder ein intentionsloses Naturereignis gehandelt hat, auf, indem er ein Erdbeben mit der Geschichte eines menschlichen Sündenfalls verknüpft. Situieret ist die Geschichte in St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, im Jahr 1647. Der Hauslehrer Jeronimo und seine Schülerin Donna Josephe sind die Protagonisten des Skandals, denn sie sind nicht verheiratet, unterhalten aber eine sexuelle Beziehung, aus der ein uneheliches Kind

hervorgeht. Der Skandal offenbart sich, als Josephe, die aufgrund der Liebschaft in ein Kloster geschickt wurde, während der Prozession an Fronleichnam, einem der höchsten Feiertage im römisch-katholischen Kirchenjahr, öffentlich ihr Kind auf den Treppenstufen der Kathedrale zur Welt bringt. Das Erdbeben verhindert nun die juristische Bestrafung der beiden (beide sind zum Tode verurteilt), weil es aufgrund der Zerstörung des Gefängnisgebäudes und des allgemeinen Chaos den Liebenden die Flucht aus der Stadt ermöglicht.

Vor den Toren der Stadt schließen sie sich einer Gruppe von Edelleuten an. Anstatt die Gelegenheit zu nutzen und weiter zu fliehen, kehrt das illegitime Paar mitsamt seinem Baby mit den anderen in die zerstörte Stadt zurück, weil sie gemeinsam mit den Überlebenden die heilige Messe feiern wollen. Die Freundschaft zwischen den Edelleuten, Don Fernando Ormez und seiner Frau Donna Elvira, ergibt sich nicht zuletzt dadurch, dass Josephe bereit ist, auch deren kleinen Sohn zu stillen. Auf dem Weg ins Tal findet nun die zitierte Flüsterszene statt. Was immer Donna Elvira aufgeregt ihrem Mann zuraunt, die Gesellschaft setzt ihren Weg dennoch in die Kathedrale fort und wird dort unversehens Opfer einer Lynchjustiz, bei der Josephe und Jeronimo brutal getötet werden. Weil der von einem Prediger aufgehetzte Mob das Erdbeben als Gottesstrafe für den Sündenfall der beiden ansieht, macht er auch vor dem Baby nicht halt. Kleists drastische Darstellung gleicht einem Splatterfilm: Der Mob agiert so blindwütig und rachsüchtig, dass er jeden, der für Jeronimo oder Josephe gehalten wird, auf Zuruf zu töten gewillt ist. So kommt es, dass eine der Damen, die mit von der Partie ist, unversehens mit einer Keule erschlagen und dass das Kind von Don Fernando und Donna Elvira fälschlicherweise für das vermeintliche Sündenkind gehalten und tödlich gegen einen Kirchenpfeiler geschleudert wird.

Dass Kleist sich aufklärungskritisch zu dem Erdbebenereignis positioniert, sollte aus dieser kurzen Zusammenfassung deutlich geworden sein. Weder gibt die Geschichte dem Narrativ von einem Gottesurteil recht noch bestätigt die Erzählung das positive Menschenbild der Aufklärung, denn zu Rationalität, Besonnenheit und Impulskontrolle ist niemand, der der Messe gelauscht hat, fähig. Diese Gewaltszene ist in ihrer Drastik auf Schock angelegt und evoziert bei den Rezipienten die Frage, ob die Todesfälle vermeidbar gewesen wären, wenn Don Fernando anders mit der geflüsterten Warnung Donna Elisabeths umgegangen wäre. Er hat die kritische Einlassung Donna Elisabeths ignoriert. Dass sich dies als Fehler herausstellt, wird nicht zuletzt durch die tatsächliche Auslassung des Redetextes markiert. Anders gesagt, Kleist verweigert konsequenterweise den Text, so wie die handelnde Figur Don Fernando sich weigert, die Beunruhigung einer Frau ernst zu nehmen. Die weibliche Sprecherin, der die Handlung des Textes recht gibt, wird in der patriarchalen Ordnung – es heißt entsprechend: Don Fernando „führte seine Dame weiter“ (Kleist 2013, 155) – geringgeachtet. ‚Kein Text‘ legt den Finger auf die Wunde: die Diskriminierung der Frau, deren Ideen der Patriarch abwertet. Verstärkt wird das Vorenthalten des geflüsterten Textes durch den Gedankenstrich am Ende der Szene, weil der Erzähler das Gesagte/Gehörte nicht kommentiert, dieses aber sehr wohl als ‚kein Kom-

mentar⁶ mit dem Satzzeichen anzeigt. Nicht die Figuren, sondern die Rezipienten werden durch diese Textlücken adressiert, sodass sie der Erzählung Sinn zusprechen müssen.

2.3 Fragmente in der (romantischen) Literatur

Textabbrüche und Fragmente finden sich in verschiedenen Varianten zuhauf in den Literaturen wie auch den Texten (früh)romantischer Programmatik. Herbert Uerlings sagt über das romantische Fragment, es „gilt als *die* Ausdrucksform der Romantik, als die Form, in der mit Notwendigkeit fragmentarisches Denken, genialisches Sprechen, fragmentarisches Leben und transzendente Hoffnungen ihren Ausdruck gefunden haben sollen“ (Uerlings 1991, 215, Hervorhebung im Original). Es soll hier nicht auf die von Uerlings zurecht hingewiesene terminologische Unschärfe des Fragmentbegriffs in der Frühromantik eingegangen werden, vielmehr dient der Befund, dass das Fragment in der Romantik boomt, als Ausgangspunkt für die Überlegungen zu einer weiteren Ausprägung von ‚kein Text‘.

Ganz gleich, ob ein Roman von einem Autor nicht abgeschlossen wurde wie z. B. von Novalis, der über seinem zweibändig konzipierten Romanprojekt *Heinrich von Ofterdingen* verstorben ist, oder ob eine angekündigte Fortsetzung aus anderen Gründen nicht realisiert worden ist wie z. B. von Dorothea Schlegel und ihrem Romanprojekt *Florentin*, dessen Fortsetzung dann doch ausgeblieben ist: Ein einmal angekündigter Text fehlt. Im Wissen um seine Potentialität evoziert der nicht geschriebene Text im Verstehensprozess des tatsächlich vorhandenen Textes eine ganze Reihe philologischer Überlegungen zu dem verweigerten Text(teil). Bei Novalis deutet sich mit dem von ihm noch begonnen zweiten Romanteil immerhin ein Entwicklungsweg der Titelfigur auf dem Ziel ein Dichter zu werden an, das dann von den Lesenden weiterimaginiert werden kann (und muss). Bei D. Schlegel verhält es sich hingegen so, dass die Titelfigur zum Ende des ersten und aus heutiger Sicht einzigen Romans einfach aus der Handlung entrückt, also von der Autorin regelrecht aus der Handlung geschrieben worden ist. Er verschwindet für die Rezipienten und die anderen Figuren, die über seinen Verbleib im Unklaren sind und dies auch thematisieren, gleichermaßen. Im Wissen um eine ursprünglich geplante Fortsetzung potenziert der verweigte Roman die Spekulationen über den weiteren Entwicklungsweg des Titelhelden anhand der im ersten Teil (vermeintlich) gelegten Spuren, denen man – gäbe es einen zweiten Teil – womöglich gar nicht so viel Bedeutung zugemessen hätte.

Eine weitere romantische Fragmentvariante findet sich bei E.T.A. Hoffmann in seinem doppelten satirischen Bildungsroman *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* aus dem Jahr 1819. Zum einen ist auch Hoffmanns Roman ein äußeres Fragment, weil er – wie Schlegel – noch einen weiteren Band geplant, diesen aber nicht realisiert hatte. Zum anderen erzählt Hoffmann, wie dem Titel zu entnehmen ist, zwei Lebensgeschichten, die nur fragmentiert vorliegende des Kappellmeisters Johannes Kreislers und die – wenn man so will – eigentliche Geschichte eines Katers. Damit ist die Fragmenthaftigkeit Teil der inneren Ordnungslogik des Romans und als Thema sowohl dem Herausgeber, der

als dritte Instanz neben den beiden Titelfiguren mit dem Leser interagiert, als auch den Rezipienten bewusst. Während also die Tiergeschichte zwar unsortiert, aber vollständig von dem Kater selbst erzählt wird, bleibt die Geschichte des Künstlers lückenhaft. Im autofiktionalen Vorwort beschreibt ein mit E.T.A. Hoffmann unterschreibender Herausgeber die Textstruktur wie folgt:

[...], daß Murrs Geschichte hin und wieder abbricht und dann fremde Einschübel vorkommen, die einem andern Buch, die Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler enthaltend, angehören.

Nach sorgfältiger Nachforschung und Erkundigung erfuhr der Herausgeber endlich folgendes: Als der Kater Murr seine Lebensansichten schrieb, zerriß er ohne Umstände ein gedrucktes Buch, das er bei seinem Herrn vorfand, und verbrauchte die Blätter harmlos teils zur Unterlage, teils zum Löschen. Diese Blätter blieben im Manuskript und – wurden, als zu demselben gehörig, aus Versehen mit abgedruckt!

[...] Den Freunden des Kapellmeisters wenigstens wird es daher angenehm sein, daß sie durch den literarischen Vandalismus des Katers zu einigen Nachrichten über die sehr seltsamen Lebensumstände jenes in seiner Art nicht unmerkwürdigen Mannes kommen. Der Herausgeber hofft auf gütige Verzeihung. (Hoffmann 1967, 10)

Der „literarische Vandalismus“ erzeugt das Phänomen von ‚kein Text‘ und wirkt damit als Mittel der satirischen Darstellung von Künstlertum (ebenso werden in dem Roman bürgerliche Spießigkeit und die Gepflogenheiten am Hofe ironisch in den Blick genommen). Die Satire ergibt sich gerade dadurch, dass weite Textteile der Künstlerbiographie fehlen, während die des Katers, der noch dazu als „Mann von angenehmen, milden Sitten“ (Hoffmann 1967, 11) beschrieben wird, während Kreisler als „nicht unmerkwürdig[en]“ (Hoffmann 1967, 11) charakterisiert wird, vollständig sind. Vom Kater und dem Herausgeber werden die Textlücken der Künstlerbiographie gegen den romantischen Trend der Aufwertung des Künstlertums nicht als Verlust, sondern als geradezu überflüssig gewichtet: Sie dienen als Löschpapier für den schreibenden Kater. Diese Einsicht erlangt man aber nur dadurch, dass die Textteile tatsächlich nicht da sind. Erst die Sichtbarkeit von ‚kein Text‘ markiert dessen Unwichtigkeit für den Gesamttext. Zugleich ironisiert Hoffmann aber auch die scheinbare Wichtigkeit der Kater-Selbsterzählung als Hybris des Tiers, der in seinem „unterdrückte[n] Vorwort“ (Hoffmann 1967, 13) ebenfalls den Leser adressiert:

Mit der Sicherheit und Ruhe, die dem wahren Genie angeboren, übergebe ich der Welt meine Biographie, damit sie lerne, wie man sich zum großen Kater bildet, meine Vortrefflichkeit im ganzen Umfange erkenne, mich liebe, schätze, ehre, bewundere und ein wenig anbete. (Hoffmann 1967, 13)

Insofern relativiert der fehlende und mutwillig zerstörte Text des Kapellmeisters den vorhandenen Text des Katers, gerade durch sein Nichtvorhandensein.

2.4 Kein Text: Leere Seiten als Thema in der Literatur

Je nach Gattung finden sich unterschiedliche Erwartungen an die editorische Gestaltung eines literarischen Textes. In Romanen ist es zum Beispiel ungewöhnlich, wenn Seiten

nur spärlich oder gar nicht bedruckt sind. Der fehlende Text wirkt als Signal, weil im wörtlichen Sinne Raum frei bleibt für Interpretationen. Die leere Seite versinnbildlicht einen fehlenden Text, der so zum Thema des Romans wird.

Ein Beispiel dafür findet sich z. B. in Jonathan Safran Foers 2005 erschienenem Roman *Extremely loud and incredibly close*,⁵ in ihm wird – in Allusion auf Günter Grass' Roman *Die Blechtrommel* – die Geschichte eines amerikanischen Oskar Matzerath erzählt, der sich allerdings nicht im Danzig der NS-Zeit befindet, sondern in jenem Manhattan, das gerade von den Terroranschlägen des 11. Septembers heimgesucht worden ist. Der neunjährige Oskar hat im World Trade Center seinen Vater, Thomas Schell, verloren. Foers literarischer Entwurf über Menschen, die *abstrakt* vom Vernichtungswillen einer äußeren Macht und *konkret* durch Explosion und Feuer aus ihrer Lebensordnung geschleudert worden sind, ist in 17 Kapitel gegliedert. Den größten Raum nimmt Oskars Erzählung ein, der aus dem Jahr 2003 auf sein Leben nach dem 11. September 2001 zurückblickt. Diese Handlung bildet den Rahmen des Romans; mit Oskar beginnt und mit ihm endet der Text, d. h. die Ereignisse um den 11. September umklammern den Roman. Jeweils 4 Kapitel haben den Großvater bzw. die Großmutter als Ich-Erzähler. Mit ihnen ist nun nicht nur jenes Schreckensereignis des noch jungen 21. Jahrhunderts verbunden, sondern auch die Kriegsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Oskars Großeltern haben nämlich die Feuer der Dresden-Bombardierung durch die britische Luftwaffe während des 2. Weltkriegs überlebt und sind jeweils einzeln als Emigranten in die USA geflohen, wo sie sich erneut begegnet sind. Beide sind durch das Erlebte traumatisiert, der Großvater so sehr, dass er seine Sprechfähigkeit verliert und verstummt.

Um seiner Trauer zu entgehen, stöbert Oskar in den Sachen seines Vaters und findet einen Schlüssel und einen Zettel mit dem Namen Black. In diesen Hinterlassenschaften glaubt Oskar einen Auftrag erkannt zu haben. Er macht sich mit einem Tamburin, also seiner Blechtrommel, auf den Weg und sucht alle Blacks auf, die er im New Yorker Telefonverzeichnis findet und die ihm das Geheimnis des Schlüssels verraten könnten. Oskars Weg ist nachgetragene Liebe an den Vater sowie Überlebenstherapie. Er hat auf seiner Suche nach dem Geheimnis des Schlüssels zwei Gefährten, von denen einer sich als sein verschwunden geglaubter Großvater, Thomas Schell senior, entpuppt.

Um den Traumata zu begegnen, sie bestenfalls zu bewältigen, finden sich zwei gegenläufige Strategien: Verdrängen und Vergegenwärtigen. Während die Großeltern durch Briefe sprechen, entweder von der Großmutter verfasst an Oskar oder vom Großvater geschrieben an Oskars Vater, erzählt Oskar seine Geschichte direkt aus der Ich-Perspektive. Die Großeltern erzählen und erinnern also erst nachgetragen und dies auch nur vermittelt. Sie stehen hier für das Prinzip der Verdrängung, wobei sie in ihren Briefen die eigene Verdrängungsstrategie reflektieren. Der Enkel hingegen versucht, konfrontiert mit den Terrorangriffen und der Trauer über den Verlust des Vaters, eine sofortige zeitnahe Aufarbeitung des Geschehenen, indem er sie vergegenwärtigt.

5 Ich zitiere aus der deutschen Übersetzung.

Die Großeltern erweitern den Zeitroman um Oskar zu einem Geschichtsroman, weil sie eine Vergangenheitsebene, nämlich den 2. Weltkrieg in den Text hineinbringen. Die Familiengeschichte der Schells (der Roman ist durchzogen von Photographien, Zeichnungen etc.) liest sich so als Genealogie der Beschädigung, des Verlusts und des Schreckens. Schon während ihrer problematischen Ehe wählt die Großmutter, die zunehmend erblindet, einen anderen Weg als ihr verstummter Mann. Sie entdeckt das Schreiben als Überlebensstrategie und beginnt einen Text über ihr Leben. Dabei versinkt sie in ein gigantisches Schreibprojekt, in dem sie ihr Leben einfängt und den Spuk der Vergangenheit abarbeitet, sich somit auch bereit für die Zukunft macht, also leben und Leben schenken will. Fatalerweise sind die hunderte von Seiten, die sie auf der Schreibmaschine tippt, jedoch leer, denn das Farbband fehlt, was ihr jedoch aufgrund ihrer Erblindung nicht auffällt. So übergibt sie zufrieden ihrem Mann einen riesigen Stapel weißer Blätter: „Mein Leben“, sagt sie voller Stolz, „ich bin jetzt in der Gegenwart angelangt. Gerade eben. Ich habe mich selbst eingeholt. Als Letztes habe ich getippt: ‚Jetzt zeige ich ihm, was ich geschrieben habe. Hoffentlich gefällt es ihm‘“ (Foer 2005, 160). Ihr Mann, Thomas senior, ist vollkommen konsterniert über den Stapel weißen Papiers und den Textverlust, der ja ein Kommunikationsverlust zwischen den Eheleuten bedeutet; er gibt allerdings vor, den Erinnerungsbericht zu lesen.

Der fehlende Text, der als dreieinhalb aufeinanderfolgende Leerseiten, die nichts als die fortlaufende Seitenzählung aufweisen, physisch greifbar realisiert wird, steht auch den Rezipienten als leeres Papier vor Augen.⁶ Die Erschütterung von Thomas Schell senior erfasst gleichsam den Rezipienten, denn die Narration kündigt ja die Lebenserinnerungen der Frau an. Deren Ausbleiben aufgrund des technischen Fehlers durch das fehlende Farbband wird als Verlust fühlbar und betont zugleich die Flüchtigkeit von Erinnerungen, die ohne das schriftliche Fixieren verloren gehen. Im Kontext von Krieg und Terroranschlag korrespondieren die leeren Seiten mit den fehlenden Menschen, die gleichsam eine Lücke ins Leben der Hinterbliebenen reißen. Die Verknüpfung von Text und Leben bzw. kein Text und Tod findet sich dann auch in der Szene, wenn Oskar und sein Großvater den leeren Sarg von Thomas Schell junior ausgraben und mit Briefen des Vaters an den Sohn füllen, so dass an die Stelle des Körpers aufs Papier gebrachte Texte treten. ‚Kein Text‘ erweist sich in diesem Romanbeispiel also als literarisches Thema, wobei die Leerseiten sinnbildlich die Verlusterfahrungen der Figuren, die wiederum repräsentativ und historisch konkret⁷ für Kriegsversehrte und Terroropfer stehen, anzeigen.

6 Leere Seiten als Sinnbild für Verlust und Trauer finden sich übrigens auch jugendliterarisch in *New Moon* (2006), dem zweiten Teil der *Twilight-Romane* von Stephenie Meyer. Hier werden allein mit Monatsangaben versehene, aber sonst leere Seiten als Symbol für den Liebesschmerz der weiblichen Protagonistin aufgrund des Verlassenwerdens durch den Geliebten veranschaulicht. ‚Kein Text‘ steht hier für ‚kein Leben‘ ohne den Seelenpartner.

7 Es sei an dieser Stelle wenigstens darauf hingewiesen, dass Safran Foer den 2. WK und 9/11 mit noch einem dritten historischen Gewaltereignis im Roman verknüpft, den Atombombenangriffen auf Hiroshima und Nagasaki.

2.5 Kein Text: Leere Seiten im Rezeptionsprozess

Auch Jenny Erpenbecks Roman *Geben, ging, gegangen* aus dem Jahr 2015 enthält (fast) leere Seiten, die ebenfalls mit dem Thema Tod korrespondieren. Im Zentrum des Romans steht die Begegnung eines aus der DDR stammenden emeritierten Altphilologen namens Richard mit einer Gruppe geflüchteter Männer aus Afrika, derer er im Zuge eines Protests bezüglich der Unterkunftsbedingungen Asylsuchender in Berlin gewahr wird. Er beginnt sich für die Notlage der Asylsuchenden zu interessieren und im Zuge seiner eigenen zunehmenden Politisierung problematisiert der Roman die Rolle Deutschlands innerhalb der zur Entstehungszeit des Romans in Europa virulent gewordenen Frage nach dem europäischen Umgang mit Geflüchteten. Dass Europa und auch Deutschland keine Haltung einnehmen, die den Menschen auf der Flucht angemessen wäre, veranschaulicht Erpenbeck ziemlich gegen Ende des Romans durch Textauslassungen rund um die Frage: „Wohin geht ein Mensch, wenn er nicht weiß, wo er hingehen soll?“ (Erpenbeck 2015, 228 und 229). Auf einer Doppelseite ist diese Frage jeweils mittig positioniert; um die Frage herum ist das Papier leer, sodass ‚kein Text‘ die Antwort auf die Frage darstellt. Innerhalb der Romanhandlung findet sich diese Doppelseite nämlich, nachdem 14 Männer Bescheide von der Ausländerbehörde erhalten haben, dass Italien für sie zuständig sei und sie umgehend Deutschland verlassen müssen. Dadurch, dass Erpenbeck einerseits mit strukturellen und lexikalischen Wiederholungen (‚muss gehen‘ am Satzende; Satzbeginn mit Eigennamen; Relativsatz oder Apposition zur Individualisierung der von der behördlichen Kälte betroffenen Menschen) arbeitet, was dem mechanischen behördlichen Vorgang entspricht, und gleichzeitig die 14 Eigennamen der Betroffenen nennt, erzeugt die Romandarstellung Empathie mit den Männern.

Ali aus dem Tschad, der bei Annes Mutter als Pfleger gearbeitet hat, muss gehen.

Khalil, der nicht weiß, wo seine Eltern sind und ob sie noch leben, muss gehen.

Zani, der mit dem kaputten Auge, der die Artikel über das Massaker in seiner Heimatstadt zusammengetragen hat, muss gehen.

Yussuf aus Mail, der Tellerwäscher, der Ingenieur werden will, muss gehen.

Hermes, der mit den goldenen Schuhen, muss gehen.

Abdusalam, der Sänger mit dem Silberblick, muss gehen.

[...]

Gehen muss auch der lange Ithemba, der so gut kocht.

Als man ihn auffordert, sein Zimmer zu verlassen, schneidet er sich vor den Augen der Beamten die Pulsadern auf und wird in die Psychiatrie abtransportiert.

Gehen muss auch Raschid.

An dem Montag, an dem er den Brief erhält, übergießt er sich auf dem Oranienplatz mit Benzin und will sich verbrennen. (Erpenbeck 2015, 327)

Dass die beiden Suizidversuche die Passage abschließen und dass ihnen die fast leeren Doppelseiten mit der oben zitierten Frage folgen, liest sich als drastischer Kommentar zur

Dublin-II-Verordnung aus dem Jahr 2003, die den Behördenbescheiden zugrunde liegt.⁸ Die beiden Leerseiten um die zentrale Frage sind somit mehrdeutig. Zum einen ist ‚kein Text‘ ein Ausdruck von Sprachlosigkeit seitens der Betroffenen und wie bei Safran Foer mit dem Tod verkoppelt. Zum anderen liest sich die Textverweigerung als Spiegel eines gesellschaftspolitischen Schweigens. Anders als die Politik schweigt die Literatur jedoch nicht, sondern sie setzt das Individualschicksal in Szene und versucht der existentiellen Brisanz, welche die Behördenbescheide für die Betroffenen haben, Ausdruck zu verleihen. ‚Kein Text‘ im Sinne von keine Perspektive und keine politische Antwort auf die Frage nach dem Wohin der Geflüchteten adressiert somit die Rezipienten, sich dieser Frage zu stellen.

2.6 Kein Text: Leser als Textproduzenten

Als ein sechstes Beispiel für ‚kein Text‘ sei auf Katharina Hackers Essayband *Darf ich dir das Sie anbieten? Minutenessays* hingewiesen. In ihm versammelt die Autorin insgesamt 96 Kurztexte ohne Seitenzählung und Nummerierung. Über das Buch verstreut sind zudem Leerseiten zu finden, die anders als in den vorherigen Typen von ‚kein Text‘ nicht das Textfehlen als Mangel, sondern im Gegenteil als Option anzeigen. In der Vorrede richtet sich die Autorin mit einer expliziten Aufforderung an die Rezipienten, die Lücken zu füllen:

Das ist ein Notizbuch. Es ist etwas darin gedruckt, sehr
kurze Essays, die man zwischen zwei Haltestellen lesen kann oder im Stau. Genauso ist Platz für Ihre
Notizen.
Das Buch passt in eine Jackentasche.
Man kann es biegen.
Sie können es weiter verschenken, mit Ihren Notizen zu
Freundschaft, Nähe, Hunden, Kindern. Für Liebe ist
Platz und für den Tod. Katzen kommen erst im nächsten Band vor. Vieles ist ausgelassen.
Es sind Essays, das heißt: der Anfang von etwas.
So ist das gedacht. (Hacker 2019, [1])

‚Kein Text‘ ist hier also nicht gleichbedeutend mit Verlust, Sprachlosigkeit oder Manko, sondern es handelt sich vielmehr um eine Einladung an die Rezipienten. Schon die ungewöhnliche Bezeichnung als Notizbuch leitet das literarische Spiel des Kollaborierens ein. ‚Kein Text‘ heißt aus der Perspektive der Autorin ‚nicht mein Text‘, anders gesagt, wird damit die Rolle der Rezipienten innerhalb des Verstehensprozesses erweitert. Die Verfasserin definiert dadurch auch ihre Rolle als Autorin neu, ihre Texte sind „der Anfang

⁸ Denn mit dieser Verordnung sind die Kriterien dafür benannt, welcher Mitgliedstaat für einen im Geltungsbereich gestellten Asylantrag zuständig ist.

von etwas“ (Hacker 2019, [1]). Dieses Etwas benötigt unbedingt den Rezipienten, um weitergedacht zu werden. In gewisser Weise steigert Hacker damit den Appellcharakter, den Iser für die Leerstellen postuliert hat, weil die Leser ja explizit aufgefordert werden, eigene Überlegungen aufzuschreiben und den gedruckten Texten hinzuzufügen. Zugleich erzeugt die Materialität der leeren Seiten wie bei den anderen Typen von Leerseiten eine Potenzierung der Wirkung. ‚Kein Text‘ lädt bei diesem Typus also zu ‚mehr Text‘ ein.

3 Fazit

Es hat sich anhand der hier vorgestellten Typen von ‚kein Text‘ in der Literatur gezeigt, dass das Nichtvorhandensein eines Textes zum einen als Mangel wahrgenommen wird, und zwar sowohl in Bezug auf die Textstruktur als auch auf die Textinhalte: Das Fehlende wird als Verlust oder als Tabu (im Sinne eines Verschweigens) markiert. Zum anderen macht das Nichtvorhandensein eines Textes den damit deutlich gemachten Mangel für die Rezipienten spürbar, denn die Leser sind ja gleichermaßen mit einem Fehlen konfrontiert.

Wird diese Leerstelle als leere Seiten in einem Buch repräsentiert, wird auch sie augenscheinlich. Was Monika Schmitz-Emans im Kontext von Wendebüchern herausgearbeitet hat, gilt auch für die leere Seiten in einem Printtext: Sie führen nämlich dazu, „beim Lesen auf Materialität zu achten“ (Schmitz-Emans 2018, 58). Sei es im literaturwissenschaftlichen, sei es im laienhaften Leseprozess, die mediale Nutzung von Büchern ist bei Lesern so geläufig, dass die Materialität eines Buches praktisch nicht für den Verstehensprozess reflektiert wird.

Erst bei Normbrüchen wie etwa der leeren Seite, die gerahmt ist von bedruckten Seiten, oder den abgerissenen Makulaturblättern in Hoffmanns Fragment, in beiden Fällen steht ein Text in seiner materiellen Gestaltung als Text im Vordergrund. „Das Buch qua physisches Objekt spielt manchmal sogar eine tragende Rolle bei der Vermittlung literarischer Ideen, der Konkretisierung von Themen und der Umsetzung ästhetischer Konzepte“ (Schmitz-Emans 2018, 58). Im vorliegenden Fall wäre das das Thema des Verlusts oder Mangels in einem bestimmten persönlichen oder auch gesellschaftlichen Zusammenhang, das durch Fragment, Auslassung oder Leerseite sichtbar gemacht wird. Zum anderen kann die leere Seite den Freiraum repräsentieren, welcher die Lesenden aus der eher passiven Rolle des Konsumierenden in die aktive Rolle des Textproduzenten führt. Auch dies ist für den Gesamttext bedeutungskonstituierend, weil alles um die leeren Seiten herum Geschriebene ja vor dem Hintergrund des potentiellen kollaborativen Schreibens mit den Rezipienten zu lesen (und zu verstehen) ist. ‚Kein‘ Text in der Literatur erscheint also für jede der Varianten als Sinnpotenzierung dessen, was nicht geschrieben steht.

Quellen

Erpenbeck, Jenny (2015) *Geben, ging, gegangen*. München: Knaus.

Foer, Jonathan Safran (2005) *Extrem laut und unglaublich nah* [Extremely loud and incredibly close]. Deutsch von Henning Ahrens. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

- Hacker, Katharina (2019) *Darf ich dir das Sie anbieten? Minutenessays*. Berlin: Berenberg.
- Hoffmann, E.T.A. (1967) *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* [1819]. Frankfurt/M.: Insel.
- Kleist, Heinrich von (2013) *Das Erdbeben in Chili* [1810]. In: *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. von Hemut Sembdner. Zweibändige Ausgabe in einem Band. Band 2. 3. Auflage. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 144-159.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (2017) Literatur aus der Sicht von Text- und Diskurslinguistik. In: Betten, Anne/Fix, Ulla/Wanning, Berbeli (Hrsg.) *Handbuch Sprache in der Literatur*. Berlin: de Gruyter, 97-119.
- Bachmann-Medick, Doris (Hrsg., 2004a) *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. 2. aktualisierte Auflage. Tübingen: Francke.
- Bachmann-Medick, Doris (2004b) Einleitung. In: Bachmann-Medick, Doris. (Hrsg.) *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. 2. aktualisierte Auflage. Tübingen: Francke, 7-65.
- Barthes, Roland (2000) Der Tod des Autors. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Mathias/Winko, Simone (Hrsg.) *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam, 185-197.
- Culler, Jonathan (2002) *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung* [engl. 1997]. Stuttgart: Reclam.
- Frank, Manfred (1982) Textauslegung. In: Harth, Dietrich/Gebhardt, Peter (Hrsg.) *Erkenntnis der Literatur. Theorie, Methoden und Konzepte der Literaturwissenschaft*. Stuttgart: Reclam, 123-160.
- Iser, Wolfgang (1970) *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Iser, Wolfgang (1994) *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München: UTB.
- Kammer, Stephan/Lüdeke, Roger (2005) Einleitung. In: Dies. (Hrsg.) *Texte zur Theorie des Textes*. Stuttgart: Reclam, 9-21.
- Knobloch, Clemens (1990) Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. Eine Skizze. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 77, 66-87.
- Kristeva, Julia (1982) Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Ihwe, Jens (Hrsg.) *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Band 3. Frankfurt/M.: Athenäum, 345-375.

- Lorenz, Matthias N. (2022) Rechte Gewalt in der deutschen Literatur als Thema und Aufgabe der Germanistik. Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf die Erschließung eines Forschungsfeldes. In: Ders./Thomas, Tanja/Virchow, Fabian (Hrsg.) *Rechte Gewalt erzählen. Doing Memory in Literatur, Theater und Film*. Berlin: Metzler, 3-28.
- Pappert, Steffen/Schröter, Melani (2008) Der Vereinigungsdiskurs als Spaltungsdiskurs in der *Spiegel*-Berichterstattung 1990-2000. In: Roth, Kersten Sven/Wienen, Markus (Hrsg.) *Diskursmauern. Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West*, Bremen: Hempen, 157-177.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 27.3.2024].
- Schmitz-Emans, Monika (2018) *Wendebücher – Spiegelbücher. Über Kodexarchitekturen in der Buchliteratur*. Berlin: Christian A. Bachmann.
- Schneider, Jost (2007) Literatur und Text. In: Anz, Thomas (Hrsg.) *Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen*. 3 Bände. Band 1. Stuttgart: Metzler, 1-23.
- Stierle, Karlheinz (2005) Text als Handlung und Text als Werk. In: Kammer, Stephan/Lüdeke, Roger (Hrsg.) *Texte zur Theorie des Textes*. Stuttgart: Reclam, 211-224.
- Uerlings, Herbert (1991) *Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Werk und Forschung*. Stuttgart: Metzler. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03377-2> [zuletzt aufgerufen am 27.3.2024].

FRIEDRICH MARKEWITZ

„Es gibt wirklich ein Grauen, das sich der formenden Hand des Dichters widersetzt“.

Reflexionen der textuellen Nicht-Erfassbarkeit und der Nicht-Texte der Shoa anhand von Hinweisen aus Texten des Gettos Litzmannstadt

Abstract

Die existentiellen Herausforderungen der verschiedenen Arbeitslager, KZs und Gettos während des 'Dritten Reichs' waren zugleich kommunikative Herausforderungen. In nahezu allen Textkommunikaten von Shoa-Opfern wie -Überlebenden finden sich dahingehend vielgestaltige Hinweise eines drohenden Verstummens. Dabei stehen die entstandenen Texte in einem oft explizit gemachten Dialog mit Nicht-Geschriebenem: Anhand von a) Reflexionen, welche Möglichkeiten gegeben sein müssen, um das Grauen der Vernichtung erfassen zu können, b) intertextuellen Bezügen auf fehlende Textsorten, die sich für die Erfassung hätten eignen können und c) Hinweisen auf kommunikativ nicht überschreitbare Grenzen. In diesem Beitrag sollen verschiedene Textgattungen des Gettos Litzmannstadt auf die benannten Phänomene hin analysiert werden, um so einen Beitrag zu Fragen der Textkommunikation anhand von sowie vermittels Nicht-Texten während der Shoa leisten zu können.

The existential challenges of the various labor camps, concentration camps and ghettos during the 'Third Reich' were also communicative challenges. In almost all texts written by Shoa victims and survivors, there are manifold references to the threat of silencing. The resulting texts are often in an explicit dialogue with non-written texts: by means of a) reflections on the possibilities that must be given in order to be able to grasp the horror of annihilation, b) intertextual references to missing text types that could have been suitable for grasping the experiences, and c) indications of communicative limits. In this article, different text genres of the Litzmannstadt ghetto will be analyzed with regard to the aforementioned phenomena in order to contribute to questions of text communication by means of non-texts during the Shoa.

Keywords: Textkommunikation, Texttypologie, Shoa, ‚Drittes Reich‘, Getto-Chronik, Tagebuch, Getto Litzmannstadt

text communication, text typology, shoa, ‚third reich‘, ghetto chronicle, diary, Litzmannstadt ghetto

Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 103 (2024), 155-177

Published online 18-06-2024; DOI <https://doi.org/10.17192/obst.2024.103.8718>

1 Ausgangspunkt

In ihrem Buch „Textkommunikation“ greifen die Autor:innen Heiko Hausendorf, Wolfgang Kesselheim, Hiloko Kato und Martina Breitholz explizit auf ein systemtheoretisch fundiertes Kommunikationskonzept zurück. Sie begründen diese Entscheidung u. a. mit der Produktivität der daraus erwachsenden Konzeptualisierung von Kommunikation „als einer eigenständig *sozialen* Wirklichkeit“ (Hausendorf et al. 2017, 371, Hervorhebung im Original). Für den hier verhandelten Zusammenhang der Nicht-Texte ergibt sich aus einem systemtheoretischen Kommunikationsverständnis aber noch ein anderer bedenkenswerter Aspekt, bezogen auf die Konsequenzen der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation: Sowohl mündliche als auch schriftliche Kommunikation erscheint aus einer systemtheoretischen Perspektive nämlich als mehrfach unwahrscheinlich: Niklas Luhmann differenziert dahingehend drei Herausforderungen: „Als erstes ist es unwahrscheinlich, daß einer überhaupt *versteht*, was der andere meint [...]. Die zweite Unwahrscheinlichkeit bezieht sich auf das *Erreichen* von Empfängern [...]. Die dritte Unwahrscheinlichkeit ist die Unwahrscheinlichkeit des *Erfolgs*“ (Luhmann 2001, 78-79, Hervorhebungen im Original). Diese Unwahrscheinlichkeiten müssen systemisch um jeden Preis aufgelöst werden, geht doch die Systemtheorie von einem zirkulären Kommunikationsverständnis aus (vgl. Luhmann 1984, 203), das besagt, dass Systeme beständig (in sich sowie untereinander) kommunizieren müssen, um bestehen zu können. Kommunikation muss also beständig so gestaltet sein, dass es zu Anschlusskommunikation und zur Wiederholung kommunikativer Selektionsprozesse kommt.¹ Vereinfacht gesagt ist vor allem zentral, „*dass* es weitergeht“ (Berghaus 2011, 99, Hervorhebung im Original).

Schriftliche als raumzeitliche zerdehnte „Fernkommunikation“ (Hausendorf et al. 2017, 30) ist in diesem Kontext als noch unsicherer als face-to-face-Kommunikation einzustufen, da fehlende Anwesenheit Anschlusskommunikation noch unwahrscheinlicher werden lässt (vgl. dazu auch Hausendorf et al. 2017, 36). Was bedeuten nun aber Nicht-Texte für diesen Aspekt der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation?

Zunächst soll das hier vertretene Verständnis von Nicht-Texten skizziert werden: Auf einen ersten Blick erscheinen Nicht-Texte als Phänomene der zumindest suggerierten Abwesenheit eines Textes, einer Textsorte oder Textgattung. Sie sind nihil-privativum-Phänomene (d. h. Phänomene der spezifischen Abwesenheit von Etwas). Das Nichtvorhandensein macht den Nicht-Text aus, muss aber, ob bewusst oder unbewusst, markiert oder unmarkiert, bemerkbar sein, damit Nicht-Texte als Phänomene erfasst und beschrieben werden können. Dies führt zum konstitutiven Paradox des Nicht-Textes, das in die Frage mündet, wie Abwesendes überhaupt konzeptualisiert (und dann beschrieben) werden kann. Denn auch Abwesenheit ist als noch nicht, nicht oder nicht mehr realisierte

¹ Vgl. dazu: „Die von Luhmann sogenannte vierte Art von Selektion ist eigentlich die erste Selektion der anschließenden, nächsten, wieder dreistelligen Kommunikationseinheit“ (Berghaus 2011, 101, Hervorhebungen im Original).

Anwesenheit zu denken. Anders als als Entität ist *nicht* ontologisch nicht zu fassen. So wird dem Nicht-Gegenstand Anwesenheit bzw. ontologisch fassbare Nicht-Anwesenheit zugesprochen.

Als so bemerkbare Phänomene der Nicht-Anwesenheit stellen Nicht-Texte zunächst eine Verschärfung des textuellen Kommunikationsdilemmas dar. Anhand zweier Beispiele sollen die daraus erwachsenden Implikationen kurz reflektiert werden: Zunächst anhand der leeren Zettel auf Demonstrationen der chinesischen Bevölkerung gegen die Null-Covid-Politik 2022 (s. auch Weber und Schröder in diesem Heft). Diesbezüglich ist der Hinweis wichtig, dass es sich bei diesen um zumindest teilweise als anwesende Texte interpretierbare Entitäten handelt und so physische Anwesenheit/Abwesenheit nur ein Kriterium der Charakterisierung von Nicht-Texten sein kann. Da es im weiteren Verlauf (siehe die Abschnitte 2 und 3 des Beitrages) insbesondere um physisch abwesende Nicht-Texte geht, sei weiterhin am Kriterium festgehalten, das im Rahmen der hier zu besprechenden Beispiele aber bis zu einem gewissen Grad vernachlässigt werden kann.

Einerseits lassen sich diese Zettel ohne Probleme als Textkommunikate verstehen, bedenkt man insbesondere die u. a. von Ulla Fix in die Textualitätskriteriumsdiskussion eingebrachten Kategorien der Medialität, Materialität und Lokalität (vgl. Fix 2013, 122; Fix in diesem Heft): Es sind papierartige (= Medialität), potentielle Leseflächen (= Materialität), die zu einem situationsspezifischen Zweck hervorgebracht werden (= Lokalität); zentral erscheint gerade ihre situativ-physisch manifestierte Anwesenheit, die solche Zuordnungen zulässt. Auf der anderen Seite macht die leere Fläche der Zettel Anschlusskommunikation (die auch für Proteste notwendig ist; vgl. dazu Markewitz 2022, 124-125) aber unwahrscheinlicher, reduzieren diese doch nicht kommunikative Komplexität, sondern erhöhen sie durch ihre Verweigerung auf Festlegungen, die Anschlusskommunikation erleichtern (wenn nicht sogar ermöglichen). Dahingehend bleibt es prinzipiell offen, ob die Protestierenden über ihre Protestmedien verstanden werden, damit Erfolg haben und Rezipierende sinnhaft erreichen. Nun zeigt sich aber schon anhand des massenmedialen Aufgreifens, dass Kommunikation weitergeht, somit auch diese Form der Nicht-Texte von Rezipierenden verstanden wurden, diese eben doch erreicht haben und Erfolg hatten. Dies indiziert die Produktivität entsprechender textsemantischer Leerstellen; dies nicht nur in Gebrauchs- sondern auch literarischen Texten. Als kanonisiertes Beispiel für letzteres kann die berühmte schwarze Seite in Laurence Sternes „Tristram Shandy“ (1767)² (siehe Abb. 1) gelten:

² Ausgabe von 1791. Abgerufen von: <https://www.laurencesternetrust.org.uk/collection-highlights/the-novelists-magazine-1791/>; letzter Aufruf 09.04.2024.

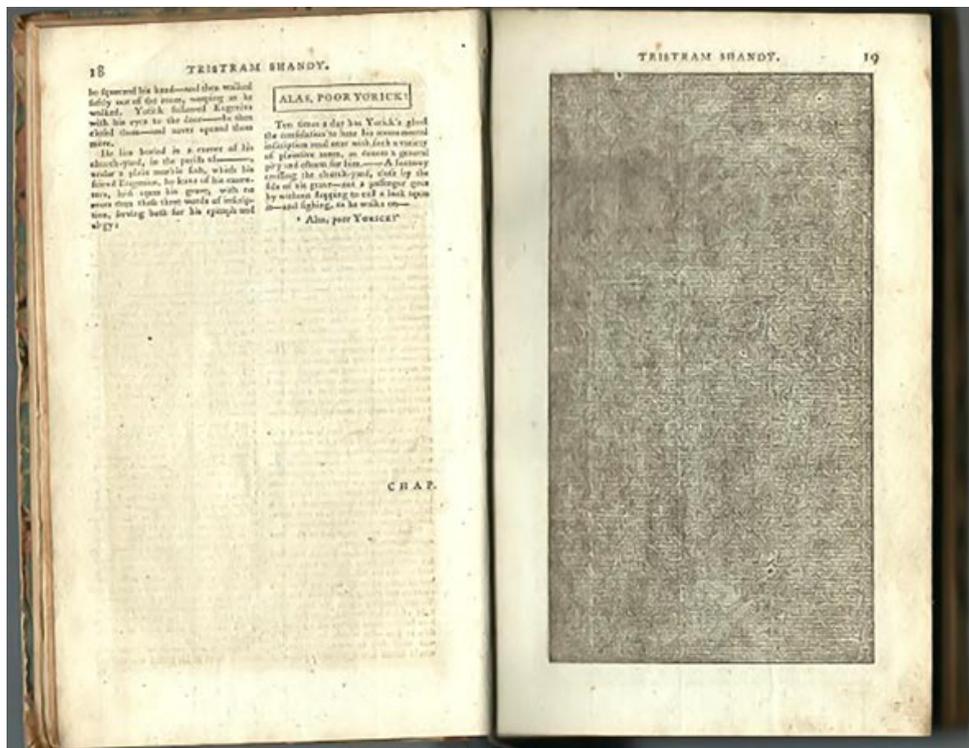


Abb. 1: Auszug aus Laurence Sternes „Tristram Shandy“

Im Kontext der Narrative endet das vorangegangene Kapitel mit dem trauernden Ausruf „Alas, poor Yorick“. Die Trauer über den Tod des Pastors kann durch das schreibende Ich nicht kommunikativ gefasst werden, so dass das nächste Kapitel lediglich eine schwarze Seite – als Nicht-Text bzw. Nicht-Textteil – umfasst. Erneut erweist sich die physische Anwesenheit des Nicht-Textes als zentral für dessen Rezeption.

Trotz des für die damalige Zeit überraschenden Bruchs mit kommunikativen Erwartungen hat dies die Rezeption des Romans bzw. dieser Stelle nicht beeinträchtigt und es kommt zu der von Pappert und Roth beschriebenen tentativen Füllung einer textsemantischen Leerstelle (vgl. Pappert/Roth 2022, 41). Interessant erscheint zudem, dass Text und Nicht-Text in einem Beziehungsverhältnis zueinander stehen, sich gegenseitig semantisch aufladen und ergänzen: Der trauernde Ausruf des vorangegangenen Kapitels präfiguriert Lesarten des nachfolgenden Nicht-Kapitels, ebenso wie dieses durch seine typographische Ausgestaltung als schwarze Seite, wenn schon nicht die Art, dann doch die Intensität der Trauer erkennbar und so lesbar sowie letztlich wieder kommunizierbar werden lässt.

Dies macht deutlich, dass Relevanz und Funktionalität von Nicht-Texten einer Text(sor-ten)welt auch im Verhältnis zu vorhandenen Texten bestimmt und ausgelotet werden kann, weshalb diese Zusammenhänge in diesem Beitrag anhand von Fragen nach der textuellen Nicht-Erfassbarkeit bzw. der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoah anhand

von Hinweisen aus der Text(sorten)welt des Gettos Litzmannstadt reflektiert werden sollen. Dies soll aus einer sowohl theoretisch-diachronen als auch analytisch-synchronen Perspektive geschehen; d. h., dass es einerseits um eher theoretisch-texttypologische Reflexionen der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa und andererseits um exemplarische Analysen des Erfassens und Auslotens des Verhältnisses der physisch nicht vorhandenen Nicht-Texte und des Nicht-Vertexten-Könnens im Getto Litzmannstadt geht.

Berechtigerweise wird der wissenschaftliche und damit auch linguistische Umgang mit Shoa-Texten immer wieder selbst zum Gegenstand wissenschaftsethischer Reflexionen; so auch von Jörg Riecke (Riecke 2006, 83), der auf die Frage verweist, „ob die meist in extremen Lebenssituationen verfassten Dokumente überhaupt ein Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung sein können“.³ Er begründet sein Fragen mit der Gefahr, „dass die Opfer der Verfolgung heute durch eine nüchtern-sachliche Untersuchung ihrer Sprache ein weiteres Mal entwürdigt werden könnten“ (Riecke 2006, 84). Offensichtlich entscheidet er sich für eine Erforschung dieser Texte unter den Bedingungen einer möglichst behutsamen Analyse (vgl. Riecke 2006, 84). Tatsächlich ist es auf der einen Seite wissenschaftsethisch absolut geboten, den Texten mit gebührender Empathie sowie analytischer Behutsamkeit zu begegnen. Auf der anderen Seite würde aber ein forschers:innenseitiges Zurückweichen diese Texte unbeabsichtigter- aber fatalerweise zu einer ganz eigenen Kategorie von Nicht-Texten werden lassen; etwas, das von den in der Shoa Ermordeten, aber auch den Überlebenden explizit nicht intendiert war, denen es in ihren Dokumenten gerade darum ging, ihre Erfahrungen an die Nachwelt weiterzugeben.

Die Gettoisierungen während des ‚Dritten Reiches‘ waren kontext- sowie traditionslose Extremerfahrungen, denen die gettoisierten Menschen hilflos ausgesetzt waren. Sie sind als umfassende Brüche mit bisherigen Lebenserfahrungen und Orientierungen zu verstehen, wobei sich letzterer Punkt als belastende Konstante der meisten Gettoerfahrungen benennen lässt, stand doch die „Lebensrealität im Getto [...] jeglichem Bedürfnis nach Orientierungsgewissheit entgegen“ (Bethke 2015, 37). Das dennoch vorhandene Orientierungsbedürfnis führte in den Gettos zur paradox anmutenden Situation: die Gettoisierten strebten „nach ‚Normalität‘ unter den Bedingungen der systematischen Verfolgung und später der Vernichtung“ (Dieckmann/Quinkert 2009, 10). Dies betrifft auch die in den Gettos entstehenden Text(sorten)welten und somit auch die des Gettos Litzmannstadt.

Trotz aller Extremerfahrungen versuchten die Gettobewohner eine Form von kulturellem Leben⁴ aufrechtzuerhalten und rezipierten sowie produzierten weiterhin so-

3 Vgl. auch „Ich bin mir in diesem Zusammenhang bewusst, dass eine sprachwissenschaftliche, methoden- und theoriereflexive Beschäftigung mit Textzeugnissen von Opfern der jüdischen Shoah immer einer gewissen Rechtfertigung bedarf [...]. Dabei darf die menschenverachtende Entindividualisierung durch die Nationalsozialisten, die Teil eines Plans zur systematischen Verfolgung und Ermordung war, weder ausgeblendet, noch – als Nebeneffekt einer vorrangigen Betrachtung durch die strukturelle Brille – ungewollt verstärkt werden“ (Rothenhöfer 2015, 263).

4 Vgl. dazu exemplarisch aus der Getto-Chronik: „So schwer das Leben auf den Gettomenschen auch lastet, wollen sie doch nicht ganz und gar auf jedes kulturelle Leben verzichten. Die Auffassung der Institution

wohl Gebrauchs- als auch literarische Texte. Rezeptionsseitig kann sowohl auf Getto-Bibliotheken (vgl. Trunk 2006 [1962], 339) – wobei vor allem eskapistische Literatur wie Detektiv- und Abenteuerromane gelesen wurde (vgl. Trunk 2006 [1962], 340) –, auf sich ausbildende literarische Kreise (vgl. Radziszewska 2011, 77) sowie kulturelle Veranstaltungen, wie das Theater, verwiesen werden (vgl. Radziszewska 2011, 77).⁵ Produktionsseitig ist die Gattungsvielfalt geschriebener Texte hervorzuheben, entstanden doch sowohl Gedichte und Erzählungen, als auch Tagebücher und Reportagen (vgl. Trunk 2006 [1962], 338).

Auf letztere möchte ich mich als Basis für mein Korpus beschränken, wobei ich mich vor allem auf die von einem Autorenkollektiv verfasste Getto-Chronik, die essayistischen Reportagen Oskar Singers und das Tagebuch Oskar Rosenfelds stütze. Die Getto-Chronik wird von Jörg Riecke als Versuch konzeptualisiert, dem Alltagsgrauen des Gettos eine alternative Interpretation von Wirklichkeit entgegenzustellen (vgl. Riecke 2006, 90). Das sie produzierende Autorenkollektiv handelte dabei aus einem journalistischen Impetus heraus (vgl. Markewitz 2020, 385), mit dem Ziel, eine Kulturgeschichte des Gettos zu schreiben (vgl. Riecke 2006, 90). Zwar ist auch die Chronik „letztlich Teil der vorgetäuschten Normalität eines alltäglichen Lebens“ (Riecke 2007, 198) unter unmenschlichen Bedingungen. Durch das Festhalten an textuellen Strukturen, das tägliche Erfassen des Getto-Lebens in den Tageseintragungen, das Schreiben „in festen Rubriken und Textmustern“ (Riecke 2007, 198), wird später Rezipierenden aber auch ein unmittelbares Bild des Gettos versuchsweise vermittelt. Rosenfelds Tagebuch diente ihm im Gegensatz zur Chronik zum Gespräch mit sich selbst sowie zur Erinnerung von Erlebtem und Gedachtem. Die zunehmend fragmentarischer und ungrammatisch werdenden Aufzeichnungen (vgl. Riecke 2010) erscheinen als Versuch, „das erlebte Grauen in sprachlicher Form möglichst unmittelbar wiederzugeben. Die so entstandenen Sprachtrümmer sind keine interpersonalen kommunikativen Handlungen, sondern introvertierte, nicht partnerbezogene Monologe“ (Riecke 2006, 87). Die essayistischen Reportagen Singers nehmen

des Kulturhauses hat im Getto die letzten Reste eines Kultur- und Gesellschaftslebens geraubt. Aber die Zähigkeit und Vitalität des durch die zahllosen Schläge gehärteten Gettobewohners sucht immer neue Wege, um den Hunger nach etwas Kulturgut zu stillen. Insbesondere ist das Bedürfnis nach Musik sehr intensiv: So haben sich allmählich, freilich nur für eine gewisse Oberschicht, kleine Zentren gebildet, in denen Musik gepflegt wird. Da sind es Berufsmusiker, dort wieder Amateure, die für einen engen Kreis von Geladenen musizieren. Es wird Kammermusik betrieben und gesungen. Dann wieder bilden sich kleine fast familiäre Kreise, in denen in bescheidenem Maße etwas geistige Nahrung verabreicht wird. Dichter und Schriftsteller lesen aus eigener Werkstatt. Rezitatoren interpretieren Altes und Neues der internationalen Literatur, so rettet das Getto etwas von seinem früheren geistigen Leben“ (25.11.1943, 580).

⁵ Die Gettobewohner waren sich dem Paradox von Kultur unter den Bedingungen der Entrechtung und Vernichtung durchaus bewusst und reflektierten diese (in Bezug auf spätere Generationen) erneut z. B. in der Getto-Chronik: „So will auch der Chronist dieser Vorgänge mit Nachsicht verzeichnen und dem künftigen Leser sagen, dass das Leid im Getto deswegen nicht geringer war, weil es auch einige freie Stunden gegeben hat“ (09.06.1943, 249).

eine Zwischenstellung zwischen Chronik und Tagebuch ein. Privat verfasst, aber für ein imaginiertes Publikum geschrieben (vgl. Riecke 2006, 87) sind seine Essays dafür gedacht, einen umfassenden Einblick in das Gettoleben zu geben (vgl. Riecke 2006, 88). Weiterhin werden nichtdeutschsprachige, aber in deutscher Übersetzung vorliegende Tagebücher von Les Vrais (das Tagebuch eines unbekanntes jugendlichen Gettobewohners), Rywka Lipszyc, Jakub Poznanski und Josef Zelkowitz zur Kontextualisierung und Ergänzung miteinbezogen. Ihre Verwendung wird an den entsprechenden Stellen kenntlich gemacht.

In einem ersten theoretisch-texttypologischen Schritt sollen nun Kategorien und Konsequenzen der abwesenden Nicht-Texte der Shoa reflektiert werden, um in einem zweiten analytischen Schritt die fehlenden Nicht-Texte des Gettos Litzmannstadt selbst genauer in den Blick zu nehmen.

2 Theoretisch-texttypologische Reflexionen der Nicht-Texte der Shoa

2.1 Nicht-Texte der Shoa: Nicht-Produzierte-Texte

Versucht man sich an einer Typologie der physisch nicht manifestierten Nicht-Texte der Shoa, muss eine erste Kategorie bei dem grundlegenden Problem der Nicht-Produzierten-Texte beginnen. Sie stellen einen existentiellen Extremfall der Unwahrscheinlichkeit von Textkommunikation dar und bewegen sich im Spannungsfeld von Nicht-Schreiben-Können und Nicht-Schreiben-Wollen – sowohl synchron während der Gettoisierung und Internierung als auch diachron nach dem Ende des ‚Dritten Reiches‘. Da auf den ‚synchronen‘ Aspekt weiter unten genauer eingegangen wird, konzentrieren sich diese Reflexionen auf das diachrone Nicht-Schreiben-Können und –Wollen von Überlebenden.

Die aus den Erfahrungen der Entrechtung, Entmenschlichung und Vernichtung erwachsende Sprachlosigkeit ist eine schwer zu überwindende Konstante der Kommunikation nahezu aller Überlebenden. „[E]inzelne Ereignisse, manchmal sogar ganze Lebensphasen [versinken] ,im Bereich der Sprachlosigkeit“ (Leonhard 2011, 64). Zudem waren und sind Versuche der Versprachlichung mit Gefahren der Retraumatisierung verbunden.⁶ Ein weiteres ‚Hindernis‘ stellen psychische Schutzmechanismen dar, die mögliche Erinnerungen unterdrücken: „Es ist nicht ungewöhnlich, dass Überlebende sich an Teile ihrer Verfolgungsgeschichte nicht erinnern können. Während einige Psychologen argumentieren, dass es sich dabei um einen Akt der Verdrängung handelt, gehen andere davon aus, dass eine sogenannte dissoziative Amnesie vorliegt“ (Leonhard 2011, 64). Und wenn es zu versprachlichende Erinnerung gibt, erscheint die Sprache dem erlebten, gefühlten

⁶ Vgl. „Auch, wenn viele Holocaust-Überlebende sich immer wieder der Pflicht des Redens über die Verfolgung unterzogen, empfanden sie es als außerordentlich problematisch und z. T. extrem belastend, Zeugnis abzulegen. Trotz des moralischen Drucks, den jüdische Repräsentanten und Schriftsteller, wie Elie Wiesel, ausübten, haben viele Überlebende aus den unterschiedlichsten Gründen lieber geschwiegen“ (Boll 2003, 33).

und nun wiederaufgerufenen Grauen inadäquat.⁷ Nach Jean Améry hängt dies auch mit der Nichtkommunizierbarkeit von Schmerz zusammen: „Es wäre ohne alle Vernunft, hier die mir zugefügten Schmerzen beschreiben zu wollen [...]. Der Schmerz war, der er war. Darüber hinaus ist nichts zu sagen. Gefühlsqualitäten sind so unvergleichbar wie unbeschreibbar. Sie markieren die Grenze sprachlichen Mitteilungsvermögens“ (Améry 1977 [1966], 69-70). Dahingehend kann zwar über den Schmerz der Folter⁸ gesprochen, er aber nicht mitgeteilt werden. „Was Améry seinen Lesern zu verstehen geben kann, ist lediglich, dass Schmerz war, nicht jedoch, wie er war“ (Pröbstl 2015, 137, Hervorhebungen im Original). Dergestalt lässt sich eine erste Kategorie der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa konzeptualisieren, deren Texte nie geschrieben wurden, weil die Überlebenden die (re)traumatisierenden Erfahrungen nicht aufrufen, nicht noch einmal durchdenken sowie –fühlen und/oder nicht versprachlichen konnten.

2.2 Nicht-Texte der Shoa: Nicht-Überlieferte-Texte

Eine weitere Kategorie betrifft diejenigen Texte, erneut von sowohl während der Shoa Ermordeten als auch von Überlebenden, die zwar geschrieben, aber, und dies aus den verschiedensten Gründen, nicht überliefert und so tradiert wurden. Man muss sich bewusst machen, dass eine große Anzahl an Texten unwiederbringlich verloren ging.⁹ Wie prekär und durch Zufälle bestimmt Möglichkeiten und Grenzen der Überlieferung waren, soll anhand der Getto-Chronik zumindest angedeutet werden:

Als das Getto im Sommer 1944 aufgelöst wurde und die Getto-Bewohner nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden, blieb eine kleine Gruppe, bestehend aus „800 bis 850 Juden [...] zurück, um das Gettogegebiet zu räumen und die dort noch befindlichen Gegenstände zur Verschickung nach Deutschland vorzubereiten“ (Löw 2007, 165). Den Deportierten blieb keine Möglichkeit, ihre Textkommunikate mit sich zu nehmen; auch ist die Frage zu stellen, ob die Texte im KZ hätten versteckt und überliefert werden kön-

⁷ Wenn sich Überlebende über ihre Erfahrungen äußern konnten, dann oft nur unter spezifischen Bedingungen und mittels ebenso spezifischer Kommunikationsmöglichkeiten. So verweist z. B. Friedhelm Boll (2003, 207) in seiner Studie zu „Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen“ darauf, dass erzählbare Geschichten „offenbar diejenigen [sind], die mit einem Rest an Handlungsmöglichkeiten verbunden waren, während die ‚nicht erzählbaren‘ auf Erfahrungen bezogen sind, die nur erlitten, passiv und aussichtslos ertragen werden mussten“.

⁸ Améry setzt Folter und Shoa bzw. den NS explizit in Beziehung zueinander – „meiner festen Überzeugung nach [war] die Folter die Essenz des Nationalsozialismus“ (1977 [1966], 65) –; ein Beziehungsverhältnis, das auch für die weiteren Ausführungen von Relevanz sein wird (siehe weiter unten).

⁹ Vgl. bezogen auf die generelle Frage der Quellenlage der Shoa: „Wie alle Artefakte waren die Dokumentensammlungen einem Schwund ausgesetzt, so dass am Ende nur ein begrenzter Teil übrig geblieben war. Nicht wenige deutsche Akten gingen in Flammen auf, wenn die Gebäude, in denen sie gelagert waren, bei Luftangriffen von Bomben getroffen wurden. Desgleichen gingen jüdische Ghettokorrespondenz sowie private Tagebücher in Warschau während der beiden Aufstände 1943 und 1944 verloren“ (Hilberg 2009, 21).

nen. Einer der wenigen zu Aufräumarbeiten zurückbehaltenen Juden war der ehemalige Briefträger Nachman Zonabend. Aktiv setzte er sich den Befehlen der nationalsozialistischen Besatzer entgegen, indem er nicht die „Spuren des Nazi-Terrors auf dem Gebiet des ehemaligen Gettos zu verwischen [suchte]“, sondern „Spurensuche“ betrieb (Feuchert 2007, 167). Dabei gelang es ihm, „fast das gesamte, in Koffern verpackte Archiv des Judenältesten zu retten [...]. Zonabend vermochte es [...], die Koffer und Bündel in einen stillgelegten Brunnen zu schaffen und mit Bettzeug zu bedecken. Den größten Koffer [...] begrub er unter Decken im Hof des Gebäudes“ (Feuchert 2007, 167). Damit war eine erste Hürde der Überlieferung überwunden: die Sicherung vor dem quellenbezogenen Vernichtungswillen der nationalsozialistischen Besatzer. Doch war Nachman Zonabend nun der Einzige, der vom Verbleib dieser Dokumente wusste.

Im Januar 1945 zwangen die deutschen Besatzer die verbliebenen Juden, Massengräber auf dem jüdischen Friedhof auszuheben – diese ahnten,

welches Schicksal ihnen kurz vor der Befreiung durch die Rote Armee zgedacht war. Als ihnen der im Aufräumkommando zuständige OD-Kommandant Leib Bruder am 17. Januar 1945 den deutschen Befehl weiterleitete, am nächsten Morgen zu einem allgemeinen Appell anzutreten, flohen die Menschen im Schutze der Dunkelheit und versteckten sich im verlassenen Getto (Löw 2007, 165).

Auch Zonabend konnte sich vor dem rassenwahnhaften Vernichtungswillen der Besatzer in Sicherheit bringen, so dass sein Wissen um das Versteck der Gettokommunikate nicht verloren ging. Schließlich, und dies ist die dritte Überlieferungshürde, gelang es ihm, nach der Befreiung durch die Rote Armee die Kommunikate endgültig zu bergen, so dass einer weiteren Überlieferung nichts im Wege stand (siehe aber 2.3 zu weiteren Hürden der Publikation).

Weitere Faktoren, darunter die Tatsache, dass weder das Getto Litzmannstadt, noch die Stadt Lodz während des Krieges zerstört wurden, begünstigten die Überlieferung von Gettokommunikaten. Sie zeigen aber auch deutlich die Unabwägbarkeiten und glücklichen Zufälle, die es geben musste, damit es zur Überlieferung kam. Aus den genannten Gründen muss eine weitere Kategorie der physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa den Nicht-Überlieferten-Texten gelten (zu denen die Getto-Chronik aufgrund der soeben beschriebenen Umstände gerade nicht gehört), die nicht versteckt werden konnten, sondern vernichtet wurden (sowohl von den nationalsozialistischen Besatzern, um eigene Verbrechen und Grausamkeiten zu verschleiern, als auch von den jüdischen Textproduzent:innen, die um ihr Leben fürchten mussten, hätte man ihre textuellen Zeugnisse entdeckt) oder die vielleicht sogar versteckt, aber nicht gefunden wurden, weil das Wissen um ihre Existenz oder ihr Versteck verloren ging oder aber die Möglichkeit, an die Versteckorte zurückzukehren, limitiert oder gänzlich versperrt war.

2.3 Nicht-Texte der Shoa: Nicht-Rezipierte-Texte

Die Grenzen des Sagbaren als zentraler Faktor der Nicht-Produzierten-Texte haben immer auch eine gesellschaftliche Dimension und betreffen ebenso die Rezeption von Shoakommunikaten, mussten doch viele Überlebende schmerzhaft erfahren, dass ihre verschriftlichen Erinnerungen nicht wahrgenommen wurden. Dergestalt ist das „unsagbare Leid [...] ein Leiden am gesellschaftlichen Desinteresse, ein Leiden an gesellschaftlichen Einschränkungen, Umdeutungen und Tabuisierungen, die das Vergegenwärtigen, Aussprechen und exakte Beschreiben dessen, was vorgefallen ist [...] behindern, einschränken oder [...] zum Unsagbaren machen“ (Boll 2003, 428). Das „geringe Interesse am Schicksal der NS-Opfer“ (Boll 2003, 17) führte dazu, dass sowohl die überlieferten Texte von Shoa-Opfern als auch die Erfahrungsberichte von Shoa-Überlebenden zwar produziert und überliefert wurden, aber dann einer dritten Kategorie der Nicht-Texte zuzusprechen sind, die zwar physisch potentiell anwesend sind, aber nur gering oder gar nicht rezipiert wurden. Dies führte zu den „besonders in populären Medien immer wieder vertretenen Topoi, dass sich die Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes unmittelbar nach Kriegsende nur sehr selten (literarisch) zu Wort gemeldet hätten“ (Feuchert 2015, 143). Dabei haben Überlebende unmittelbar nach dem Ende des ‚Dritten Reiches‘ versucht, schriftlich Zeugnis über ihre Erfahrungen abzulegen. Doch schon Ende der 1940er wurden ihre Zeugnisse kaum noch gedruckt oder abgelehnt, „aus (unterschiedlichen) politischen Gründen und nicht zuletzt, weil die Leser nach anderen Themen verlangten. Die meisten Publikationen von NS-Überlebenden sind im westlichen Nachkriegsdeutschland nicht wahrgenommen worden“ (Urban 2015, 26). Aus dieser verstörenden Ignoranz erwachsen weitere Rezeptionshürden, wurden doch in den nachfolgenden Jahrzehnten von jüdischen Überlebenden zwar weiterhin Erfahrungsberichte sowie Arbeiten publiziert, aber nur „in hebräischer oder jiddischer Sprache“ (Dieckmann/Quinkert 2009, 17), was in weitere Rezeptionsverengungen mündete. Auch die Getto-Chronik hatte einen dornigen Rezeptionsweg, der, erneut *pars pro toto*, Probleme und Herausforderungen dieser Kategorie andeuten soll:

Nachdem die Chronik versteckt, geborgen und gerettet war, gab es immer noch die Herausforderung der Publikation und somit der Sichtbarmachung. Zonabend entschied sich dafür, die Dokumente aus Polen herauszuschmuggeln. Diese Handlung „wurde Gegenstand einer heftigen Debatte, in deren Verlauf er von polnischer Seite heftig attackiert wurde“ (Feuchert 2007, 185). Erst in den 1960er Jahren sollte es zum ersten Versuch der Veröffentlichung durch die Wissenschaftler:innen Lucjan Dobroszycki und Danuta Dabrowska kommen. Nachdem 1965 die ersten beiden Bände publiziert wurden, wurde das Unternehmen 1968 „jedoch plötzlich und geradezu brutal abgebrochen. Die beiden letzten Bände – bereit gesetzt – wurden vernichtet, die Herausgeber finanziell abgefunden und die bereits publizierten ersten beiden Bände aus den Buchhandlungen entfernt“ (Feuchert 2007, 186). Die genauen Gründe für den Publikationsstopp sind bis heute unbekannt (vgl. aber Feuchert 2007, 186-187). Eine erste, wenn auch gekürzte und übersetzte Fassung der Chronik erschien dann erst 1984 „bei der Yale University Press [...] in englischer Spra-

che“ (Feuchert 2007, 187). In den 1990er Jahren kam es zu einer vollständigen hebräischen Ausgabe, aber es sollte bis 2007 dauern, bis das Desiderat einer „vollständigen Ausgabe der Chronik [...] in ihren Originalsprachen“ (Feuchert 2007, 189) überwunden wurde, mit der vierbändigen Ausgabe der Getto-Chronik, herausgegeben von Sascha Feuchert, Erwin Leibfried und Jörg Riecke. Es sind somit über sechzig Jahre vergangen, bis die Chronik in toto veröffentlicht und so zugänglich gemacht wurde – eindringlicher Beweis dafür, auch diese dritte Kategorie der Nicht-Texte der Shoa nicht zu unterschätzen: die Nicht-Rezipierten-Texte, die zwar geschrieben und überliefert wurden, aber aus den unterschiedlichsten emotionalen, ideologischen, gesellschaftlichen, kulturellen, politischen Gründen nicht oder nur gering wahrgenommen wurden.

3 Analysen der Nicht-Texte und des Nicht-Vertexten-Könnens im Getto Litzmannstadt

3.1 Nicht-Texte im Getto Litzmannstadt: Hinweise auf fehlende Texte

Nach diesem ersten, eher theoretisch-allgemeinem Schritt der Kategorisierung bzw. Typologisierung möglicher Nicht-Text-Typen der Shoa, soll es in diesem zweiten, empirisch-analytischen Schritt darum gehen, die Arten von Nicht-Texten in der Text(sorten)welt des Gettos Litzmannstadt genauer in den Blick zu nehmen. Ein erster Fokus liegt auf den aus den geschriebenen, überlieferten und rezipierten Texten ableitbaren Hinweisen auf fehlende Texte dieser Getto-Text(sorten)welt, deren Fehlen kritisch kommentiert wird, aber auch als Abgrenzung für das eigene textuelle Kommunizieren dient:

- (1) Dieser Umstand ergibt sich aus vielen Ursachen, deren Klärung jedoch nicht zu den Aufgaben der Chronik gehören (GC¹⁰ 1942 29.-30.04.1942, 135) [polnisch].
- (2) Diese Erörterungen gehören selbstverständlich noch nicht in den Rahmen der Tageschronik (GC 1942 13.-14.05.1942, 183) [polnisch].
- (3) Gäbe es eine Tagespresse, sie würde dieses Finanzgenie mitsamt seinem Hauptkassen-Hintergrund hinwegfegen (GC 1943 02.06.1943, 235).
- (4) Gäbe es im Getto eine Zeitung und in der Zeitung eine Gerichtssaalrubrik, dann wäre diese angefüllt mit dem Schlagwort „Diebstahlprozesse“. Da aber das Getto, nebst vielen anderen Dingen auch diesen literarischen Zeitvertreib entbehren muss, ist der Tageschronist auf mündliche Ueberlieferungen angewiesen und gegebenenfalls auf die Rapporte des O.D. und auf die kargen Protokolle des Gettogerichts (CG 1943 19.12.1943, 635).

10 Eine Siglenübersicht findet sich am Ende des Beitrages (siehe „Quellen“).

- (5) Dieses von der Welt abgeschlossene Getto, dem es nicht einmal erlaubt ist, eine im Reich erscheinende, unmittelbar hinter den Drähten greifbare Zeitung zu lesen [...] (GC 1944 07.06.1944, 349).
- (6) Absperrung von der Welt: Keine Post, keine Zeitung, kein Radio, kein Telefon, kein Grammophon. Getto geschaffen, ab 5 Uhr nachmittag den 5. September (TB R 06.09.1942, 150).
- (7) *Situation*. Seit vier Jahren – 9. März 1940 – leben wir ohne: Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Musik, Radio, Grammophon, Lied, Gesang, Sport, Briefwechsel, Landschaft, Luft, Wald, See, Schwimmen, Baden, Turnen, Spaziergang, Café, Restaurant, Geselligkeit. [...] Mit: Angst, Schreck, Alpdruck, Hunger, Not, Herzenpein, Kälte, Frost, Todesahnung, Massensterben [...] (TB R 29.03.1944, 281, Hervorhebung im Original).
- (8) Wie wird es hier sein? Ohne Presse – ohne Archive (ER S 29.05.1942, 62).

Geht man die Belege chronologisch und textkommunikatsspezifisch durch, zeigen sich schon in den polnischen Teilen der Getto-Chronik von 1942 Limitationen der gewählten Textgattung, die für bestimmte Themen oder Vertextungsmuster keine Möglichkeiten lässt, da diese *nicht zu den Aufgaben der Chronik gehören* würden (Beleg (1)). Dieser Umstand, der einerseits das Textsortenwissen der Chronisten indiziert und andererseits in nuce unter Beweis stellt, wie festlegend und u. U. sogar determinierend das Verhältnis zwischen Textgattung sowie sprachlichen Handlungen sein kann, wird als *selbstverständlich* (Beleg (2)) verstanden.¹¹ Er verweist zugleich auf eine Leerstelle innerhalb der Text(sorten)welt des Gettos: Offenbar existiert ein kommunikatives Bedürfnis des Ausdrucks und der Erfassung bestimmter Sachverhalte, das durch das produzentenseitige Verständnis der Textgattung Tageschronik nicht adäquat erfasst werden kann. Was dies für eine Leerstelle ist, wird durch die Belege (3) und (4) aus dem deutschsprachigen Teil der Chronik von 1943 deutlich: Es fehlen Zeitungen bzw. fehlt eine Form der Getto-Zeitung, in der die in den Belegen (1) und (2) angedeuteten Zusammenhänge verhandelt werden können.¹² Das Fehlen von Zeitungen wird textgattungsübergreifend als Lücke wahrgenommen – auch im Tagebuch Oskar Rosenfelds (Belege (6) und (7)) sowie in den essayistischen

11 Die Limitationen gewählter und/oder vorhandener Textgattungen innerhalb des Gettos werden auch anhand anderer Textgattungen sichtbar, so z. B. an der ebenfalls im Getto produzierten Getto-Enzyklopädie, deren textkommunikative Funktionalität etwa von Oskar Singer als gering eingeschätzt wurde, für den sie „insgesamt als Textsorte offenbar zu statisch, zu unjournalistisch war“ (Feuchert 2004, 371).

12 Diese Belege sind auch dahingehend interessant, wurde doch die Getto-Chronik lange Zeit von der Forschung texttypologisch als eine Form der Tageszeitung begriffen. Es zeigt sich aber, dass die Chronisten bewusst die Chronik nicht als Zeitung konzeptualisiert haben – sonst hätten sie den Mangel dieser Textgattung nicht explizit hervorgehoben (vgl. dazu auch Markewitz 2021, 128). Insofern beeinflussen sich abwesende Nicht-Texte und anwesende Texte bzw. Textgattungen innerhalb einer Text(sorten)welt auch auf texttypologischer Ebene.

Reportagen Oskar Singers (Beleg (8)). In der Chronik wird zudem das Fehlen als ein durch die deutschen Besatzer verschuldetes Verbot beschrieben (siehe Beleg (5)).

Zwischen den Belegen (3) bis (4) sowie (5) bis (8) ist allerdings genauer zu differenzieren: In allen wird auf Zeitungen als in der Text(sorten)welt des Gettos physisch abwesende Nicht-Texte Bezug genommen, aber in den Belegen (5) bis (8) auf vorhandene Zeitungen rekurriert, die den Gettobewohnern vorenthalten werden, während Belege (3) und (4) eine noch nicht bzw. aus der Rückschau nie realisierte Getto-Zeitung thematisieren. Dergestalt ist zu unterscheiden zwischen Hinweisen auf Nicht-Texte, die aufgrund der äußeren Umstände und Bedingungen des Diskursraums des Gettos in diesem nicht vorhanden sind und dann rezipiert werden können, weil z. B. Zeitungen von den nationalsozialistischen Besatzern aus informationspolitischen Gründen verboten wurden, und Hinweisen auf Nicht-Texte, die im Rahmen der Text(sorten)welt des Gettos noch nicht existierten bzw. nie existiert haben.

In beiden Fällen wird ein daraus erwachsender textkommunikativer Mangel benannt, der sich aber konstitutiv unterscheidet: Auf der einen Seite ein Mangel hinsichtlich Informationen über die außerhalb des Gettos liegende Welt, die über die verbotenen Zeitungen hätten eingeholt werden können, und auf der anderen Seite ein Mangel an textkommunikativen Möglichkeiten, die Entwicklungen und Gegebenheiten im Getto textgattungskonform sowie -spezifisch abbilden und so textkommunikativ bearbeiten zu können.

Anhand dieses Beispiels fehlender Textgattungen zeigt sich die Komplexität sowie Relevanz physisch abwesender Nicht-Texte für die Text(sorten)welt des Gettos, in der Textkommunikation als doppelt eingeschränkt wahrzunehmen ist; eingeschränkt hinsichtlich Informationen bezüglich der Getto-,Außenwelt‘, die aber für das Getto große Relevanz haben konnten (z. B. über den Verlauf des Krieges) und ebenso eingeschränkt hinsichtlich Möglichkeiten und Grenzen textgattungsbestimmter Erfassungen sowie Versprachlichungen gettobezogener Vorgänge, Handlungen, Zusammenhänge etc.

3.2 Nicht-Texte im Getto Litzmannstadt: Hinweise auf ohnmächtige Traditionsbezüge

Eine schon im letzten Analyseschritt angeklungene Herausforderung der textkommunizierenden Gettobewohner lag in der Frage, vermittels welcher Textgattungen das Getto sprachlich erfasst werden kann. Dabei ist nicht nur das Textsortenwissen der Textproduzierenden zu berücksichtigen, sondern ebenso ihr Texttraditionswissen. Daraus erwächst die Frage, welche textkommunikativen, vor allem literarischen, Traditionsbezüge sich finden lassen, die als funktional, aber eben auch dysfunktional erachtet wurden und welche Leerstellen sich ausmachen lassen. Dabei haben schon vorangegangene Forschungen zur Shoa sowie Extremkommunikation auf die Relevanz von Traditionsanschlüssen hingewiesen – z. B. wurden Folter und Gewalterfahrungen oft „in den Gedichten nicht nur klassischer Genres [...], sondern auch traditioneller Tropen“ (Pröbstl 2015, 128) versprachlicht. Und so zeigt sich auch für die Textkommunikation während sowie nach der Shoa, dass es der „literarische[n] Tradition“ (Siguan 2014, 73) bedarf; auch ist einer der zentralen

Schreibgründe für Shoa-Opfer wie -Überlebende selbst ein aus der jüdischen Talmud-Tradition erwachsendes Zeugnis von erlebtem Unrecht abzulegen (vgl. Radziszewska 2011, 245-246).

Die untersuchten Textkommunikate zeigen schnell das Spannungsverhältnis zwischen antizipierten Traditionszusammenhängen, um der Gettoerlichkeit sprachlich versuchsweise Herr werden zu können, und den Grenzen dieser Zusammenhänge, die sozusagen ohnmächtig nicht mehr verwendet werden können, sei es als Referenz oder als (Kontrast-)Folie:¹³

- (9) Ein Zug von Sträflingen aus Czarnieckiego geführt von jüdischer Polizei zur Kripo, jämmerlich anzuschauen, so wie in Romanen von Dostojewskij nach Sibirien (GC 1943 21.05.1943, 210).
- (10) Hätte ein Dichter diese Szenen in einem indischen oder chinesischen Hunger-Roman geschrieben, man würde sie nicht glauben, aber das Getto kann mit Indien und China leicht konkurrieren (GC 1944 02.02.1944, 100).
- (11) Man soll für immer die Figuren zeichnen, die in den Tagen der 5 Transporte in den Strassen des Gettos, auf dem Weg ins Zentralgefängnis, zu sehen waren: mit den Bündeln auf den gekrümmten Rücken, den Koffern und den Handtaschen auf den schwachen Schultern, Kinder und Greise verschwitzt danebentrottend [...] Figuren, wie sie Dostojewskij und andere russische Schriftsteller geschildert haben (GC 1944 03.07.1944, 403).
- (12) Dostojewskis Figuren besitzen noch einen Schimmer religiöse Verzückung. Hier auch das erstorben (TB R 09.02.1944, 266).
- (13) Man muß großer Schriftsteller sein, um dies schildern zu können. Einmalig in der Geschichte des Romans. Dostojewski erzählte Zustände. Hier Dynamik hervorgerufen durch andere Umstände. Es fehlt die Freiheit des eigenen Entschlusses, darum mit dem Mittel der Epik in der gewohnten Art nicht darstellbar. Wir sind genötigt eine neue Form zu finden (TB R 12.02.1944, 269).
- (14) *Hunger – Elend*. 14jähriger Knabe läßt Mutter 11 Tage in Stube liegen, um innerhalb dieser Zeit ihre Nahrungsmittelration beziehen zu können [...] Das wäre ein Stück Welt für Dostojewskij (TB R 03.03.1944, 276, Hervorhebung im Original).

¹³ Dieses Verhältnis ist ein zutiefst individuelles und in seiner Unterschiedlichkeit auch im Vergleich der beiden Textproduzenten Singer sowie Rosenfeld erkennbar: Während ersterer davon ausging, dass eine textkommunikative als literarische Erfassung des Gettos erst nach dem Ende der Gettoisierung und in einem weiteren Schritt der Shoa stattfinden kann, versuchte letzterer schon während seiner Zeit im Getto literarische Studien zu diesem anzufertigen (vgl. dazu Feuchert 2004, 374).

- (15) Es gibt wirklich ein Grauen, das sich der formenden Hand des Dichters widersetzt. Ich weiss nicht, ob unter den Lebenden hier ein Dichter ist, der diese Aufgabe meistern wird und wenn, ob er ein Überlebender sein wird (ER S 27.07.1942, 81).
- (16) Er fand hygienische Verhältnisse vor, die seiner kühnsten Phantasie spotteten, Massenquartiere, die ein Dante oder Viktor Hugo niemals hätte erdichten können. Kurzum, er sah zum erstenmal in seinem Leben eine entsetzliche Karikatur des Ostens (ER S 16.06.1942, 188).
- (17) Und selbst wenn ich Homer, Shakespeare, Goethe und Dante ihre Musen stehlen würde: wäre ich denn fähig zu beschreiben, wie wir leiden, was wir empfinden, erfahren im Leben? Ist es denn überhaupt menschenmöglich? (TB LV 17.06.1944, 44-45) [jiddisch].
- (18) Und der größte unter den Dichtern wäre zu arm an Worten, um das, was wir ertragen und gegenwärtig hinter uns lassen, auch nur andeuten, auch nur darauf anspielen zu können (TB LV 29.07.1944, 94) [englisch].

Anhand der exemplarischen, aber für die jeweiligen Textgattungen relativ typischen Belege zeigt sich zweierlei: Auf der einen Seite werden mögliche literarische Traditionsbezüge angedeutet bzw. explizit gemacht, wobei neben allgemeinen Hinweisen auf literarische Größen wie Homer, Shakespeare oder Goethe (Beleg (17)) vor allem Autoren genannt werden, die schon andere Formen von Elend, Gewalt, menschlicher Verrohung und Extremsituationen beschrieben haben, wie Dostojewski, der mit gutem Recht als literarisch zentrale Bezugsgröße des Gettos bezeichnet werden kann, (Belege (9), (11), (12), (13) und (14)), sowie Victor Hugo und Dante (beide in Beleg (16)). Zumeist anhand von Parallelierungen werden die Bezüge zu den schriftstellerischen Werken dieser Autoren explizit gemacht, wenn etwa darauf verwiesen wird, dass Situationen *ein Stück Welt für Dostojewski wären* (Beleg (14)) oder Aussehen wie Verhalten von Sträflingen den Beschreibungen *in Romanen von Dostojewskij* (Beleg (9)) ähneln. Auf der anderen Seite werden aber ebenso Grenzen dieser Bezüge aufgezeigt. Insbesondere Rosenfeld hebt sowohl die Möglichkeiten als auch Limitationen der Bezüge zu Dostojewski hervor, verweist etwa darauf, dass der *Schimmer religiöser Verzückung* bei Dostojewskis Figuren unter den Bedingungen des Gettos zur Unmöglichkeit für die literarische Konzeptualisierung der Gettobewohner wird – *Hier ist auch das erstorben* –, und kommt zu dem Schluss, dass, u. a. aufgrund der fehlenden *Freiheit des eigenen Entschlusses*, der Dostojewskis Figuren auszeichnet, die Gettobewohner als Literaten dazu *genötigt sind, eine neue schriftstellerische Form zu finden*. Die Frage der Anpassung literarischer Traditionsbezüge wird auch an anderer Stelle als Extremherausforderung wahrgenommen und darüber nachgedacht, unter welchen Bedingungen Gettoerfahrungen literarisch überhaupt versprachlicht werden können. Dabei zeigt sich vielfach ein fatalistischer Zug, dass sich das *Grauen* des Gettos der *formenden Hand des Dichters widersetzt* (Beleg (15)) und es nahezu unmöglich ist, *zu beschreiben, wie wir leiden, was wir empfinden, erfahren im Leben* (Beleg (17)).

Für die Frage der Nicht-Texte der Text(sorten)welt des Gettos Litzmannstadt zeigen die ohnmächtigen Traditionsbezüge vor allem die Hürden der (literarischen) Versprachlichung der Extremerfahrungen des Gettolebens. Deutlich wird, dass die Textproduzent:innen in einem literarischen Austausch mit anderen Autoren standen und versuchten, deren Beschreibungen auf die eigenen Erfahrungen zu beziehen. Gleichzeitig zeigen sich die Grenzen eines solchen Vorgehens, die in eine generelle Skepsis gegenüber Fragen der sprachlichen Erfassung des Gettos münden. Die literarischen Bezugstexte werden so selbst zu Nicht-Texten in zweierlei Hinsicht: Auf der einen Seite in einem ganz konkret physischen Sinne, da sie zwar aus dem Gedächtnis aufgerufen und herangezogen werden können, aber nicht selbst im Getto gelesen werden konnten. Eine Durchsicht aller literarischer Bezüge im Tagebuch Rosenfelds kann dies leicht überprüfbar machen: Zwar verweist Rosenfeld verschiedenfach auf Dostojewski (siehe die Belege (12) bis (14)), doch findet sich an keiner Stelle seiner zahlreichen Hinweise auf die im Getto gelesene Literatur¹⁴ ein Verweis, dass er Dostojewski im Getto hat lesen können. Auf der anderen Seite erweisen sich die Bezugstexte auch dahingehend als Nicht-Texte, da sie zwar als zunächst scheinbar sinnstiftendes, tradiertes literarisches Bezugssystem aufrufbar, aber nicht umsetzbar, nicht beziehungsfähig sind. Das Scheitern, sie zu adäquaten Vergleichsfolien für die Beschreibung der Gettoumstände zu machen, lässt sie trotz entsprechender Rekurse zu Nicht-Texten werden, die ohnmächtig, hilf- und sprachlos vor dem Grauen der Shoa erscheinen. Einer daraus erwachsenden, Sprachlosigkeit begünstigenden Skepsis soll im letzten Analyseteilschritt nachgegangen werden, der methodisch an Kapitel 2.1 anschließt und sich nun spezifisch mit den Nicht-Produzierten-Texten des Gettos Litzmannstadt befasst.

3.3 Nicht-Texte im Getto Litzmannstadt: Hinweise auf ohnmächtige Sprache

Wenn schon *der Größte unter den Dichtern* nicht oder kaum in der Lage ist, *auch nur anzudeuten*, was die Gettobewohner *ertrugen* (Beleg (18)), zu was für einer Herausforderung wurde das Schreiben über das Gettoleben und -sterben (vgl. dazu auch Markewitz 2021) für diese selbst? Textkommunikativ aufgerufen ist erneut die Grenze sprachlicher Möglichkeiten. Prägend für das Schreiben im Getto waren beständige „Bedenken, ob man das, was gerade geschieht, in Worte fassen kann“ (Radziszewska 2011, 149). Das Unbehagen der „Ohnmacht des Wortes vor der entsetzlichen Wirklichkeit“ (Siguan 2014, 10) führte nicht nur zu einem Sprach- bzw. Textkommunikationsverlust, sondern ebenso

14 Vgl. lediglich exemplarisch: „Im Vorzimmer Licht, lese ich dort Spinoza „Theologisch-politischer Traktat“, hell und klar wie Natur, aber seit paar Tagen wieder Schreck“ (TB R 20.10.1942, 167), „Lektüre im Getto. Dichtung und Wahrheit, Heine, Gespräche mit Eckermann, Tasso, Shakespeare“ (TB R 04.04.1943, 263, Hervorhebung im Original), „Goethe. Juden. „Die Deutschen gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es lauter Individuen sind“ (TB R 22.01.1944, 263, Hervorhebung im Original), „Lese Schiller, Prosa, bin hingerissen von diesem blendenden Erzähler“ (TB R 15.10.1942, 165) sowie „Don Quixote de La Mancha ... ergötzt mich wieder, seit 37 Jahren nicht gelesen“ (TB R 14.04.1944, 282).

zu einem Verlust an Denkmustern (vgl. Siguan 2014, 206) und Identität (vgl. Yowa 2014, 115). Dahingehend, darauf verweist auch das berühmte Verdikt Adornos, „geht es bei der Shoah um ein sich sinnstiftender Narration entziehendes Geschehen“ (Yowa 2014, 117).¹⁵ Die gefühlte Ohnmacht der Sprache wird, auch in den Textkommunikaten des Gettos Litzmannstadt, mit Bezug auf Unsagbarkeitstopoi gefasst. Diese sind aber zu unterscheiden in Unsagbarkeit als einem tatsächlich Nicht-Sagen/-Sprechen/-Schreiben-Können und Unsagbarkeit als produktiv aufrufbare rhetorische Ressource¹⁶ mit langer Tradition (vgl. Siguan 2014, 44), die bis in die Antike reicht (und dort eine inszenierte Unfähigkeit zum Ausdruck bringen soll, einem Stoff nicht gerecht werden zu können; vgl. dazu Gülich 2005, 225):

- (19) Die Szenen vor dem Zentralgefängnisse und vor den Revieren sind kaum zu beschreiben (GC 1943 30.03.1943, 125).
- (20) Was sich hier an geheimen Abmachungen, Schiebungen und Ungerechtigkeiten abspielt, lässt sich schwer in diesem Rahmen beschreiben (GC 1944 30.04.1944, 279).
- (21) Ein Bild des Elends und des Jammers, das zu beschreiben hier nicht möglich ist (GC 1944 25.06.1944, 388).
- (22) Der Geruch lässt sich nicht beschreiben (TB R 17.02.1942, 54).
- (23) Niemand außerhalb des Gettos kann sich von der Stimmung solch eines Tages eine Vorstellung machen (TBR 28.-29.06.1944, 292).
- (24) Die Panik ist unbeschreiblich (ER S 29.04.1942, 33).
- (25) Unmöglich, in diesem Rahmen ein lebendiges Bild zu zeichnen. Hier müssten Farben aus der Feder fließen und Lieder statt karger Worte (ER S September 1943, 215).

15 Dem ist, sowohl von Überlebenden der Shoa als auch Shoa-Forscher:innen, so vielfach wie vielfältig widersprochen worden, gerade auch mit Bezug auf die Problematik der Annahme der Nichtfassbarkeit sowie Unsagbarkeit. Vgl. lediglich exemplarisch „Unsagbarkeit erweist sich in diesem Kontext als nicht vertretbar. Die Etablierung einer Philosophie des Unsagbaren, Undarstellbaren läuft Gefahr, an den zahlreichen Reden und Erinnerungstexten der Überlebenden vorbeizusehen und sie somit wieder auf die Stummheit zu reduzieren, auf das Nicht-Gehört-Werden“ (Siguan 2014, 45-46).

16 Vgl. dazu „Wenn der Sprecher also Unbeschreibbarkeit geltend macht, bezieht er sich auf diese Spannung oder diese Doppelexistenz. In diesem Sinne nutzt er Unbeschreibbarkeit als Formulierungsressource: Indem er sagt, er könne seine Wahrnehmungen und Empfindungen eigentlich gar nicht beschreiben, weist er zum einen auf die damit verbundenen Formulierungsprobleme hin, zum anderen aber auch auf die Unvermittelbarkeit dieser Erfahrungen. Er trägt damit in gewisser Weise der Perspektive des Gesprächspartners Rechnung, der diese andere Sinnprovinz nicht betreten kann. Die Distanz, die er in dem Moment zu seiner Aura, seiner Vision, seinem Traum einzunehmen in der Lage ist, ermöglicht ihm, das eigentlich Unbeschreibbare doch zu beschreiben und dem Gesprächspartner eben doch – zumindest Bruchstücke davon – zu vermitteln“ (Gülich 2005, 239-240).

- (26) [...] unser Leiden ist unvorstellbar, unbeschreiblich; zu beschreiben, was wir durchmachen, wäre vergleichbar mit der Aufgabe, das Meer auszutrinken oder das Universum zu umarmen (TB LV 31.05.1944, 38) [englisch].
- (27) Für jemanden, der nicht mit uns zusammen war, wäre es nicht möglich, sich vorzustellen, was wir durchgemacht haben, zu arm ist die menschliche Sprache, um nur den Mangel an Worten zu beschreiben, die nötig wären, unsere Leiden teilweise, annähernd zu schildern (TB LV 29.07.1944, 95) [polnisch].
- (28) Die Wörter brechen auseinander [...] (TB L 12.02.1044, 130) [polnisch].
- (29) Kaum zu beschreiben sind die Szenen, die sich im Ghetto abspielen (TB P 16.09.1942, 36) [polnisch].
- (30) Kein Wort, keine Kraft, kein Ausdruck vermag es im geringsten, die Stimmung wiederzugeben, die Klagen und die Panik, die das Getto seit Tagesanbruch beherrschen (TB Z September 1942, 22) [polnisch].

Einteilbar sind die angeführten Belege in die oben angeführten zwei Kategorien: Auf der einen Seite diejenigen, in denen die Grenzen des Sagbaren zwar erreicht, aber noch nicht überschritten werden. Dergestalt kann etwas *kaum* (Belege (19) und (29)) oder *schwer* (Beleg (20)) beschrieben werden. Die Textproduzent:innen werfen sich gegen sprachliche bzw. kommunikative Grenzen. Dies ist bis zu einem gewissen Grad textgattungsabhängig, stammen doch viele Belege dieser Kategorie aus der Getto-Chronik, die aufgrund ihrer textuellen Eigenlogik versucht, „Möglichkeiten zu finden, die Sprachlosigkeit und den sprachlichen Weltverlust nicht nur zu überwinden [...], sondern auch eigene Vertextungen einer sprachlich konstruierten Getto-Textwelt entgegenzusetzen“ (Markewitz 2020, 402). Auf der anderen Seite, und diese Belege sind eindeutig in der Überzahl, kommt es zu Hinweisen auf eine nicht mehr zu überwindende Unmöglichkeit der sprachlichen Fassbarkeit der Gettoerlichkeit. So sind Beschreibungen *nicht möglich* (Belege (21) und (27)) bzw. *unmöglich* (Beleg (25)), Erlebnisse *nicht* beschreibbar (Beleg (22) bzw. *unbeschreiblich* (Beleg (24) sowie *unvorstellbar* (Belege (26) und (27)). Die Rekurse auf diese Nicht-Fassbarkeit sind vielfach metaphorisch aufgeladen, die Textproduzent:innen sprechen davon, dass ihnen *die Wörter auseinanderbrechen* (Beleg (28)) oder die Herausforderung der Erfassung ihrer Erlebnisse der *Aufgabe* gleichkommen würde, *das Meer auszutrinken oder das Universum zu umarmen* (Beleg (26)).

An diesen Stellen werden innertextuelle Leerstellen indiziert, Nicht-Texte innerhalb der Texte selbst, die durch Rekurse auf Unbeschreibbares, wenn nicht zugänglich, dann doch zumindest erahnbar gemacht werden. Statt einer Beschreibung z. B. des Geruchs (Beleg (22)), der Panik (Beleg (24)) oder des Leids (Beleg (25)) im Getto bricht der Text vor der Versprachlichung ab und verweist durch diesen Abbruch auf eine nicht realisierbare, aber hypothetisch denkbare (erneut in dem Sinne, dass auch *nicht* nur als Entität denkbar ist) Weiterführung. Anders als im eingangs erwähnten Beispiel der schwarzen Seite in „Tristram

Shandy“ verliert sich an diesen Stellen aber die Funktion des rhetorischen Stilmittels, obgleich sich einige der Beschreibungen unbestreitbar rhetorisch auswerten lassen (zu Fragen der Stilhaftigkeit von Shoa-Texten siehe auch Markewitz 2023, 188). Stattdessen offenbart sich eine existentielle kommunikative Verlassenheit.

Zugleich erweisen sich auch diese Stellen als sinnstiftend und laden sich in Beziehung zum realisierten Text mit diesem semantisch auf: Eben dieses Fehlen der Textteile bzw. Nicht-Textteile, die sich als unbeschreiblich bzw. nicht beschreibbar erweisen, lädt die Andeutungen bzw. Hinweise auf das, was nicht ausgedrückt werden kann, auf und indiziert den existentiellen Gehalt dessen, was nur angedeutet werden kann. Bis zu einem gewissen Grad und aus einer bestimmten Perspektive kann gerade durch das Markieren von Unsagbarkeit, ebenso wie durch das Indizieren der (möglichen) Inhalte der Nicht-Textteile, Unsagbarkeit transzendiert bzw. nachträglich Rezipierenden die physisch-psychisch existentielle Belastung bestimmter Getto-Erfahrungen zumindest erahnbar gemacht werden, so dass die Textproduzent:innen selbst im textproduktions-situativen Eingeständnis sprachlicher Unbeschreibbarkeit bestimmter Getto-Erfahrungen ihren Versuchen gerecht werden, Zeugnis von ihrem Leben an den Extremrändern menschlicher Existenz abzulegen.

4 Schlussbemerkungen und Ausblick

Texttypologische Forschungen zur Text(sorten)welt der Shoa existieren bis heute „allenfalls in Ansätzen“ (Markewitz 2020, 377). Zwar finden sich zentrale Arbeiten zu einzelnen Textsorten und -gattungen, übergeordnete Perspektiven, die das Zusammenspiel verschiedener Textgattungen innerhalb eines z. B. Diskursraums in den Blick nehmen, finden sich so aber gut wie gar nicht. Ein Grund dafür liegt in der Heterogenität und Spezifität der einzelnen KZs und Gettos, da die unterschiedlichen Kommunikationsbedingungen die Ausprägungen, Ausdifferenzierungen und Weiterentwicklungen der verschiedenen Textgattungen beeinflussten

Gleichzeitig und eingedenk der existentiellen Extremsituation des Lebens und damit auch Textkommunizierens während der Shoa ist nicht nur die Frage nach den Arten, Formen und Funktionen der produzierten Texte relevant, sondern ebenso die nach den Nicht-Texten. Sowohl theoretisch-allgemein als auch anhand eines spezifischen Korpus einer spezifischen Text(sorten)welt eines spezifischen Diskursraums stellt der vorliegende Beitrag einen ersten Versuch der texttypologischen Erfassung der Nicht-Texte (als Teil der Textsortenwelt) der Shoa dar.

Ein erster Schritt zielte auf einen möglichen Kategorisierungsvorschlag der Nicht-Texte der Shoa ab, in dem diese, unabhängig von spezifischen Diskursräumen, in Nicht-Produzierte-, Nicht-Überlieferte- und Nicht-Rezipierte-Texte unterschieden wurden. Ausgehend von einem daraus erwachsenden Verständnis der möglichen Ausdifferenziertheit der vornehmlich physisch abwesenden Nicht-Texte der Shoa lag ein zweiter Analysefokus auf einer spezifischen Textsortenwelt eines spezifischen Diskursraums –

dem Getto Litzmannstadt und den ausgewerteten Textgattungen der Getto-Chronik, der essayistischen Reportagen und der Tagebücher (von fünf Textproduzent:innen). Unterschieden wurde zwischen Fehlenden Texten der Getto-Text(sorten)welt, deren Fehlen für die Textproduzent:innen bemerkbar war und auf den diese hinwiesen, Fehlenden bzw. Ohnmächtigen Traditionsanschlüssen in dem Sinne, dass zwar (vor allem literarische) Texte als Vergleichsfolie für Erlebnisse im Getto aufgerufen, aber gleichzeitig als inadäquat erachtet wurden, so dass sie als eine besondere Art der Nicht-Texte verstanden werden können, deren tradierte Sinnangebote vor dem Grauen der Shoa dysfunktional erscheinen und schließlich Fehlende Texte in den Texten der Text(sorten)welt, deren Fehlen durch Rekurse auf sprachliche Grenzen und Unsagbarkeiten markiert wurde, die aber als textuelle Leerstellen dennoch sinnstiftende Funktion, z. B. im Sinne des Andeutens, erfüllen können.

Dabei sind die Reflexionen und Analysen dieses Beitrages dezidiert als erste Schritte zu verstehen, die durch Untersuchungen weiterer sowie anderer Korpora zu ergänzen, erweitern, ausdifferenzieren und ggf. zu korrigieren sind, erneut aber die Relevanz der – auch textlinguistischen – Auseinandersetzung mit diesen Extremkommunikaten menschlicher Existenz unter Beweis stellen.

Quellen

- Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg., 2007) *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*. Göttingen: Wallstein [GC].
- Lipszyc, Rywka (2015) *Das Tagebuch der Rywka Lipszyc*. Berlin: Suhrkamp [TB L].
- Poznanski, Jakub (2011) *Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt*. Berlin: Metropol [TB P].
- Rosenfeld, Oskar (1994) *Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Getto Lotz*. Frankfurt/M.: Neue Kritik [TB R].
- Singer, Oskar (2002) „*Im Eilschritt durch den Gettoalltag*“. *Reportagen und Essays aus dem Getto Lodz*. Berlin: Philo [ER S].
- Unbekannt (1997) „*Les Vrais Riches*“. *Notizen am Rand. Ein Tagebuch aus dem Ghetto Lodz. Ein Tagebuch aus dem Ghetto Łódź (Mai bis August 1944)*. Leipzig: Reclam [TB LV].
- Zelkowicz, Jozef (2015) *In diesen alpträumerischen Tagen. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Getto Lodz/Litzmannstadt, September 1942*. Göttingen: Wallstein [TB Z].

Literatur

- Améry, Jean (1977) [1966] *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Berghaus, Margot (2011) *Lubmann leicht gemacht. Eine Einführung in die Systemtheorie*. Köln: UTB.
- Bethke, Svenja (2015) *Tanz auf Messers Schneide. Kriminalität und Recht in den Ghettos Warschau, Litzmannstadt und Wilna*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Boll, Friedhelm (2003) *Sprechen als Last und Befreiung. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen*. Bonn: Dietz.
- Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (2009) Einleitung. In: Dieckmann, Christoph/Quinkert, Babette (Hrsg.) *Im Ghetto 1939-1945. Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld*. Göttingen: Wallstein, 9-29.
- Feuchert, Sascha (2004) *Oskar Rosenfeld und Oskar Singer. Zwei Autoren des Lodzer Ghettos*. Frankfurt/M: Peter Lang.
- Feuchert, Sascha (2007): „Die Getto-Chronik: Entstehung und Überlieferung. Eine Projektskizze“. In: Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.) *Die Chronik des Ghettos Lodz/Litzmannstadt*. Band 5. Supplemente und Anhang. Göttingen: Wallstein, 167-190.
- Feuchert, Sascha (2015) Fundstücke. Darstellungskonventionen früher Texte deutschsprachiger Holocaust- und Lagerliteratur. In: Knellessen, Dagi/Possekkel, Ralf (Hrsg.) *Zeugnisformen. Berichte, künstlerische Werke und Erzählungen von NS-Verfolgten*. Berlin: EVZ, 143-155.
- Fix, Ulla (2013) *Sprache in der Literatur und im Alltag. Ausgewählte Aufsätze*. Berlin: Frank & Timme.
- Gülich, Elisabeth (2005) Unbeschreiblichkeit: Rhetorischer Topos – Gattungsmerkmal – Formulierungsressource. In: *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6, 222-244.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017) *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuanatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Hilberg, Raul (2009) *Die Quellen des Holocausts. Entschlüsseln und Interpretieren*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Leonhard, Claudia (2011) *Das Unaussprechliche in Worte fassen. Eine vergleichende Analyse schriftlicher und mündlicher Selbstzeugnisse von weiblichen Überlebenden des Holocaust*. Kassel: Kassel University Press.
- Löw, Andrea (2007) Das Getto Litzmannstadt – eine historische Einführung. In: Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.) *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*. Band 5. Supplemente und Anhang. Göttingen: Wallstein, 145-165.
- Luhmann, Niklas (1984) *Soziale Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2001) *Aufsätze und Reden*. Stuttgart: Reclam.
- Markewitz, Friedrich (2020) Texthermeneutische Zugänge und Reflexionen zum Diskursraum des Gettos Litzmannstadt anhand der komplexen Großtextsorte Getto-Tageschronik. In: *Sprachwissenschaft* 45/4, 377-406.
- Markewitz, Friedrich (2021) ‚Aber das Getto ist grausam, es hält seine Opfer fest in seinen faulenden Zähnen‘. Zum sprachlichen Umgang mit der drohenden Vernichtung im Diskursraum des Gettos Litzmannstadt. In: Braun, Christian (Hrsg.) *Sprache des Sterbens – Sprache des Todes. Linguistische und interdisziplinäre Perspektivierungen eines zentralen Aspekts menschlichen Daseins*. Berlin/Boston: de Gruyter, 121-140.
- Markewitz, Friedrich (2022) ‚Protest‘ von Rechts? Strategien neurechter bzw. rechtspopulistischer Akteure zur Aneignung diskursiver Positionen des Widerstands im sogenannten ‚Dritten Reich‘. In: Dang-Anh, Mark/Meer, Dorothee/Wyss, Eva Lia (Hrsg.) *Protest, protestieren, Protestkommunizieren*. Berlin/Boston: de Gruyter, 117-146.
- Markewitz, Friedrich (2023) *Gegen das Verstummen. Texthermeneutische Reflexionen zu Ironie in der Textsortenwelt des Gettos Litzmannstadt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 09.04.2024].
- Pröbstl, Tanja (2015) *Zerstörte Sprache – gebrochenes Schweigen. Über die (Un-)Möglichkeit, von Folter zu erzählen*. Bielefeld: Transcript.
- Radziszewska, Krystyna (2011) ‚Flaschenpost‘ aus der Hölle. *Texte aus dem Lodzer Getto*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Riecke, Jörg (2006) Schreiben im Getto. Annäherung an den Sprachgebrauch der Opfer des Nationalsozialismus. In: *Sprache und Literatur* 97/2006, 82-96.

- Riecke, Jörg (2007) Zur Sprache der Chronik. In: Feuchert, Sascha/Leibfried, Erwin/Riecke, Jörg (Hrsg.) *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt*. Band 5. Supplemente und Anhang. Göttingen: Wallstein, 191-203.
- Riecke, Jörg (2010) Grammatische Variation in der Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt. In: Ziegler, Arne (Hrsg.) *Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*. Berlin/New York: de Gruyter, 1027-1040.
- Rothenhöfer, Andreas (2015) Gefühle zwischen Grammatik, Pragmatik und Idiomatik. In: Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hrsg.) *Diskurs – Interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven*. Berlin/Boston: de Gruyter, 245-280.
- Siguan, Marisa (2014) *Schreiben an den Grenzen der Sprache*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Trunk, Isaiah (2006) [1962] *Łódź Ghetto. A History*. Bloomington: Combined Academic Publishing.
- Urban, Susanne (2015) Zeugnis ablegen. Narrative zwischen Bericht, Dokumentation und künstlerischer Gestaltung. In: Knellessen, Dagi/Possekel, Ralf (Hrsg.) *Zeugnisformen. Berichte, künstlerische Werke und Erzählungen von NS-Verfolgten*. Berlin: EVZ, 22-42.
- Yowa, Serge (2014) *Eine Poetik des Widerstands. Exil, Sprache und Identitätsproblematik bei Fred Wander und Ruth Klüger. Beiträge zur neuern kulturwissenschaftlichen und fachübergreifenden Shoa-Autobiographieforschung*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

MELANI SCHRÖTER

Metasprachliche Bezüge auf ‚keine Texte‘ als Indikatoren kommunikativer Normen und ihre Funktion in britischen Parlamentsdebatten

Abstract

‚Keine Texte‘ werden dann kommunikativ relevant, wenn die Möglichkeit ihres Vorkommens in Diskurszusammenhängen besteht, oder wenn sie eine kontextgebundene Erwartung ihres Vorkommens nicht erfüllen. Dabei kann es jeweils zur metakommunikativen Explikation der (unerfüllten) Erwartung ihres Vorkommens kommen. Wann, wo und wie lassen sich solche metakommunikativen Explikationen auffinden? In diesem Beitrag sollen anhand eines Korpus britischer Parlamentsdebatten Sprachgebrauchsmuster ermittelt werden, die auf das Ausbleiben von Text schließen lassen. Neben explizitem Bezug auf Schweigen wird zum einen sprachbezogenes Vokabular in Kollokation mit Negationen analysiert, zum anderen werden unterlassungsindizierende Verben in Kollokationen mit Bezeichnungen für Texte und Sprechakte untersucht. Damit liefert der Beitrag eine methodische Vorlage für die empirische Analyse von Bezügen auf ‚keine Texte‘. Diese Analyse ermöglicht zudem einen Blick auf die Funktionen der Thematisierung des Ausbleibens von Text im politischen Diskurs und auf die kommunikationsbezogenen Normen, welche bei der behaupteten Erwartbarkeit geltend gemacht werden.

‚No texts‘ become communicatively relevant when the occurrence of text is either arguably possible, or when the absence of text juxtaposes a contextually determined expectation of the occurrence of text. In both cases, these unresolved expectations can be metacommunicatively explicated. When, where and how can we find such metacommunicative explications? This contribution will use a corpus of British parliamentary debates to find patterns of speech that refer to the absence of text. Apart from explicit references to silence, vocabulary referring to language use and collocating with negations will be analysed. Furthermore, vocabulary relating to lack of activity and collocating with references to language use will be investigated. This article thus provides a methodological template for the empirical analysis of references to no texts. It also seeks to demonstrate the functions of references to the absence of text in political discourse and it will shed light on the communicative norms which are actualised when expectations of speech are stated.

Keywords: korpusbasierte Diskursanalyse, Metasprache, politischer Diskurs, britisches Unterhaus, Kommunikationserwartungen

corpus-based discourse analysis, metalanguage, political discourse, House of Commons, expectations of communication

1 Einführung

Im vorliegenden Beitrag wird anhand eines Korpus britischer Parlamentsdebatten ein korpusbasiertes Vorgehen zur Ermittlung von Bezügen auf ‚keine Texte‘ erprobt. Der Beitrag basiert zunächst einmal auf einem weiten Textverständnis, das unterschiedliche Kommunikationsmodi und -medialitäten umfasst und Text als kontextbedingte sprachlich-kommunikative Handlung begreift. ‚Kein Text‘ ist demgemäß die Unterlassung einer solchen sprachlich-kommunikativen Handlung dort, wo sie in ihrem entsprechenden Kontext erwartbar gewesen wäre. Im Verständnis dieses Beitrags handelt es sich bei ‚keinen Texten‘ also um das Ausbleiben von Text. Derlei Ausbleiben kann allerdings erst als solches wahrgenommen und epistemologisch erst dann relevant werden, wenn das Vorkommen von Text möglich oder erwartbar ist (vgl. Schröter 2013; Jung 2021; Pappert/Roth 2022). Die Möglichkeiten oder Erwartungen von Text sind wiederum kontextuell determiniert, sowohl durch den unmittelbaren Diskurskontext als auch durch den weiteren sozialen, historischen, kulturellen oder politischen Kontext. Wenn das Ausbleiben von Text einer kontextuell begründbaren Erwartung des Vorkommens zuwiderläuft, kann es zur metasprachlichen Thematisierung dieses Ausbleibens kommen, also zur Kommentierung dieser Absenz. Nicht nur wird damit die diskursive Relevanz ausbleibender Texte deutlich, sondern oftmals wird die Erwartung ihres Vorkommens auch begründet, nicht zuletzt unter Verweis auf den Kontext. Aus solchen Begründungen lassen sich kommunikationsbezogene Normen und Ideale rekonstruieren, auf denen die Erwartungen von Text beruhen. In Abschnitt 2 wird vertiefter auf Arten und Möglichkeiten von Metasprache und deren Analyse eingegangen.

Vor diesem Hintergrund soll zum einen methodologisch die systematische Ermittlung von metasprachlichen Bezügen auf das Ausbleiben von Text erprobt werden. Was damit nicht geleistet werden kann, ist die Ermittlung, Begründung und Analyse von ‚keinen Texten‘ auf sozusagen erster Analyseebene: In einer solchen Analyse würde das Ausbleiben von Text ermittelt und begründet, warum es sich um ein Absenzphänomen handelt, sowie dessen Erscheinungsform und Funktion analysiert. Die Analyse auf der Metaebene greift nur auf Thematisierungen solcher Absenzen zurück, ohne zu begründen, ob tatsächlich Absenz vorliegt. In den Fokus rückt hierbei, was Kommunikationsteilnehmer:innen relevant setzen und demnach bei Ausbleiben als Absenz wahrnehmen. Die Annahme eines Absenzphänomens ergibt sich dadurch aus dem Vorkommen seiner Thematisierung. Interessant an einem solchen Unterfangen, metasprachliche Thematisierungen systematisch zu ermitteln ist m. E., dass dadurch nicht nur vereinzelte Verweise auf das Ausbleiben von Text in spezifischen Situationen exemplarisch analysiert werden können, sondern

eine Reihe von Verweisen auf das Ausbleiben von Text ermittelt werden kann. Aus der metasprachlichen Thematisierung des Ausbleibens von Texten lassen sich oft Begründungen ihrer Erwartung ermitteln, welche Rückschluss auf kommunikative Normen und Erwartungen zulassen. Aus dem hier gegebenen Kontext parlamentarischer Debatten lässt sich außerdem auf die strategische Funktionalisierung schließen. Das Auffinden metasprachlicher Bezüge auf das Ausbleiben von Text wird unter Zuhilfenahme korpusbasierter Methodologie auf der Grundlage des Hansard Corpus (Davies 2015) erprobt. Es handelt sich dabei um ein annotiertes Korpus britischer Parlamentsdebatten aus dem Unter- und Oberhaus, die vom stenographischen Dienst namens Hansard erstellt werden, wobei von der Übertragbarkeit des methodischen Vorgehens von der englischen auf andere Sprachen ausgegangen wird. Korpus, Tool und Methodik werden in Abschnitt 3 genauer beschrieben.

Abschnitt 4 widmet sich der Analyse, wobei in einem ersten Schritt (4.1) sprachbezogenes Vokabular auf Kollokationen mit Negationen hin untersucht wird. In einem zweiten Schritt (4.2) werden Bezüge auf *silence* und *silent* analysiert und schließlich werden unterlassungsindizierende Verben auf Kollokationen mit Bezeichnungen für Textsorten und Sprechakte hin untersucht (4.3). In der Analyse der Beispiele in den Abschnitten 4.1-4.3 wird jeweils auch auf die Funktionen bzw. strategische Funktionalisierung der vorgefundenen Thematisierung von ‚keinen Texten‘ im Kontext von Parlamentsdebatten und damit politischer Auseinandersetzung eingegangen. Ebenso werden die Normen, welche der Erwartbarkeit von Text zugrunde liegen und die in vielen Beispielen als Begründung für das Monieren ausbleibender Texte angeführt werden, in der Analyse herausgearbeitet.

Abschnitt 5 liefert einen Ausblick, in dem diese Funktionen und zugrundeliegenden normativen Ansprüche als Ertrag aus der Analyse zusammengefasst werden.

2 Analyse metasprachlicher Diskurse

Seit Roman Jakobsons Hervorhebung der metasprachlichen Funktion und dem Verweis auf die Fähigkeit der Sprache, sich selbst zum Gegenstand zu machen (Jakobson 1979), wird das Potenzial dieses Gesichtspunkts trotz vielerlei – auch und gerade diskurslinguistischer – Arbeiten, in denen Metasprachliches analysiert wird, m. E. noch nicht ausreichend gewürdigt. Denn es sind aus diesem Blickwinkel ja nicht nur sprachliche Mittel zur Beschreibung verschiedener Aspekte der Sprache, etwa mit Hilfe linguistischer Terminologie, von Interesse, sondern auch evaluierende Sprachthematisierungen, etwa wenn Sprachwandelerscheinungen als Mangelercheinungen aufgefasst werden (Davies/Langer 2006).

So lassen sich zum Beispiel Anglizismen im Deutschen dokumentieren (z. B. Carstensen/Busse 1993-1996) und deren Integration ins Deutsche systematisch beschreiben (Onysko 2007). Daneben gibt es öffentliche Debatten, etwa in Buchpublikationen wie z. B. Lubeley (1993) oder Illgner (2000) und in den vom Verein Deutsche Sprache veröffentlichten *Sprachnachrichten*. Hier findet ein Metadiskurs über Anglizismen im Deutschen statt (Analysen dazu z. B. Spitzmüller 2005; Pfalzgraf 2006). Aus diskurslinguistischer

Sicht werden dabei der gesellschaftliche Kontext, in dem solche Debatten stattfinden, sowie die Handlungsziele der involvierten Akteure und deren ideologische Positionierung in Betracht gezogen. Damit rückt die politisch-soziale Relevanz von Sprache ins Blickfeld. Weitere Beispiele dafür sind Johnsons (2005) Untersuchung des Diskurses über die deutsche Rechtschreibreform der 1990er Jahre und einige Arbeiten über das diskursive Phänomen ‚political correctness/politische Korrektheit‘ (z. B. Cameron 1995; Kapitzky 2000; Mayer 2002; Fairclough 2003; Erdl 2004).

Einige Publikationen beschäftigen sich mit Sprachideologien (Woolard 1998; Blommaert 1999; Verschueren 1999; Johnson/Milani 2010), wobei zwar einerseits klar wird, dass es bei öffentlichen Auseinandersetzungen über Fragen des Sprachgebrauchs kaum je um die Sprache selbst, sondern immer auch um Gesellschaftlich-Politisches geht, andererseits die fundamentale Rolle einer metasprachlichen bzw. metadiskursiven analytischen Perspektive wenig hervorgehoben wird (eine Ausnahme bildet Jaworski/Coupland/Galasiński 2004). Einige Publikationen wie z. B. die von Townson (1992), Ahlzweig (1994), Gardt (2000) und Stukenbrock (2005) analysieren Reflexionen über Sprache, also metasprachliche Aussagen über die deutsche Sprache, als Teil eines historisch weit zurückreichenden und noch immer aktuellen Diskurses über nationale Identität, wobei zwar der Aspekt der Sprachideologie bearbeitet, dabei aber wiederum die Meta-Ebene als notwendige analytische Perspektive wenig thematisiert wird.

Der Kommunikationswissenschaftler Robert T. Craig hat in einigen Aufsätzen für die Relevanz metakommunikativer Analysen argumentiert (2005; 2008a; 2008b; 2013). Verschueren führt in seiner Arbeit *What People Say They Do With Words* (1985) vor, wie ertragreich selbst das Zusammenstellen von Inventaren metasprachlicher Bezüge auf bestimmte Sprechakte, etwa Lügen, sein kann. In einem Kapitel über Schweigen zeigt er, welche Vielfalt von Schlüssen eine solche Zusammenstellung verschiedener Arten und Formen sowie von Intentionen und Evaluationen des Schweigens erlaubt.

In ihren diskurslinguistischen Analysen des öffentlichen Diskurses in der BRD verweisen auch Wengeler (1996) und Niehr (2002) auf die von ihnen so genannten Sprachthematizierungen und arbeiten über die genannten Aspekte hinaus die strategische Funktionalisierung von Sprachthematizierung im Rahmen politischer Auseinandersetzungen heraus.

Schließlich gibt es einige Arbeiten, die zeigen, wie die Analyse metasprachlicher Äußerungen in einem diskursanalytischen Rahmen die Herausarbeitung von Normvorstellungen in Bezug auf Sprachgebrauch erlauben. J. Schröter (2011) untersucht zum Beispiel die Emergenz des kommunikativen Ideals der Offenheit anhand von Benimmbüchern. Dieckmann (2005) arbeitet anhand metasprachlicher Äußerungen in öffentlichen kulturellen Kontroversen Normvorstellungen heraus, wie man (nicht) streiten soll. Kilian (1997) untersucht die Sitzungsprotokolle des parlamentarischen Rats während der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg und zeigt dabei, welche Bedeutung der demokratischen Diskussion und öffentlichen Debatte beigemessen wird. Ebenso legt Verheyen (2010) eine ‚Kulturgeschichte‘ des steigenden Werts, der der sprachlichen Handlungsform

‚Diskussion‘ in der bundesdeutschen Nachkriegszeit beigemessen wird, vor. Ähnlich zeigt Meier (2013) in seiner Studie von ‚Gesprächsidealen‘ auf der Grundlage eines metasprachlichen Diskurses über die dialogische Form des Gesprächs deren gesellschaftliche Anerkennung. Verheyen (2010), J. Schröter (2011) und Meier (2013) belegen außerdem mit ihren diachron angelegten Studien, dass sich die von ihnen untersuchten kommunikativen Normvorstellungen im Zuge des gesellschaftlich-politischen Wandels verändern. Cameron (2000) analysiert, wie sich ‚gute Kommunikation‘ in der Service- und Aufmerksamkeitswirtschaft zu einer vermarktbareren Fertigkeit wandelt. Peters (1999) legt eine Ideengeschichte von Kommunikation vor, wobei auch die Hoffnungen und Erwartungen, die Menschen in Kommunikation legen, deutlich werden.

Der vorliegende Beitrag nimmt die oben skizzierten Ansätze auf. Dabei wird einerseits, in Anlehnung an Verschueren (1985), die systematische Zusammenstellung metasprachlicher Bezüge auf das Ausbleiben von Text erprobt. Dies geschieht mit Hilfe eines korpusbasierten Vorgehens und mit Blick auf rekurrente Sprachgebrauchsmuster (Bubenhofner 2009). Der Blick richtet sich hierbei auf rekurrente sprachliche Muster des Verweises auf das Ausbleiben von Texten. Der Beitrag geht der Frage nach, ob sich solche Verweise auf diese Weise auch systematisch, und nicht nur in bestimmten Situationen oder Diskurszusammenhängen ermitteln lassen. Dies ist das methodologische Anliegen dieses Beitrags, der im Sinne von Craig (2005; 2008a; 2008b; 2013) die Möglichkeiten des Arbeitens mit metasprachlichen Äußerungen herausstellen möchte. Andererseits dient das Ermitteln und Beschreiben rekurrenter Verweise auf das Ausbleiben von Text im Zusammenhang politischer Debatten der Überprüfung der Ergebnisse der Arbeiten zu Sprachideologien, die zeigen, dass es nicht um eine akademische Debatte abstrakter Regeln geht, sondern dass es zum einen zur strategischen Funktionalisierung von Verweisen auf ‚keine Texte‘ kommt, ähnlich wie von Niehr (2002) und Wengeler (1996) in Bezug auf die von ihnen konstatierten Sprachthematizierungen untersucht. Zum anderen werden in metasprachlichen Verweisen auf das Ausbleiben von Text auch Redeerwartungen artikuliert (Schröter 2013; Jung 2021; Pappert/Roth 2022). Solche Redeerwartungen erlauben Rückschlüsse auf zugrundeliegende kommunikationsbezogene Normen und Ideale, die dabei geltend gemacht werden.¹

3 Korpus und methodisches Vorgehen

Als Datengrundlage für die methodische Exploration und für die Analyse der Funktionen metasprachlicher Verweise auf ‚keine Texte‘ im politischen Diskurs dient das Hansard

1 Ähnlich der hier angestrebten Analyse, allerdings nicht mit korpusbasierten Mitteln und auch nicht mit Bezug auf Absenz, analysiert Kühn (1995) zahlreiche metasprachliche Bezüge auf kommunikative Normen in Bundestagsdebatten und die Strategien, die Sprecher:innen mit solchen metasprachlichen Bezügen auf kommunikative Normen verfolgen.

Corpus (Davies 2015)², das über die Plattform English Corpora bereitgestellt wird (Davies 2020). Dabei handelt es sich um ein linguistisch und mit Metadaten annotiertes Korpus der offiziellen Dokumentation britischer Parlamentsdebatten durch den Dokumentationsdienst Hansard aus dem Ober- und Unterhaus seit 1800 bis 2005.

Aufgrund der großen Datenmenge und auch weil Fragen des historischen Wandels für die Zwecke dieses Beitrages ausgeklammert bleiben (vgl. aber Schröter/Jung 2024), werden alle Suchanfragen auf die 1990er Jahre eingegrenzt. Die Mehrzahl der Beispiele findet sich in den Debatten des House of Commons, nicht zuletzt weil das Debattenaufkommen im Unterhaus wesentlich höher ist als im Oberhaus (Crewe 2005; 2015), so dass im Hansardcorpus das Korpus der Unterhausdebatten (6 257 721 Tokens) etwa die fünffache Größe gegenüber den Oberhausdebatten (House of Lords; 1 287 380 Tokens) umfasst.

In einem ersten Schritt (4.1) werden Kombinationen sprachbezogener Verben und Negation ermittelt. Da hierbei *not say* und *say nothing* mit Abstand am häufigsten vorkommen, widmet sich diesen Kookkurrenzen ein separater Abschnitt. Zwei weitere Abschnitte beschäftigen sich mit Kombinationen weiterer sprachbezogener Verben und Negation (*not mention/comment/reveal* u. a.) und mit Kombinationen sprachbezogener Substantive und Negation (*no mention/answer/statement* u. a.). Die Listen des sprachbezogenen Vokabulars könnten sicher noch erweitert werden. Es geht hier jedoch nicht um ein vollständiges Mapping aller Ausprägungsformen, sondern darum, einige einleuchtende Kombinationen als Pfade in die empirische Analyse hinein und über vereinzelte Beispiele hinaus zu erproben.

In einem zweiten Schritt (4.2.) werden Bezüge auf *silence* und *silent* untersucht, da diese ebenfalls grundsätzlich auf das Ausbleiben von Text verweisen. Hier wie auch bei den Kombinationen von sprachbezogenem Vokabular mit Negation zeigt sich, dass es dabei auch einige rekurrente, teils idiomatisierte Sprachmuster gibt, die sich nicht unbedingt auf ‚keine Texte‘ beziehen, z. B. *to say nothing of xy* (um xy gar nicht zu erwähnen) und *not being able to tell* (etwas nicht einschätzen können). Diese Einsicht ergibt sich aus der Sichtung der Konkordanzen, aus denen sich die Beispiele für die Analyse mit Blick auf Funktionen und die Evozierung von Normen speisen. Dabei wurde dann jeweils das Kontextfenster erweitert, wobei auch die jeweilige Quelle angezeigt und hier in die Zitation übernommen wird (im Gegensatz zu manchen korpuslinguistischen Analysen, die nur Konkordanzen ohne Textquelle anzeigen). Damit wird im Sinne korpusbasierter Diskursanalyse (Baker 2006; Partington/Duguid/Taylor 2013) allerdings auch signalisiert, dass es im vorliegenden Beitrag nicht nur um Sprachmuster per se, sondern um deren Kontextualisierung mit Blick auf Funktionen in der parlamentarischen Debatte und den breiteren gesellschaftlichen Normhorizont geht.

2 Das Korpus entstand im Rahmen eines vom Arts and Humanities Research Council (2014-2016) geförderten Projektes.

In einem dritten und letzten Analyseschritt (4.3) wird die Kombination von unterlassungsindizierendem und sprachbezogenem Vokabular, z. B. *refuse to disclose*, *reluctant to say*, *absence of an answer* untersucht. Diese Muster kommen mit geringerer Häufigkeit vor als die vorherigen, jedoch ist von Interesse, dass sich hierbei ähnliche strategische Verwendungsweisen und ähnliche normative Orientierungen wie bei den vorhergehenden Sprachmustern zeigen.

Die linguistische Annotation des Korpus erlaubt lemmatisierte Anfragen und die Beschränkung der Kollokationsanalyse auf bestimmte Wortarten. Die Annotation mit Metadaten erlaubt es, die Analyseschritte etwa nach Zeitabschnitten, Ober- und Unterhaus, Parteizugehörigkeit einzuengen. Es ist aber nicht mit jeder Suchanfrage gleich gut möglich, solche Einschränkungen gleichzeitig vorzunehmen. Als statistisches Maß für Kollokationen ist im Tool, über das das Korpus verfügbar ist, unabänderlich Mutual Information festgelegt, welches seltener vorkommende Lexik und somit exklusivere Kookkurrenzen bevorzugt. Das wird bei einigen Suchanfragen zum Nachteil, wenn es um hochfrequente Lexeme wie *say* und Negationspartikel geht. In diesem Zusammenhang sollte wiederum der explorative Charakter dieses Beitrages betont werden. Es geht nicht um eine vollständige Erfassung aller denkbaren Aktualisierungen eines Musters, sondern um das Ausprobieren von Pfaden, die zur empirischen Analyse von Verweisen auf ‚keine Texte‘ führen und durch die Analyse zahlreicher Belege einen Blick auf deren Funktion und Relation zu normativen Orientierungen erlauben.

4 Analyse: Metasprachliche Bezüge auf ‚keine Texte‘ im Hansard-Korpus britischer Parlamentsdebatten

4.1 Sprachbezogenes Vokabular + Negation

4.1.1 not say, say nothing

Zur Ermittlung sprachbezogenen Vokabulars wurde zunächst nach dem Verb *say* gesucht und die Kollokation auf die Negation beschränkt. Dies führte jedoch wegen der Vorkommenshäufigkeit des Verbs und der fehlenden Möglichkeit, diesen Suchvorgang auf die 1990er Jahre zu beschränken dazu, dass das Korpustool diese Anfrage nicht auszuführen vermochte. Also wurde zunächst nach *not say* und *say nothing* unter Lemmatisierung des Verbs gesucht, um die vorkommenden Verbformen zu ermitteln. Die so vorgefundenen Verbformen wurden dann in einem weiteren Schritt separat als Strang gesucht, um die Suchergebnisse auf die 1990er Jahre beschränken zu können (siehe Tabelle 1). Der Nachteil dabei ist, dass nur Ergebnisse berücksichtigt werden können, in denen Verb und Negation unmittelbar aufeinander folgen. Es zeigt sich aber, dass dieses Muster so häufig ist, dass die Analyse auch mit dieser Einschränkung durchaus fruchtbar ist. Diese Ergebnisse können dann als KWIC [Keyword in Context] angesehen und analysiert werden. Dabei zeigen sich bei einigen auch feste Wortverbindungen, die weniger deutlich auf das Ausbleiben von Text verweisen, z. B. ‚to say nothing of‘, was sich mit ‚um nicht zu

erwähnen‘ übersetzen lässt. Wiederholt auftretende Phrasen oder Funktionsverbgefüge dieser Art sind in der rechten Spalte von Tabelle 1 vermerkt.

Suchwort/-strang	Häufigkeit im Korpus (1990er Jahre)	rekurrente, aber weniger relevante Sprachgebrauchsmuster
not say	8661	I would /do not want to say that x, but y
not saying	1894	not saying that x, but y, not saying xyz at all, I/we/(s)he/they are not saying that xyz
not said	654	I have not said much/a lot/more (about), I/we/(s)he/they have not said that xyz
say nothing	574	to say nothing of, will say nothing more about xyz
said nothing	504	
says nothing	258	

Tabelle 1: *Say* und Negation

In der folgenden Analyse konzentriere ich mich auf die Beispiele, die klar auf ‚keine Texte‘ verweisen, wobei die in der rechten Spalte aufgeführten Muster außer Acht gelassen werden.

- (1) he did **not say** what he or his party would do or what it would cost. He asks for more money almost every time he speaks (HoL, 7.12.1991)
- (2) He did not say yes; he did not say no: He did **not say** anything: Can the noble Baroness assist us with the relevant information and tell us whether any money has yet been spent on that contract or any similar one, which an incoming Government might have to cancel? (HoC, 13.03.1997)
- (3) has been speaking for 20 minutes and has **not said** a word about the Government’s policy on the police. It will be noted by 1288 police forces throughout the country that he is not addressing the problems of the police service (HoC, 18.03.1999)
- (4) Perhaps they would cut social security, benefit for disabled people, education or investment in public transport. Who knows? The Conservatives have **not said**, and that says much about them. They have no policy (HoC, 27.04.1999)

Die obigen Beispiele zeigen, dass durch den Vorwurf des Nicht-Sagens fehlende Klarheit bemängelt wird (2) und suggeriert wird, dass die mangelnde Klarheit daraus resultiert, dass die politische Gegenseite keine hinreichenden Pläne entwickelt habe (‚what he or his party would do‘; ‚no policy‘; ‚who knows‘). In Zitat (3) wird eine nicht erfüllte Redeerwartung weiterer, indirekter Adressatenkreise ins Feld geführt (‚will be noted [...] throughout the country that he is not addressing the problems‘).

Bei der Verwendung des Partizip Präsens, ‚not saying‘ handelt es sich meistens um Klarstellungen von Seiten der Sprecher:innen, wie sie ihre Äußerungen verstanden wissen wollen oder wie sie von anderen getätigte Äußerungen verstehen. Wie die folgenden Beispiele zeigen, finden sich Verweise auf das Ausbleiben von Text auch in dieser Verbform, wobei sie hier allerdings in der Minderzahl sind.

- (5) *No one could answer* that. Opposition Members *cannot say* what is in the Government’s mind, but the Government are **not saying** who will speak for industry (HoC, 26.04.1990)
- (6) spent his entire speech criticising our policies, but **not saying** one word about Opposition policies [...] Are they committed to their stated aspiration of a lower tax rate of 10p? What will that cost? [...] we *have not been told* (HoC, 28.11.1996)

Beispiel (5) verweist ebenfalls auf mangelnde Klarheit und in Zitat (6) wird Einseitigkeit der Darstellung bemängelt, in dem Fall die ausgreifende Kritik an der Politik der Regierung durch die Opposition und die angeblich ausbleibende Darstellung der eigenen Entwürfe. Beide Beispiele zeigen zudem eine auch in anderen Beispielen vorzufindende Häufung von Verweisen auf ‚keine Texte‘ (oben und im Folgenden kursiv hervorgehoben), die darauf hinweist, dass das Ausbleiben von Texten nicht nur am Rande erwähnt, sondern dezidiert zum Teil der Argumentation gemacht wird.

Die Verwendung von ‚say nothing‘ zeigt, wie in der Tabelle vermerkt, einige weniger relevante Sprachmuster, allerdings finden sich hier auch zahlreiche kritische Verweise auf das Ausbleiben von Texten.

- (7) Do the Government welcome that? Is it desirable? Will it continue? The Government **say nothing** (HoC, 26.11.1991)
- (8) the way that he [Leader of the Opposition] talked about a single European currency and the 228 words he used to **say nothing** (HoC, 13.06.1991)
- (9) announced his proposals with a great flourish of trumpets last year, but the shadow Cabinet panicked when it saw them and he was told to **say nothing** more about them (HoC 26.02.1990)
- (10) should lead the Government to spend a few minutes explaining the object of the order and the reasoning behind it. To **say nothing**, and to assume that the House will simply nod the matter through, is arrogance (HoC, 13.07.1999)

Beispiel (7) verweist wiederum auf mangelnde Klarheit. Beispiel (8) kritisiert inhaltslose Rede, also sozusagen ‚keinen Text‘, der jedoch Text darzubieten scheint und gleichzeitig die Erwartung von Text nicht erfüllt. Beispiele (9) und (10) skandalisieren das Heraushalten von relevanten Sachverhalten aus der politischen Debatte. In Zitat (9) wird eine große

Ankündigung von Entwürfen mit einem folgenden, verordneten Schweigen darüber kontrastiert und diese Entwürfe somit ridiculisiert. In Zitat (10) wird die Erwartung der Regierung, das Parlament möge einen Tagesordnungspunkt ohne weitere Erklärung oder Debatte ‚abnicken‘, kritisiert.

Bei der Verwendung der Vergangenheitsform mit ‚nothing‘ handelt es sich fast ausschließlich um Verweise auf das Ausbleiben von Text, wobei Sprecher:innen der politischen Gegenseite das Ausbleiben von Texten zum Vorwurf machen:

- (1) Minister **said nothing** of substance about those matters: *What does she have to say about the substantial additional taxes that have been imposed on business* (HoC, 19.06.1998)
- (2) We now have a new tax, about which the Government **said nothing** at the election (HoC, 20.04.1994)
- (3) Has the Chancellor *nothing to say*? Perhaps he has **said nothing** about unemployment because unemployment has never been a priority, an election issue, with the Conservative party (HoC, 24.07.1990)

Beispiel (11) bemängelt wiederum fehlende Klarheit oder Substanz in den Äußerungen der politischen Gegenseite. In Zitat (12) wird die zeitliche Abfolge relevant gesetzt: Dass vor der Wahl ‚kein Text‘ zur debattierten Steuer bereit gestellt wurde, wird als inadäquat und intransparent für die Wähler:innen vorgeführt. In Zitat (13) wird das Ausbleiben von Text als symptomatisch für das Nicht-relevant-Setzen bestimmter Sachverhalte, von denen allerdings viele Menschen betroffen sind, kritisiert. Die Konservativen werden also als eine Partei positioniert, die zum Thema Arbeitslosigkeit ‚keinen Text‘ anzubieten hat und die daher die Probleme vieler Menschen ignoriert.

Die letzte in Tabelle 1 aufgeführte Verbform, steht in der dritten Person Singular und bezieht sich in der Mehrzahl auf schriftliche Texte, z. B. Gesetzesvorlagen und amtliches Regelwerk, wobei die Auslassung bestimmter Inhalte oder Aspekte als Mangel vorgebracht wird. Ein kleinerer Teil der Äußerungen mit dieser Verbform bezieht sich auf Personen (16).

- (14) The document mentions driver training but **says nothing** about carrier licensing (HoC, 12.07.1995)
- (15) Secondly, there is the problem of enforcement, and the proposed new clause **says nothing** about that. (HoL, 03.03.1997)
- (16) And of course the right hon: Gentleman **says nothing** about an increase in trainee nurses that would have been 14 per cent, but that this Government have achieved 11 per cent (HoC, 13.01.1999)

4.1.2 Weitere sprachbezogene Verben und Negation

Die Anfrage an das Korpustool für die in der folgenden Tabelle 2 festgehaltenen Ergebnisse erfolgte als Kollokationsanalyse (Spanne von vier Wörtern jeweils nach links und rechts), wobei die Kollokationen auf Negationspartikeln beschränkt werden und die Ergebnisse nach Jahrzehnt angezeigt werden konnten. Zu den vorgefundenen Formen zählt auch die zusammengezogene Verbindung „n’t“, deren Häufigkeit allerdings deutlich weit unter den ausgeschriebenen Formen mit „not“ liegt, so dass sie für die Zwecke dieses Beitrages ignoriert werden kann. Die in Tabelle 2 angegebenen Häufigkeiten beziehen sich alle auf die Kollokation „not“ mit dem betreffenden Suchwort. Im folgenden Abschnitt 4.1.3 werde ich kurz etwas zur Kombination mit der Negationspartikel „no“ sagen.

Suchwort	Kookkurrenzen (1990er Jahre)	rekurrente, aber weniger relevante Sprachgebrauchsmuster
answer	8189	I can/shall not answer
speak	4274	called to/able/time to speak, (can) speak for/on behalf of, I did not intend/was not going to speak, to not speak at length
tell	3710	I/one can not tell if [~etwas nicht einschätzen können]
mention	3618	
comment	2809	I can/will/shall not comment on
reply	2058	Not happy/satisfied with reply; not expect a rapid reply
reveal	443	
disclose	349	
inform	200	

Tabelle 2: Sprachbezogene Verben und *not*

Die folgenden Beispiele illustrieren wiederum den Verweis auf mangelnde Klarheit durch Verweigerung von Text (17). Es zeigt sich darüber hinaus, dass der Verweis auf das Ausbleiben von Text mit Relevanzsetzungen verknüpft wird. Beispiele (18) und (19) thematisieren indirekt Adressierte, die von Regelungen betroffen wären („people to understand the Bill“, „constituents“). Aus der Betroffenheit von einer Maßnahme resultiert sozusagen ein Anspruch auf Text und wenn dieser ausbleibt, kann die so begründete und unerfüllte Redeerwartung zum Gegenstand der Debatte werden. Zitate (20) und (21) verweisen auf ‚keine Texte‘ basierend auf Erwartungen an bestimmte Personen, zur Debatte beizutragen. In (20) wird wiederum die Relevanz des Themas („issue is important enough“) ins Feld geführt, um die Erwartung von Text an ein hochrangiges Regierungsmitglied („attention of a Cabinet Minister“) zu formulieren und somit den nicht erfolgten Text von dieser Seite hervorzuheben. In (21) wird das Fehlen von unterstützenden Äußerungen auf der Gegenseite zu einem Vorschlag der Gegenseite thematisiert und damit der Vorschlag als unhaltbar dargestellt.

- (17) When challenged to say what areas would be included, he would **not answer** (HoC, 06.11.1998)
- (18) The sponsor does **not speak** because the last thing that he wants is for people to understand the Bill. He is interested in getting the closure by getting the troops into the Lobby (HoC, 24.10.1990)
- (19) I am not convinced that the Bill is in their [the speaker's constituents, M.S.] best interests, especially in view of the speech of [...] the Minister. Of course, if I were to be polite, I would refer to his lack of speech. He did **not answer** any of the points made
- (20) I regret that the Secretary of State for the Environment does **not** see fit to **speak** in this debate, as the issue is important enough to warrant the attention of a Cabinet Minister (HoC, 16.06.1992)
- (21) If there was any merit in the Secretary of State's proposals, it would be reasonable to suggest that any of his hon. friends would support him. **Not** one sought to **speak** in support of his proposals (HoC, 11.02.1992)

In den Konkordanz mit *tell* finden sich häufig Personalpronomen in der ersten Person Singular oder Plural, die auf den Informationsfluss im Parlament verweisen und durch die Negation also Ansprüche auf Texte impliziert, wobei zum Teil auf die Relevanz für die politische Entscheidungsfindung verwiesen und das Ausbleiben des jeweiligen Textes als Hindernis thematisiert wird.

- (22) The Department would **not tell** me: Public money is being invested in training, yet the Government have become so arrogant, withdrawn and unconcerned that they do not think that a Member of Parliament has the right to know (HoC, 26.04.1990)
- (23) He made only an assertion that it would be possible and that it could be done, but he did **not tell** us the means (HoC, 12.07.1994)
- (24) The Minister did **not tell** us the statistics: Can he let us have them so that we can perhaps make a comparison? (HoL, 22.07.1991)
- (25) referred to the minimum wage in the United States. What she did **not tell** us is that exemption from the minimum wage applies only to small companies (HoL, 11.06.1998)

Bei den folgenden Zitaten mit *mention* zeigt sich wiederum Relevanzsetzung durch Hervorhebung von Betroffenheit (‘effect on women’; ‘how that would assist consumers’). In (26) wird dabei Gleichgültigkeit gegenüber den Betroffenen suggeriert (‘whether he is at all concerned’) und in (27) wird wiederum Einseitigkeit der Darstellung geltend gemacht, welche das Betroffensein der Konsument:innen ausblende.

- (26) However, the noble Lord did **not mention** the question of cross-Border traffic. I really wonder whether he is at all concerned about it and the effects on women. (HoL, 03.11.1998)
- (27) she attacked VAT on domestic energy but did **not mention** her party's proposal to impose a levy on the profits of energy utilities and how that would assist consumers. She did *not say* whether, despite that levy, energy utilities would continue to pass to consumers the benefits from the lower costs (HoC, 24.04.1993)

Beispiele (28) und (29) mit *reply* verweisen (wie auch Beispiel (20)) auf Erwartungen von Texten an Personen in bestimmten Positionen. Wenn von einer hochrangigen Person ‚kein Text‘ erfolgt und stattdessen ‚nur‘ der Text einer weniger Verantwortung tragenden Person bereitgestellt wird, impliziert dies Gleichgültigkeit der Sache und den Personen gegenüber, für die diese Sache relevant ist. Dass Personen, die einen Text erwarten sein Ausbleiben als solches wahrnehmen werden, wird in (28) als drohender Prestigeverlust für den Oppositionsführer dargestellt. In (29) spielt Temporalität wieder (wie auch in (12) oben und (41) und (47)-(49) unten) eine Rolle, wobei hier der bisherige Zeitraum ohne Text zweimal erwähnt wird (‚raised with him in early May‘; ‚more than six weeks‘) mit der Implikation, dass dieser Zeitraum als zu lang erachtet wird und Zweifel weckt an der Bereitschaft, Text bereitzustellen.

- (28) I am sure that my constituents will note that when their Member of Parliament writes direct to the Leader of the Opposition he can **not** be bothered to **reply** himself but gets some lackey to do it for him. (HoC, 22.11.1991)
- (29) If the Secretary of State is interested in clearing up the legal difficulties that were raised with him in early May by my hon. Friend [...] who did **not** receive a substantive **reply** for more than six weeks, it is a matter of some concern that he is now attempting to transfer that grant-making power [...] with the legal difficulties still unresolved. (HoC, 07.07.1994)

Die Zitate mit *reveal* zeigen teils Verständnis für notwendige Geheimhaltungspraktiken, etwa im Dienste der nationalen Sicherheit (31), wobei dennoch suggeriert wird, dass sich unter generell akzeptablem Ausbleiben von Text unter Umständen auch möglicher Text befindet, der nicht vorenthalten werden sollte. Beispiel (30) hingegen illustriert die Nichtakzeptanz von ‚keinem Text‘, wobei der Innenminister durch einen Gerichtsbeschluss zur Mitteilung genötigt wurde, und dass es sich sozusagen lohnt, auf Text zu insistieren, damit der entsprechende Beschluss mit der nötigen Kritik versehen werden kann.

- (30) Initially, the Home Secretary did **not reveal** what tariff had been set, but, when required to do so as a result of a landmark court decision, he stated that he had set a tariff of 20 years–; double that recommended by the trial judge. (HoC, 20.06.1995)

- (31) The Government have a problem here. They clearly can **not reveal** their hand to the House because anything said here will no doubt be studied by those with whom we may be in conflict in a few days' time. However, I should be grateful if the Minister could tell us as much as he can, (HoL, 17.02.1998)

Das Vorkommen von *disclose* bezieht sich auf Regularien dahingehend, welche Informationen den Geboten der Vertraulichkeit auf der einen oder der Offenlegung auf der anderen Seite unterliegen, wobei die Einforderung von Letzterem auch zur politischen Auseinandersetzung herangezogen zu werden scheint; in Beispiel (32) wird der Regierung sowohl Unzeitlichkeit (ausbleibender Text, als er erforderlich war) als auch sinnloses Vorhalten vorgeworfen (Text war bei Bereitstellung ohnehin schon öffentlich verfügbar). Im Zitat (33) wird, ähnlich wie in den obigen Beispielen (8) und (9), die Mühe, die auf weniger relevanten Text verwendet wird (make such a debating point), mit dem Ausbleiben relevanten Texts (inform the House) kontrastiert.

- (32) Government passed the first working text of the draft Maastricht Treaty to the European Parliament but the Foreign Office did **not disclose** it to our Select. Committee until after we had managed to convince the Foreign Office that it was already in the public domain. (HoL, 12.04.1994)
- (33) Welsh colleagues will find it interesting beyond belief that the Minister can stand up to make such a debating point, but he can **not inform** the House what the timetable for local government reorganisation is in Wales. (HoC, 22.11.1993)

Das Vorkommen von *comment* mit Negation bezieht sich zumeist auf die erste Person und auf Beschränkungen, denen der/die Sprecher:in unterliegt, etwa Unkenntnis der Details, Fehlen einer Vorlage, Zeitmangel, Einschränkungen wegen Vertraulichkeit, oder in Bezug auf Sachverhalte, die sich gerade in einem Aushandlungsprozess befinden.

- (34) the House will forgive me if I do **not comment** on all that has been said, but I lack the time to do so (HoC, 10.06.1991)
- (35) I shall **not comment** on the particular case, which is now a matter for the courts (HoC, 24.05.1994)

Hier wird also das Ausbleiben von Text nicht anderen vorgeworfen, sondern selbst eingestanden und es werden Gründe für dieses Ausbleiben vorgebracht. In umgekehrter Lesart wird also die Erwartung von Text bestätigt, indem der/die Sprecher:in sich verpflichtet fühlt, eine Begründung für die Textabsenz zu liefern.

4.1.3 Sprachbezogene Substantive und Negation

Die in Tabelle 2 aufgeführten sprachhandlungsbezogenen Verben lassen sich auch substantivieren, wobei sie sich zwar kategoriell, nicht aber formal verändern (no answer –

Substantiv, not answer – Verb). Das Korpusstool scheint diese Möglichkeit allerdings nicht, oder nur unvollständig zu erfassen. Die Suchanfrage nach *answer* eingeschränkt auf das Vorkommen als Substantiv, wird als ungültig erklärt und funktioniert daher auch nicht in Kombination mit der Abfrage von Kollokationen mit Negationspartikeln. Daher muss wieder auf die Suche als Strang (*no answer*) zurückgegriffen werden. Die Ergebnisse der entsprechenden Suchanfragen sind in der folgenden Tabelle 3 dargestellt.

Suchwort	Häufigkeit im Korpus (1990er Jahre)
no mention	1387
no answer	761
no information	466
no comment	356
no statement	209
no reply	180
no word/not a (single) word	60/116

Tabelle 3: Sprachbezogene Substantive und *no*

Der Blick auf einige Beispiele zeigt, dass Bezüge auf die substantivierten Verbformen in Kombination mit der Negationspartikel ‚no‘ ganz ähnlich fungieren wie die mit Hilfe von Verben in Konkurrenz mit ‚not‘. Beispiele (36)-(37) verweisen auf Betroffensein von Repräsentierten durch politische Maßnahmen und stellen das Ausbleiben von Texten als mangelnde Kenntnisnahme negativer Konsequenzen für die indirekt adressierten Repräsentierten dar. Beispiel (38) hebt ebenfalls auf die Ignoranz der politischen Gegenseite ab und skandalisiert ‚keinen Text‘ als Unwillen, sich mit bestehenden Problemen zu beschäftigen.

- (36) Apparently, he has **no word** of apology for the homeless whose lives have been ruined by the Government. (HoC, 23.07.1991)
- (37) which many people still view with a great deal of horror? The Government have **no answer** to that point. (HoC, 11.05.1999)
- (38) The Government are so little interested in these matters that they make **no mention** of them (HoC, 18.06.1990)

In Zitaten (39) - (41) finden sich wiederum Verweise darauf, dass fehlende Texte als Hindernis für die Arbeit des Parlaments betrachtet werden („given the House no information [...] not good enough“; „makes us wonder“; „responsibility to Parliament“). Das letzte Beispiel beinhaltet dabei wiederum einen Verweis auf Temporalität („after two years“) und auch eine bemerkenswerte Häufung der Verweise auf ausgebliebene Texte.

- (39) but he did not look further than that. Today he has given the House **no information** whatsoever, and that is simply not good enough. (HoC, 17.01.1990)

- (40) We have *not received a report or any indication* of whether those issues are being investigated. To the best of my knowledge, there has been **no comment**. That, too, makes us wonder exactly what has been happening. (HoC, 14.04.1994)
- (41) As for the Government's responsibility to Parliament, will the right hon. Gentleman say why, after nearly two years, [...] there has been *as yet no full explanation* of events, *no apology, no admission* of responsibility, **no statement** of who is to accept the blame and *no new rules proposed* to prevent similar abuses (HoC, 28.06.1990)

Zitat (42) bietet ein weiteres Beispiel für die Kontrastierung von verschwendetem Redeaufwand, der in ‚keinem Text‘ resultiert, wobei legitime Beiträge („asked“, „sensible debate“) mit einem nicht als relevanten Text akzeptierten Beitrag kontrastiert werden („gobbledegook“, „no reply“).

- (42) I asked the right hon. Gentleman whether he would stick to the spending totals in the Red Book, [...]. His answer was two minutes of incomprehensible gobbledegook–; he had **no reply**. [...] We are trying to have a sensible debate with him. (HoC, 03.12.1996)

4.2 silence, silent

Bei der Suche nach dem Vorkommen von *silence* und *silent* in den Parlamentsdebatten der 1990er Jahre zeigen sich einige Sprachmuster, die für den Verweis auf ‚keine Texte‘ weniger relevant sind, wie in der rechten Spalte aufgeführt.

Suchwort	Häufigkeit im Korpus (1990er Jahre)	rekurrente, aber weniger relevante Sprachgebrauchsmuster
silence	2726	sit/suffer/listen/heard/stand in silence, right to/of silence
silent	1632	must remain/should be silent

Tabelle 4: *silence* und *silent* im Hansard Korpus

Interessant an den Beispielen für das Vorkommen von *silence* ist die Verweishäufung auf ‚keine Texte‘ um die Verwendung des Wortes herum, wie die Zitate (43) - (47) zeigen.

- (43) We have been sitting on the edges of our seats *waiting to hear* what the Labour party would propose instead (...). Sadly, we were deafened by **silence** (HoC, 28.02.1995)
- (44) They *must speak* now: they *must not remain silent*: During today's debate, there has been a conspiracy of **silence** among Opposition Members who are *not prepared to make* real spending *commitments* (23.7.1996)

- (45) I also look forward to learning, in rather *greater detail than has been available* so far, exactly what the official Opposition are proposing: So far, **silence** has reigned supreme (HoC, 17.08.1991)
- (46) Nothing. *Not a word*. Just **silence**. So much for Labour being tough on crime. (HoC, 04.08.1998)
- (47) I am also concerned about the wall of **silence** surrounding the book: The Government have made *no comment* on it since it was published in September, and that is a little disturbing (HoC, 05.06.1990)

Ansonsten fungieren auch diese Beispiele ähnlich wie bereits beobachtet: Zum einen wird in den Zitaten (43)-(45) das Ausbleiben von Text als mangelnde Klarheit, als symptomatisch für das Fehlen von Plänen oder in (46) als mangelnde Aufmerksamkeit für bestimmte Probleme bemängelt. Auch das Verstreichen von zu viel Zeit ohne Text als Infragestellung der Handlungsbereitschaft tritt hierbei wieder auf (47).

In Zitat (48) wird wiederum Temporalität, genauer gesagt die Wahl als zeitliche Zäsur relevant gesetzt. In Beispiel (12) wird Text vor der Wahl über eine nach der Wahl getroffene Maßnahme eingeklagt. In Beispiel (48) wird umgekehrt auf erfolgten Text vor der Wahl verwiesen, der nach der Wahl weiteren Text erfordert, dessen Ausbleiben infolgedessen als ‚remarkably *silent*‘ thematisiert wird. In (49) wird ebenfalls suggeriert, dass die Relevanz von Text und damit die Problematik des Ausbleibens der Zeitlichkeit unterliegen und dass die Zeit, in der ein Text relevant gewesen wäre, verstreichen kann. Erfolgte in diesem Zeitraum kein Text, kann die unerfüllte Erwartung nicht grundsätzlich annulliert werden, indem Text zu einem späteren Zeitpunkt bereitgestellt wird. Wenn er dann nicht mehr relevant ist, bleibt es bei der nicht erfüllten Erwartung. In Zitat (50) wird Unausgewogenheit der Darstellung bemängelt – zu viel Text werde auf die Kritik einer steuerlichen Maßnahme verwendet und dabei falle ‚kein Text‘ auf, mit dem etwa mögliche Alternativen und bestehende abmildernde Maßnahmen gewürdigt werden könnten.

- (48) I have always supported a freedom of information Act. The new Government promised one before they were elected, but have been remarkably **silent** since coming to power. (HoL, 4.6.1997)
- (49) But it is remarkable that today’s critics were so **silent** at a time when suggestions could have been put to good use (HoC, 24.05.1990)
- (50) Those who criticise the tax are remarkably **silent** about where they would find the money to replace it. They are *also rather silent about* the substantial support that we are giving to pensioners (HoC, 30.11.1994)

4.3 Unterlassungsindizierendes mit sprachbezogenem Vokabular

Eine weitere Möglichkeit des Verweises auf keine Texte besteht in der Kombination von unterlassungsindizierendem mit sprachbezogenem Vokabular. Die Suchanfragen an das Korpusstool bestanden in der Kalkulation von Kollokationen mit dem unterlassungsindizierenden Wort (wiederum in der Spanne von jeweils vier Wörtern nach links und rechts). Die Kollokationen wurden dann auf sprachbezogenes Vokabular hin überprüft, um Verweisen auf unterlassene Sprachhandlungen und mithin ausbleibende Texte zu finden. Die Vorkommenshäufigkeiten dieser Kombinationen sind wiederum nur für die 1990er Jahre angeführt und es zeigt sich, dass diese wesentlich geringer sind als die bisher eruierten und diskutierten Metasprachabsenzgebrauchsmuster. Dennoch ist auch dieser Pfad einer Betrachtung würdig, da sich hiermit eine mögliche breitere Formenvielfalt der Verweise auf keine Texte aufzutut.

Unterlassungsindizierendes Suchwort	Sprachbezogene Kollokation	Kookkurrenzhäufigkeit (1990er Jahre)
refrain	commenting	24
	saying	21
refuse	admit	38
	disclose	15
hesitate	say	174
	mention	25
	criticise	15
absence	explanation	28
fail	address	62
	respond	33
	mention	32
	answer	29
	disclose	14
	say	13

Tabelle 5: Kombination von unterlassungsindizierendem und sprachbezogenem Vokabular

Die Analyse der Konkordanzen zeigt, dass *refrain* und *hesitate* fast durchweg mit der 1. Person Singular verwendet werden, als Explikation der eigenen Redehaltung, also nicht in strategischer Funktionalisierung gegen die politische Gegenseite gerichtet ist. Andere Sprachmuster zeigen auch hier wieder Ähnlichkeiten zu den bereits aufgezeigten Verwendungsweisen. In Beispielen (51) und (52) wird das Ausbleiben von Texten wiederum als Hindernis auf dem Weg der politischen Entscheidungsfindung dargestellt und ‚keine Texte‘ somit als Grund für Vorwürfe genutzt. Das Nicht-Befassen mit bestimmten Problemen wird der Regierung in Zitat (53) zum Vorwurf gemacht.

- (51) the Opposition continually **refuse to disclose** any details of their proposals: They *do not tell us* the rate at which it would be introduced (HoC, 18.03.1996)

- (52) Many questions, however, **remain unanswered**. In the circumstances, how can anyone accept that we know all there is to know? (HoC, 19.06.1995)
- (53) I referred in an intervention to another issue that the Government still **fail to address**. The Government continue to *duck* the poverty issue (HoC, 13.05.1992)

Zitate (54) und (55) illustrieren, wie ‚keine Texte‘ als Indikatoren einer negativ bewerteten Intention (Verdecken einer Peinlichkeit, Doppelzüngigkeit) inszeniert werden können.

- (54) the people who supported the policy, who got it wrong, have *not commented* on its failure. They have **remained silent**, perhaps because of their embarrassment. (HoC, 19.04.1993)
- (55) they must explain why the Minister’s *comments* in Committee are *not* good enough to be *included* in the Bill. In the **absence of an explanation**, we shall draw the unfortunate conclusion that the Government speak with forked tongue. (HoC, 08.07.1996)

5 Ausblick

Das Erproben korpusbasierter methodischer Pfade zum Aufspüren von keinen Texten erweist sich als ertragreich. In der Tat wird in (sicher nicht nur) britischen Parlamentsdebatten rekurrent und mit variierenden Mitteln metasprachlich auf ‚keine Texte‘ verwiesen. Die oben diskutierten Beispiele zeigen, dass es sich bei dem Absenzvorwurf um ein Mittel der politischen Auseinandersetzung handelt, ähnlich wie im Falle der von Kühn (1995) aufgezeigten metasprachlichen Verweise auf Sprachnormen in Bundestagsdebatten.

Auch wenn eine Quantifizierung im Verhältnis zum Gesamtvolumen aller Parlamentsdebatten der 1990er Jahre auf Grundlage der vorgefundenen Muster nicht zu erbringen ist, würde ich als Befund beanspruchen wollen, dass es sich bei den Verweisen auf ‚keine Texte‘ im Parlament nicht um ein marginales Phänomen handelt. Da Politik grundsätzlich sprachlich konstituiert ist und durch den Gebrauch von Sprache und mithin das Äußern von Text stattfindet, ist es auch nicht verwunderlich, dass insinuiertes oder tatsächlich wahrgenommenes Ausbleiben von erwartbarem Text zum Gegenstand der Debatte gemacht werden kann. Dabei werden ‚keine Texte‘ fast durchgehend problematisiert und kritisiert. Die Ermittlung von musterhaft rekurrenten metasprachlichen Bezügen auf das Ausbleiben von Texten bietet eine Grundlage für die Analyse eines Metadiskurses über ‚keine Texte‘ im Kontext parlamentarischer Debatten. Ganz im Sinne des oben diskutierten möglichen Ertrags metasprachlicher Analyse lassen sich anhand der korpusbasiert ermittelten Beispiele sowohl kommunikationsbezogene Normen und Ideale diskutieren als auch die strategische Funktionalisierung.

Wie eingangs dargelegt, basieren Absenzvorwürfe auf Redeerwartungen, die wiederum bestimmte Normen widerspiegeln. Die Aktivierung solcher kommunikationsbezogenen

Normen wird in vielen Fällen strategisch zur Diskreditierung des politischen Gegners genutzt. Plausibel müssen sie dennoch sein, d. h. sie müssen vereinbar sein mit weithin geteilten Normvorstellungen und mit Kontexten, in denen die Erwartbarkeit der ausgebliebenen Texte auch beansprucht werden kann. Metasprachliche Bezüge auf ‚keine Texte‘ ermöglichen also die Ermittlung von kommunikationsbezogenen Normen, welche den artikulierten Redeerwartungen zugrunde liegen. Die systematische Erfassung relevanter Belegstellen für Verweise auf das Ausbleiben von Text ist somit nur ein erster Schritt, der den Blick auf kommunikationsbezogene Normen ermöglichen soll. Auf der Grundlage der obigen Analyse lassen sich einige normative Aspekte ausmachen, welche Redeerwartungen zugrunde gelegt werden.

Erstens wird der Aspekt der Relevanz geltend gemacht. Wenn eine Sache wichtig ist und wenn Menschen von ihr betroffen sind, ist Reden über diese Sache erforderlich. Bleibt diese Erwartung durch ‚keinen Text‘ unerfüllt, dann stehen die sich nicht Äußernden in Verdacht, entweder die Lage zu verkennen oder die betroffenen Menschen zu ignorieren. Die politische Gegenseite kann diesen Aspekt nutzen, indem sie auf Betroffensein verweist und für sich selbst die Anwaltschaft dafür beansprucht.

Zweitens wird ein Transparenzgebot geltend gemacht. Möglichst umfassende Informationen müssen bereitgestellt werden, denn diese sind notwendig zur Entscheidungsfindung und für ein demokratisch konstituiertes Gemeinwesen. Wird dieser Erwartung durch das Ausbleiben von Text nicht entsprochen, dann stehen die sich nicht Äußernden in Verdacht, inkompetent zu sein und keinen Plan zu haben oder zu versuchen, unerwünschte Maßnahmen oder gesichtsbedrohende Tatsachen vertuschen zu wollen. Die politische Gegenseite kann diesen Aspekt nutzen, indem sie die Notwendigkeit von Text in demokratischen Institutionen hervorhebt.

Drittens wird ein Ausgewogenheitsgebot geltend gemacht. Dies geht ein Stück weit mit dem Relevanzgebot einher. Es soll nicht das, was nicht relevant ist oder was nur einer Sichtweise gerecht wird, mit viel Text, und alles andere hingegen mit ‚keinem Text‘ bedacht werden. Wird dieser Erwartung durch ‚leeren‘ oder ‚überflüssigen‘ Text auf der einen unter gleichzeitigem Ausbleiben von relevantem Text auf der anderen Seite nicht entsprochen, dann entsteht der Verdacht, dass Inkompetenz oder Ignoranz ursächlich für die unerfüllte Erwartung sind. Die politische Gegenseite kann diesen Aspekt nutzen indem sie Relevanz mit erfolgter Irrelevanz kontrastiert.

Viertens scheint es ein Zeitlichkeitsgebot zu geben. Dinge müssen zum richtigen Zeitpunkt gesagt werden, nämlich dann, wenn sie relevant sind. Wenn in diesem Zeitraum ‚kein Text‘ erfolgt, dann ist es nicht immer möglich, ihn nachzuliefern. Wird diese Erwartung nicht erfüllt, kann der Verdacht entstehen, Pläne entgegen dem Transparenzgebot verheimlicht zu haben oder inkompetenterweise Gelegenheiten zum Handeln verstreit-

chen zu lassen. Die politische Gegenseite kann diesen Aspekt nutzen, indem sie die Zeitlichkeit von (ausbleibenden) Texten thematisiert.

Fünftens können Redeerwartungen auch mit bestimmten Rollen oder Positionen verbunden werden. Je relevanter eine Sache bewertet wird, desto höher ist die Erwartung, dass gewichtige Stimmen von Personen in hohen Ämtern dazu zu vernehmen sind. Wird diese Erwartung nicht erfüllt, dann entsteht der Verdacht, dass die Sache nicht ausreichend ernst genommen wird. Die politische Gegenseite kann diesen Aspekt nutzen, indem sie den Rang der Emittenten von ‚keinen Texten‘ thematisiert.

Mit dem Herausarbeiten dieser Aspekte zeigt sich auch, dass nicht nur die korpusbasierte Ermittlung von Formen der Bezüge auf ‚keine Texte‘ ertragreich ist, sondern auch der Blick auf deren Funktionalisierung und auf die Rückschlüsse auf Normvorstellungen, die sie erlauben.

Was die Einschränkungen der vorliegenden Analyse betrifft, ist zu vermerken, dass die oben explorierte Formenvielfalt keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Das formale Spektrum möglicher Bezüge auf ‚keine Texte‘ ist also nicht voll erfasst und es war auch nicht Ziel dieses Beitrags, das zu leisten. Weiterhin ist keine klare Aussage dahingehend möglich, welche der diskutierten Funktionalisierungen und Normaktivierungen in den vorgefundenen Verweisen auf ‚keine Texte‘ insgesamt am häufigsten vorkommen. Die Zahlen der Belegstellen in den obigen Tabellen 1-4 zeigen, dass es für die Zwecke dieses Beitrags nicht möglich war, alle Konkordanzen auszuwerten. In einem weiteren Schritt wäre es daher vielleicht von Interesse, sich auf ausgewählte Muster zu beschränken und alle Vorkommen einzelner häufiger Formen auszuwerten. Bei einer solchen detaillierteren Analyse könnte auch eine stärkere Berücksichtigung von Charakteristika parlamentarischen Sprachgebrauchs (vgl. Burkhardt/Pape 2000; Burkhardt 2003; Crewe 2005, 2015) erfolgen.

Quellen

Davies, Mark (2015) Hansard Corpus. <https://www.hansard-corpus.org> [zuletzt aufgerufen am 26.03.2024].

Davies, Mark (2020) English Corpora.org: a guided tour. <https://www.english-corpora.org/pdf/english-corpora.pdf> [zuletzt aufgerufen am 26.03.2024].

Literatur

Ahlzweig, Klaus (1994) *Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Baker, Paul (2006) *Using corpora in discourse analysis*. London/New York: Continuum.

- Blommaert, Jan (Hrsg., 1999) *Language Ideological Debates*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bubbenhofer, Noah (2009) *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Burkhardt, Armin/Pape, Kornelia (2000) *Sprache des deutschen Parlamentarismus. Studien zu 150 Jahren parlamentarischer Kommunikation*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Burkhardt, Armin (2003) *Das Parlament und seine Sprache. Studien zur Theorie und Geschichte parlamentarischer Kommunikation*. Tübingen: Niemeyer.
- Cameron, Deborah (1995) *Verbal Hygiene*. London: Routledge.
- Cameron, Deborah (2000) *Good to Talk? Living and Working in a Communication Culture*. London u. a.: Sage.
- Carstensen, Broder/Busse, Ulrich (1993-1996) *Anglizismenwörterbuch. Der Einfluss des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945*. 3 Bde. Berlin/New York: de Gruyter.
- Craig, Robert T. (2005) How we talk about how we talk: Communication theory in the public interest. In: *Journal of Communication* 55, 659-667.
- Craig, Robert T. (2008a) „Meta Discourse“. In: Donsbach, Wolfgang (Hrsg.) *International Encyclopedia of Communication*. Bd. VII. Oxford/Malden: Blackwell, 3107-3109.
- Craig, Robert T. (2008b) The Rhetoric of ‚Dialogue‘ in Meta-Discourse. Possibility Impossibility Arguments and Critical Events. In: Weigand, Edda (Hrsg.) *Dialogue and Rhetoric*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 55-67.
- Craig, Robert (2013) The Metadiscourse of ‚Voice“. Legitimizing Participation in Dialogue. In: Létourneau, Alain/Cooren, François (Hrsg.) *(Re)Presentations and Dialogue*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 125-142.
- Crewe, Emma (2005) *Lords of Parliament. Manners, Rituals, and Politics*. Manchester: Manchester University Press.
- Crewe, Emma (2015) *The House of Commons. An Anthropology of MPs at Work*. London: Routledge.
- Davies, Winifred/Langer, Nils (2006) *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German – Past and Present*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang.
- Dieckmann, Walther (2005) *Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation*. Berlin: de Gruyter.

- Erdl, Marc Fabian (2004) *Die Legende von der politischen Korrektheit. Zur Erfolgsgeschichte eines importierten Mythos*. Bielefeld: transcript.
- Fairclough, Norman (2003) ‚Political Correctness‘: the politics of culture and language. In: *Discourse & Society* 14(1), 17-28.
- Gardt, Andreas (2000) *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Illgner, Gerhard (2000) *Die neue Sprachverwirrung: Lächerlich und ärgerlich: Das neue Kauderwelsch*. Paderborn: IFG Verlag.
- Jakobson, Roman (1979) Linguistik und Poetik [engl. 1960]. In: Ders. *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 83-121.
- Jaworski, Adam/Coupland, Nikolas/Galasiński, Dariusz (Hrsg., 2004) *Metalanguage. Social and Ideological Perspectives*. Berlin: de Gruyter.
- Johnson, Sally (2005) *Spelling Trouble? Language, Ideology and the Reform of the German Orthography*. Clevedon u. a.: Multilingual Matters Ltd.
- Johnson, Sally/Milani, Tommaso A. (Hrsg., 2010) *Language Ideology and Media Discourse. Texts, practices, politics*. London/New York: Continuum.
- Jung, Theo (2021) Mind the Gaps: Silences, Political Communication, and the Role of Expectations. In: *Critical Review of International Social and Political Philosophy* 24 (3), 296-315.
- Kapitzky, Jens (2000) *Sprachkritik und Political Correctness in der Bundesrepublik Deutschland*. Aachen: Shaker.
- Kilian, Jörg (1997) *Demokratische Sprache zwischen Tradition und Neuanfang. Am Beispiel des Grundrechte-Diskurses 1948/49*. Tübingen: Niemeyer.
- Kühn, Peter (1995) *Mehrfachadressierung. Untersuchungen zur adressatenspezifischen Polyvalenz sprachlichen Handelns*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Lubeley, Rudolf (1993) *Sprechen Sie Engdeutsch? Eine scharfe Lanze für die deutsche Sprache*. Isernhagen: Verlag Gartenstadt.
- Mayer, Caroline (2002) *Öffentlicher Sprachgebrauch und Political Correctness. Eine Analyse sprachreflexiver Argumente im politischen Wortstreit*. Hamburg: Kovac.
- Meier, Simon (2013) *Gesprächsideale. Normative Gesprächsreflexion im 20. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Niehr, Thomas (2002) Kampf um Wörter? Sprachthematizierungen als strategische Argumente im politischen Meinungsstreit. In: Panagl, Oswald/Stürmer, Horst (Hrsg.)

- Politische Konzepte und verbale Strategien. Brisante Wörter, Begriffsfelder, Sprachbilder.* Frankfurt/M.: Peter Lang, 85-104.
- Onysko, Alexander (2007) *Anglicisms in German. Borrowing, lexical productivity and written codeswitching.* Berlin/New York: de Gruyter.
- Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (2022) Keine Texte. In: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 16, 25-51. DOI: <https://doi.org/10.7311/tid.16.2022.02> [zuletzt aufgerufen am 16.04.2024].
- Partington, Alan/Duguid, Alison/Taylor, Charlotte (2013) *Patterns and meanings in discourse: Theory and practice in corpus-assisted discourse studies.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Peters, John Durham (1999) *Speaking into the Air. A History of the Idea of Communication.* Chicago: University of Chicago Press.
- Pfalzgraf, Falco (2006) *Neopurismus in Deutschland nach der Wende.* Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Schröter, Juliane (2011) *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert.* Berlin/New York: de Gruyter.
- Schröter, Melani (2013) *Silence and Concealment in Political Discourse.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Schröter, Melani/Jung, Theo (2024) Speaking up and being heard. The changing metadiscourse about ‚voice‘ in British parliamentary debates since 1800. In: *Language and Communication* 94, 41-55.
- Spitzmüller, Jürgen (2005) *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption.* Berlin/New York: de Gruyter.
- Stukenbrock, Anja (2005) *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945).* Berlin/New York: de Gruyter.
- Townson, Michael (1992) *Mother-Tongue and Fatherland: Language and Politics in German: Language and Politics in Germany.* Manchester: Manchester University Press.
- Verheyen, Nina (2010) *Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Verschueren, Jeff (1985) *What People Say They Do With Words.* Norwood, NJ: Ablex.
- Verschueren, Jeff (Hrsg., 1999) *Language and ideology.* Selected papers from the 6th international pragmatics conference, Vol 1. Antwerp: International Pragmatics Association.

-
- Wengeler, Martin (1996) Sprachthematizierungen in argumentativer Funktion. Eine Typologie. In: Böke, Karin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hrsg.) *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 413-430.
- Woolard, Kathryn A. (1998) Introduction: Language Ideology as a Field of Inquiry. In: Schieffelin, Barbara B./Woolard, Kathryn A./Kroskirty, Paul V. (Hrsg.) *Language Ideologies. Practice and Theory*. Oxford: Oxford University Press, 20-86.

NINA JANICH

Unbemerkt, übersehen, ignoriert – beiläufige Linguistic Landscapes an Wanderwegen

Abstract

Stell dir vor, da steht ein Schild, und keiner liest es: Die Linguistic-Landscape-Forschung hat sich bislang weder intensiver mit Beschilderungen und Betextungen des öffentlichen Raums außerhalb von Städten befasst noch mit der Frage mangelnder Wahrnehmung solcher Linguistic Landscapes. Im Beitrag werden dabei Schilder entlang von Wanderwegen des alpinen Nationalparks Hobe Tauern daraufhin analysiert, inwiefern sie potenziell ungelesen bleiben, obwohl sie als lesbare Texte existieren. Damit wird ein Bogen von ‚keinen‘ Texten zu ‚kleinen‘ und ‚unbemerkten‘ Texten geschlagen. Mithilfe von Kategorien der Textlinguistik und der Linguistic-Landscape-Forschung wird anhand von Beispielen explorativ eine Typologie erstellt und aus verschiedenen linguistischen Perspektiven auf mögliche Schlussfolgerungen und Anschlussfragen hin diskutiert.

Imagine there is a sign and no one reads it: linguistic landscape research has not yet dealt intensively with signs and texts in public spaces outside cities, nor with the question of the lack of perception of such linguistic landscapes. The article therefore analyzes signs along hiking trails in the alpine Hobe Tauern National Park in terms of the extent to which they potentially remain unread, even though they exist as readable texts. In this way, an arc is drawn from 'no' texts to 'small' and to 'unnoticed' texts. With categories from text linguistics and linguistic landscape research, a typology is exploratively created on the basis of examples. The results are discussed from various linguistic perspectives with regard to possible conclusions and follow-up questions.

Keywords: Kleine Texte, Lesbarkeit, Linguistic Landscape, Multimodalität, Unbemerktheit, Wanderwegsbeschilderung

linguistic landscape, multimodality, readability, small texts, signs on hiking trails, unnoticedness

1 Einleitung

Wer wandert, tut dies meist, weil er sich in der frischen Luft bewegen, dabei eine schöne Landschaft erleben und sich vom Alltag erholen will. Keinesfalls wandern wir, um zu lesen

– allenfalls lesen wir zuvor in Wanderführern, wo und wie am besten zu wandern wäre. Wer wandernd unterwegs ist, bemerkt jedoch schnell, dass sich zahlreiche Schilder am Wegesrand zur fast zwangsläufigen Lektüre (vgl. Hausendorf et al. 2017, 317) anbieten. Oder doch nicht?

Mit dieser paradoxen Situation – sehr viel Text in einem eigentlich lektürefeindlichen Kontext – befasst sich der vorliegende Beitrag: Es geht hier also nicht um ‚keine Texte‘, also um *fehlende* Texte, sondern vielmehr um in unserer Umwelt *vorfindliche* Texte, die aber aus den unterschiedlichsten Gründen nicht (oder nicht aufmerksam) gelesen, die übersehen oder ignoriert werden, kurz: die in irgendeiner Weise inhaltlich oder gar per se als Kommunikationsangebote *unbemerkt* bleiben. Textlinguistisch gesprochen, soll demnach versucht werden, dem Verhältnis von Lesbarkeitsmerkmalen und Lesbarkeitsquellen wie Lektüresituation und Lektürekontext (sensu Hausendorf et al. 2017) genauer auf die Spur zu kommen, indem Schilder entlang von Wanderwegen als Erscheinungsformen einer spezifischen ‚Linguistic Landscape im Naturraum‘ formal, semantisch und funktional analysiert und typologisiert werden.

Im Folgenden werden Schilder entlang von Wanderwegen zunächst theoretisch eingeordnet: als ‚kleine Texte‘ sowie als spezifische Ausprägungen einer Linguistic Landscape (Abschnitt 2). Es folgt eine Vorstellung der Materialauswahl sowie eine Erläuterung des methodischen Vorgehens (Abschnitt 3). Im Ergebnisteil (Abschnitt 4) soll dann anhand von Beispielen eine erste Typologie des ‚Unbemerktseins/-bleibens‘ einer solchen linguistischen Landschaft entwickelt und diskutiert werden, bevor daraus unterschiedliche Schlüsse gezogen und entsprechende weiterführende Forschungsfragen formuliert werden (Abschnitt 5).

2 Theoretische Verortung

2.1 ...aus Perspektive der Textlinguistik

Schilder im öffentlichen Raum waren als *ein* Prototyp ‚kleiner‘ oder ‚kurzer‘ Texte schon mehrfach Gegenstand linguistischer Forschung. Rohen beispielsweise unterscheidet unselbständige „Kurztexte oberhalb von Texten“ (Rohen 1986, 104-109) wie Überschriften, Headlines u. a. von eigenständigen und in sich kohäsiven „Kurztexten als Texten“ (Rohen 1986, 109-113) wie Aufschriften und Vorschriften, wie man sie z. B. auf Schildern, Produktverpackungen u. a. findet. Eines der Beschreibungsmerkmale von Schilder-Texten ist Rohen zufolge ihre Ortsgebundenheit.

Systematischer ist die Klassifikation von Hausendorf (2009, 5), der von „kleinen“ Texten und damit „Randerscheinungen von Textualität“ spricht. Hausendorf beschreibt die Typik von kleinen Texten, unter denen er im Wesentlichen „einfache“ Texte fasst, systematisch auf den Ebenen

- Größe (= kleinräumig-überschaubar),
- Komplexität (= meist nur ein Wort, ein Satz, ein Spruch)

- Funktionalität (= unmittelbare Nützlichkeit)
- Gestaltung (= schablonenhaft, formelhaft und stereotyp) und
- Anspruch (= unambitioniert/unaufwendig gestaltet) (vgl. Hausendorf 2009, 6).

Weidacher (2021) diskutiert auf der Basis dieser Merkmale am Beispiel von vor allem Schildern und Aufschriften im öffentlichen Raum, „wie minimale Texte als Texte ‚funktionieren‘, obwohl es ihnen an Textualitätsmerkmalen prototypischer Texte mangelt“ (Weidacher 2021, 314). Hierfür identifiziert er drei Verfahren, mit denen minimale Texte „ihre Chancen auf gelingende Kommunikation erhöhen“, trotz ihrer „prekären Textualität“ (Weidacher 2021, 323): Gestaltung von „Text als identifizierbares und lesbares Zeichenwerk“, dabei „Verwendung symbolischer oder symbolifizierter Zeichen“ und zugleich „Induzierung lexikalischer Relationierungen“ (Weidacher 2021, 323-339).

Wesentlich radikaler noch als Hausendorf formuliert Schmitz (2021, 33) eine „ktskt: Kleine Theorie sehr kleiner Texte (Zsf.)“ und formuliert folgende Formgesetze (KTG = Kleine-Texte-Gesetze):

(KTG 1) Je eindeutiger der Kontext, desto kürzer der Text.

(KTG 2) Je kürzer der Text, desto wichtiger seine typographische Gestaltung und/oder funktionale Arbeitsteilung mit Bildern (und umgekehrt).

(KTG 3) Je mehr Textdesign und Text-Bild-Arbeitsteilung, desto weniger grammatische Merkmale (und umgekehrt).

(KTG 4) Je kürzer der Text, desto wahrscheinlicher ist er in dieser Form konventionalisiert.

(KTG 5) Je stärker diese vier Formgesetze auf einen Text wirken, desto wahrscheinlicher ist es ein kleiner oder gar sehr kleiner Text. (Schmitz 2021, 33-34)

Leyhausen (2007) diskutiert die Kürze von Texten demgegenüber eher unter textsorten-theoretischer sowie rhetorisch-stilistischer Perspektive und bleibt damit auch längeren Texten gegenüber aufgeschlossen, indem sie auf den Ebenen von Kontext, Handlung, Stil, Umfang und Norm ähnlich wie Weidacher die „Machbarkeit“ von (kurzen) Texten in der alltäglichen Sprachverwendung zu erfassen sucht:

Kürze [...] ist kein Strukturmerkmal von Texten, denn sie ist strukturell nicht zu bestimmen. Sie ist nicht nur ein Aspekt der Kontextualität des Textes, weil sie nicht immer indexikalisch auf Faktoren des Kontextes rückführbar oder gar mit Blick auf diese Faktoren als Symbol intendiert oder interpretiert ist. Kürze kann als Argument für Sinnunterstellungen vorgebracht werden, wenn man Textbildung und Textinterpretation am Begriff des klugen, mehrdimensionalen Handelns ausrichtet. Sie ist daher als ein stilistisches Merkmal von Texten aufzufassen, weil die Stilistik die mehrfachen, sich z.T. aufhebenden Stilwirkungen bestimmter Stilzüge berücksichtigt und gegeneinander abwägt. Als typologische Eigenschaft insbesondere des Textumfangs unterliegt Kürze weitgehend expliziten Normierungen und ist ein wichtiger Garant für die Machbarkeit des Textes im Alltagsgeschäft der Sprachverwendung. (Leyhausen 2007, 362)

In einem früheren Beitrag, in dem es vor allem um das intertextuelle Potenzial kurzer Texte ging (Janich 2015), habe ich ein Klassifikationsschema vorgeschlagen, das sowohl die formale Kürze und ihre Kontextbedingungen (Rohen, Hausendorf, Schmitz) als auch die stilistisch-rhetorische Komprimierung (Leyhausen) berücksichtigt und dabei immer auch die Frage nach der Eigenständigkeit der Texte im Blick behält. Nach diesem Schema (Janich 2015, 43) könnten Schilder entlang von Wanderwegen in drei verschiedene Sub-Kategorien selbständiger Kurztexte fallen, die sich vor allem durch ihre jeweilige quantitative und qualitative Kürze unterscheiden:

- die quantitativ „echten Kurztexte/Kleintexte“ im Sinne von Hausendorf und Schmitz, wie es Straßenschilder oder auch Wanderwegsmarkierungen typischerweise sind,
- die „selbständigen kurzen Kurztexte“ (analog z. B. zu Aphorismus, kurzem Gedicht), die semantisch stark komprimiert sind, wie beispielsweise Schilder, die auf engem Raum auf den richtigen Umgang mit Weidevieh hinweisen, sowie
- die „selbständigen kurzen Texte“, die zwar ebenfalls komprimiert, aber nurmehr relativ kurz sind (analog z. B. zur Kurzgeschichte) – im Kontext von Wanderwegen vor allem Schilderserien von Lehrpfaden oder andere Tafeln mit Informationen zu Flora, Fauna oder Landschaftsgeschichte.¹

Schilder können aber nicht nur als *Texte*, sondern auch als Beschriftung und damit als Strukturierungs- und Kontextualisierungsformen von Raum gelesen werden, weshalb auch noch eine kurze Verortung des vorliegenden Forschungsgegenstandes aus Sicht der Linguistic-Landscape-Forschung erfolgt.

2.2 ...aus Perspektive der Linguistic-Landscape-Forschung

Die Linguistic-Landscape-Forschung befasst sich seit vielen Jahren vor allem mit der sprachlichen Ausgestaltung des öffentlichen Raums, insbesondere in Städten, inzwischen aber auch zunehmend in Institutionen wie Schulen, Universitäten usw. (vgl. z. B. die Publikationen der gleichnamigen internationalen Fachzeitschrift *Linguistic Landscape*). Dabei geht es unter anderem um Fragen der – optischen wie sozialen – Sichtbarkeit von Bewohner:innen bzw. Gestalter:innen urbanen Raums (insbesondere von Minderheiten) und auch darum, welche einzelsprachliche und stilistische Form diese Sichtbarkeit annimmt (z. B. Gentrifizierung, transgressive Streetart) (vgl. z. B. Warnke 2011). Bekannte Projekte jüngerer Datums sind beispielsweise der „Atlas zur visuellen Mehrsprachigkeit der Metropole Ruhr“ namens „Metropolenzeichen“ (Ziegler et al. 2018), der einen Teil des Ruhrgebiets als linguistische Landschaft kartographiert, sowie die kostenlose App

¹ Demgegenüber sind unselbständige kurze Texte solche, die nicht unabhängig von einem Langtext sind (also z. B. Abstracts oder Rezensionen).

„Lingscape“, die auf ein Citizen Science Projekt der Universität Luxemburg zurückgeht und zur Erfassung von Linguistic-Landscape-Dokumentationen wie -Projekten dient („Citizen science meets linguistic landscaping“, <https://lingscape.uni.lu/>).

Was in der Linguistic-Landscape-Forschung (im Folgenden: LL-Forschung) allerdings bislang kaum Beachtung gefunden hat, ist die in ihrem Ausmaß durchaus umfangreiche und dichte Beschilderung und Beschriftung von Natur, oder genauer: der Landschaft außerhalb der Stadt. Hierfür muss nun kurz der Landschaftsbegriff geklärt werden, weil mit dt. *Landschaft* im Folgenden etwas anderes gemeint ist als mit engl. (*linguistic*) *landscape*: Der Begriff der (Kultur-)Landschaft ist heute geprägt von einer Interdependenz zwischen Landschaftsentwicklung (Natur und ihre landwirtschaftliche, forstwirtschaftliche, infrastrukturelle, städtische Nutzung) und der Entstehung und sozialen wie politischen Etablierung von „Landschaftsbildern“ (Ipsen 2006, 76). Demzufolge ist Landschaft konkreter als ‚Natur‘, weil sie lokalisierbar und vom Menschen durch Kulturtechniken gestaltet ist – ‚Landschaft‘ ist damit „grundsätzlich verschieden von der allgegenwärtigen Natur“ (Spanier 2014, 165). Zur ‚Landschaft‘ gehören demnach auch nicht nur Boden, Klima, Relief, Pflanzen- und Tierwelt und auch nicht nur die sie prägenden Formen der Nutzung wie Ackerbau, Beweidung, Forstwirtschaft, Bergbau usw.: Der Landschaftsbegriff schließt zusätzlich symbolische Bedeutungen mit ein, die Menschen in ihn hineinlegen, wenn sie sich auf Stadtlandschaft, Naturlandschaft oder Kulturlandschaft oder auch auf ‚Wald‘, ‚Forst‘, ‚Garten‘ oder ‚Park‘ beziehen. Landschaft ist dann zum Beispiel ein Ort der Erholung – oder aber auch einer des Ertrags (vgl. Ipsen 2006, 72, 83-84).

Wenn Beschilderungen entlang von Wanderwegen als Linguistic Landscape gefasst werden, erscheint also die umgebende Natur- und Kulturlandschaft als ein besonderer, zusätzlich Sinn stiftender Ort. Im Kontext der LL-Forschung interessiert hierbei aber weniger die Frage nach Mehrsprachigkeit als vielmehr, welche Texte (als Lesbarkeitsangebote im Hausendorf’schen Sinne, vgl. Hausendorf et al. 2017) und Inhalte (Themen und Textpropositionen) überhaupt ihren Weg in eine eigentlich lesefeindliche Umgebung – in die Landschaft – finden und welche Akteure mit ihnen welche Funktionen verbinden.

Als erster Beschreibungszugang soll hier aus der Fülle der Möglichkeiten die Merkmalsübersicht von Auer (2010) dienen, der sehr klassisch, aber eben auch systematisch verschiedene Beschreibungsebenen unterscheidet, die auch für Schilder entlang von Wanderwegen Systematisierungspotenzial versprechen. So unterscheidet Auer, hierbei teilweise Scollon/Scollon (2003) folgend, die nachfolgenden Merkmalskategorien:

- *Zeichenfunktion*: Benennen und Charakterisieren – Zugehörigkeit/Besitz markieren – Gebrauchsweisen vorschlagen oder verbieten – Wege weisen – Ermahnen und Gedenken.
- *Vorkommensweise*: indexikalisch/ortsgebunden/dingfest vs. nicht-indexikalisch/nicht ortsgebunden/nicht dingfest.

- *Materialität (mit zunehmender Dauerhaftigkeit)*: Zettel – Aufkleber – Schild (Pappe, Holz, Metall) – Inschrift.
- *Diskursive Gültigkeit*: aktualisiert – temporär stillgelegt – historisch (d. h. nicht aktualisiert).
- *Zeichenabsender:innen*: offiziell – privat – transgressiv (also nicht autorisiert).
- *Zeichenadressat:innen*: hohe Granularität/geringe Auflösung > Wahrnehmbarkeit aus der Distanz > breite Adressatengruppe (sozusagen die Vorübergehenden) – geringe Granularität/hohe Auflösung > Wahrnehmbarkeit aus der Nähe > spezifische Adressatengruppe (sozusagen diejenigen, die etwas vor Ort tun, nutzen etc.).
- *Schild-Schild-Beziehungen*: Ensemble (= gleichzeitig nebeneinander am selben Ort sichtbar, voneinander unabhängig, mit oder ohne wechselseitige Bezüge, z. B. mehrere Straßen- und Verkehrsschilder an derselben Stange) – Diskurs (= typologisch ähnlich/gleiche Funktion, aber an verschiedenen Orten, z. B. die verschiedenen Straßenschilder oder Radwegverweise innerhalb einer Stadt) – Schichtung (= aufeinander Bezug nehmend, z. T. einander einschränkend/verdeckend, rekonstruierbar als chronologische Abfolge, z. B. Fanaufkleber auf anderen Schildern und Aufklebern oder Graffiti auf Schildern).

Diese Klassifikation eignet sich gut für eine erste Einordnung des Materials (siehe 3.1), kann aber gerade im Bereich der Funktionen noch erweitert werden, beispielsweise um Sich-Positionieren und/oder Protestieren oder um Wissen vermitteln.

3 Material und Methode

3.1 Charakterisierung des Korpus

Da der vorliegende Beitrag eine erste Fallstudie im Rahmen einer größeren Projektplanung zur Analyse von Linguistic Landscapes in der Natur- und Kulturlandschaft ist, ist das dem Gesamtprojekt zugrunde liegende Korpus noch offen und dynamisch. Für die hier unternommene explorative Analyse von ‚Unbemertheit‘ liegen jedoch speziell Fotoserien zu den Schildern von mindestens sieben Wanderrouten im Rauriser Tal (Nationalpark Hohe Tauern, Salzburger Land, Österreich) aus den Jahren 2019-2021 vor.

In einem Nationalpark, der landwirtschaftliche Flächen in Privatbesitz ebenso einschließt wie touristisch nutzbare Wanderwege sowie eine vor allem dem Naturschutz gewidmete „Kernzone“, ist zu erwarten, dass – abhängig von unterschiedlichen Praxis- und Nutzungskontexten – unter den Akteur:innen verschiedene Vorstellungen und Bewertungen von ‚Natur‘ und ‚Umwelt‘ verbreitet sind (Brand 2014, 386). Es ist sogar davon auszugehen, „dass in den verschiedenen Umwelt- oder Naturschutzkonflikten nur noch selten Akteure mit homogenen, konsistenten Naturbildern und Umweltpraktiken aufeinander stoßen“ (Brand 2014, 386). Die dadurch entstehenden Konflikte dürften sich auch

in den untersuchten Schildern niederschlagen – man denke nur an die unterschiedlichen Erlaubnis- bzw. Verbotsschilder für Autofahren, Radfahren oder Reiten auf Wander-, Wald- und Feldwegen bzw. Forst- und Wirtschaftsstraßen. Gerade aus der Perspektive einer Konfliktrepräsentation oder auch des Versuches einer Konfliktlösung (siehe Abschnitt 5) erscheint es aber relevant, ob Schilder auch bemerkt und gelesen werden (können). Es geht daher im Folgenden weniger um – der räumlichen Orientierung dienende – Wanderwegsmarkierungen; auch nicht um die bereits oben erwähnten Lehrpfade, deren ausführliche Texttafeln jeweils meist Seriencharakter haben und die im Rauriser Tal zu verschiedenen Themen zu finden sind (Geschichte des Goldabbaus, Gletscher-Rundweg, Tillys Waldlehrpfad für Kinder usw.). Im Mittelpunkt steht eher ‚alles andere‘, was als ein „lesbares Etwas“ (Hausendorf 2016) oder etwas auch rein Bildliches am Wegrand steht.

Charakterisiert man das Material entsprechend den Kategorien von Auer (2010), findet sich an *Zeichenfunktionen* fast alles. Am häufigsten sind jedoch Schilder, die Verhaltensweisen vorschlagen oder verbieten, die Wege weisen oder, seltener, die Zugehörigkeit markieren – wobei auch Kombinationen vorkommen können (z. B. Besitzanzeige + Verhaltensgebot: „Das ist die Weide meiner Kuh und nicht das Klo Ihres Hundes“). Die *Vorkommensweise* der untersuchten Texte ist grundsätzlich indexikalisch und ortsgebunden und in aller Regel auch dingfest. Im Blick auf die *Materialität* finden sich vor allem Schilder aus Holz oder Metall, seltener Inschriften oder weniger dauerhafte Materialien wie Aufkleber oder Papier (Plakat, Zettel), bei denen dann auch die Dingfestigkeit fehlt. Die *Gültigkeit* ist in weiten Teilen aktualisiert, aber hierauf ist gerade hinsichtlich einer möglichen ‚Unbemertheit‘ erst noch genauer im Detail zu schauen. Die *Absender:innen* können privat oder offiziell sein, selten sind die Zeichen transgressiv. *Zeichenadressat:innen* sind zwar weitgehend klar, weil sich die Schilder in der Regel an Vorübergehende richten und damit auf eine Wahrnehmbarkeit aus mittlerer Distanz zielen, aber auch dies ist erst noch genauer zu prüfen. An *Schild-Schild-Beziehungen* finden sich sowohl Ensembles als auch Diskurse, wesentlich seltener dagegen Schichtungen.

3.2 Analytisches Vorgehen

Um nun eine erste Typologie des ‚Unbemerkten‘ erarbeiten zu können, werden drei Ansätze miteinander methodisch trianguliert:

- (1) Zum einen soll die ‚Lesbarkeit‘ der Schilder im Hausendorf’schen Sinne (Hausendorf 2016; Hausendorf et al. 2017) analysiert werden, um zu prüfen, ob sie „als Texte ‚funktionieren‘“ (Weidacher 2021, 314). Zu den Lesbarkeitsmerkmalen nach Hausendorf zählen Begrenzbarkeit (Abrenzungs- und Gliederungshinweise), Verknüpfbarkeit, thematische Beziehbarkeit, pragmatische Nützlichkeit (Hinweise auf die Funktion), Intertextualität und Musterhaftigkeit (Hinweise auf die Textsorte). Als Lesbarkeitsquellen dienen Sprache (ermöglicht Lektüre), Lektüresituation (ermöglicht Wahrnehmung) und Lektürekontext (ermöglicht Vertrautheit) (im Überblick bei Hausendorf et al. 2017, 371-378).

- (2) Um ihrer Ortsfestigkeit im öffentlichen Raum gerecht zu werden, sollen die Schilder zum Zweiten *als Linguistic-Landscape-Phänomene* genauer charakterisiert werden, d. h. ergänzend zu den Ausführungen unter 3.1 werden die Schilder, Auer (2010) folgend, auf ihre verschiedenen Ausprägungen vor allem von Materialität, Granularität sowie Gültigkeit untersucht.
- (3) Drittens soll eine aus den ersten beiden Analyseschritten entwickelte *Typologisierung* mit dem Alternativvorschlag von Schmitz (in diesem Heft) abgeglichen werden. Schmitz diskutiert in seinem Beitrag – ausgehend von der Hypothese, dass es „kein Nichts ohne Etwas“ gebe – verschiedene Typen von „Schweigen als Spur“. Als *Spur* begreift Schmitz *fehlenden* Text (im Gegensatz zu *Leerstellen und Leerflächen*, durch die *Rhythmus* entstehe). Spuren (sehr selten auch Rhythmus) erzeugen nach Schmitz selbst auch Bedeutung. Er unterscheidet folgende Typen von Spuren: verdrängt – feige – verblasst – verloren – vergeblich ersehnt – nicht ausgefüllt – gescheitert – unfertig – unvollendet – gezielt verschwiegen – unkenntlich gemacht – widerständig – erinnernd – paradox. (Typ 2 (feige) bezieht sich auf einen Sonderfall, nämlich Texte, die geschrieben werden, um etwas zu verbergen. Der Unterschied zwischen ‚unfertig‘ und ‚unvollendet‘ liegt in der Absicht des Verfassers bzw. der Verfasserin: unabsichtlich bleibt etwas unfertig, absichtlich bleibt es unvollendet).

Abschließend ist zu fragen, was mit einer Typologie wie der hier vorgeschlagenen gewonnen ist (bzw. wo sich weitere Fragen auftun) – sei es aus der Perspektive einer Angewandten Linguistik, die sich insbesondere für Fragen und Probleme der gesellschaftlichen Praxis interessiert, sei es aus anderen linguistischen Teilperspektiven.

4 Ergebnisse

Der folgende Abschnitt soll zeigen, dass Schilder entlang von Wanderwegen zwar weitgehend lesbaren Text, mitunter auch „nur“ wahrnehmbare Bilder, darstellen, dass sie aber aus Rezipierendenperspektive durchaus unterscheidbar sind in ihrer funktionalen Relevanz, nach Sichtbarkeit, Wahrnehmbarkeit und Nachvollziehbarkeit. Im Folgenden wird eine induktiv ermittelte Typologie mit unterschiedlichen Sub-Ausprägungen anhand von Beispielen vorgestellt und diskutiert:

- (1) vorhanden, aber nicht zwingend nötig
- (2) vorhanden, aber kaum/nicht (mehr) wahrgenommen
- (3) vorhanden, aber nicht (mehr) verständlich
- (4) vorhanden, in seinem Vorhandensein aber überraschend
- (5) nicht vorhanden, wo eigentlich erwartet/erwartbar.

Für jeden Subtypus in den fünf Kategorien wird ein Beispiel gegeben; die Fotos stammen sämtlich von der Autorin und wurden zwischen 2019 und 2021 an Alm- und Wald-Wanderwegen im Rauriser Tal fotografiert.

4.1 Vorhanden, aber nicht zwingend nötig

Zu dieser Kategorie mangelnder Relevanz zählen drei Subtypen, nämlich (a) redundante Schilder, (b) Schilder mit selbstverständlichem Inhalt und (c) Schilder, die im Blick auf klassische LL-Funktionen eigentlich als irrelevant erscheinen und durch ihre Existenz eher eine Art ‚Zusatznutzen‘ bieten.



Abb. 1: Redundanz (Subtyp 1a)

Auf Abbildung 1 ist zu sehen, dass sich auf dem Weidetor drei Schilder finden, die in unterschiedlicher Ausführlichkeit um einen respektvollen Umgang mit Weidevieh bitten bzw. diesen erklären (nur das ganz rechte Schild ist ein Hinweis auf den Nationalpark Hohe Tauern). Da das Tor zudem nicht auf, sondern neben dem eigentlichen Weg liegt, welcher mittels Viehgitter eine Begrenzung der Weide bildet, scheint eine solche inhaltlich stark redundante Textfülle unnötig. Zudem unterscheiden sich die Schilder kaum im Blick auf Granularität, Materialität und Gültigkeit – das weiße Schild mit „10 Verhaltensregeln für den Umgang mit Weidevieh“ ist ausführlicher, nutzt mit numerischer Aufzählung

statt Bildern andere Gliederungshinweise und ist nur aus größerer Nähe lesbar als die grünen Schilder „Achtung Weidevieh“ und „RespekTIERE deine Grenzen / Achtung Weidevieh!“. Aber alle Schilder sind aus Metall, sind zweisprachig Deutsch/Englisch und haben dieselbe Funktion der Verhaltensinstruktion. Die Einordnung als redundant ergibt sich also durch das mehrfache Vorkommen sowohl nichtsprachlicher als auch sprachlich-semantischer Gestaltungsmerkmale am selben Ort.



Abb. 2: Selbstverständlichkeit (Subtyp 1b)

Im Gegensatz zur Redundanz soll unter Selbstverständlichkeit (vgl. Abb. 2) ein rein inhaltlich-semantischer Aspekt verstanden werden. In diesem Sinne selbstverständlich und damit eigentlich unnötig sind Schilder, deren Textbotschaft sprachlich auf einen situativen Kontext verweist, der diese Botschaft zugleich erübrigt. So ist der Hinweis „Bergweg / ACHTUNG! / Alpine Gefahren“ bei einem Wanderweg, der auf ca. 1000 m Höhe an einer Schlucht entlang und in eine Schlucht hineinführt, eigentlich nicht notwendig,

da man genau diesen Sachverhalt ‚alpine Gefahren, weil Bergweg‘ aus dem Wegverlauf, an dem das Schild steht, erschließen können müsste. Zu Schildern dieser Art zählen im weiteren Sinne zahlreiche weitere Verhaltensregeln, z. B. Hinweise darauf, den Kot des eigenen Hundes von Weideflächen mitzunehmen, oder Schilder an Weidegattern, man möge das Tor geschlossen halten. Da aber nicht allen Rezipierenden alles gleichermaßen und zwangsläufig selbstverständlich erscheint, scheinen solche Schilder, wie auch Subtyp (1a), vor allem der Verdeutlichung und dem Nachdruck zu dienen, möglicherweise sogar – als Warnhinweis – der versicherungsrechtlichen Absicherung der Grundbesitzer:innen.



Abb. 3: Irrelevanz (Subtyp 1c)

Das Beispiel in Abbildung 3 stammt aus einer umfangreichen Serie (nach Auer: einem Diskurs) aus Schildern, die sich an Quellen/Brunnen und vereinzelt auch Gewässern finden und unterschiedliche Informationen enthalten über Wassermenge, Wasserhärte und die Geschichte der Quelle. Sie dienen vor allem touristischen Zwecken, um auf die be-

sondere Wasserqualität im Rauriser Tal und die über 60 Trinkwasserbrunnen an Wander- und Forstwegen hinzuweisen (vgl. <https://www.raurisertal.at/de/sommer/die-rauriser-taeler/tal-der-quellen/>, 17.03.2024). Sie bieten demnach eine Art Zusatzinformation, die weit über einen relevanten Hinweis wie „Trinkwasser“ hinausgeht. Im Prinzip könnte man alle Lehrpfade des Tals mit ihren Beschilderungen in diesen Subtyp einordnen, weil ihnen eine Relevanz im Sinne typischer Linguistic-Landscape-Funktionen fehlt – die Lehrpfad-Schilder erfüllen vielmehr die spezifische Textfunktion der (tourismusfördernden) Wissensvermittlung und werden demnach nur für einzelne Wanderer:innen relevant – nämlich für die inhaltlich Interessierten. Zudem sind gerade Lehrpfadschilder oft nur bedingt wirklich an den Ort, an dem sie stehen, gebunden, auch wenn sie sich oft inhaltlich auf eine bestimmte Umgebung beziehen (das Wissen selbst könnte aber auch beispielsweise in einem der Nationalpark-Häuser vermittelt werden).

4.2 Vorhanden, aber kaum/nicht (mehr) wahrgenommen

Zu vorhandenen, aber kaum oder nicht (mehr) wahrgenommenen Schildern gehören solche, die (a) *nicht* gesehen werden, die (b) *übersehen* werden oder die (c) ignoriert werden.



Abb. 4: ‚Unsichtbarkeit‘ im komplexen Ensemble (Subtyp 2a)

An Abbildung 4 sieht man, dass Schilder entlang von Wanderwegen häufig in größeren Ensembles vorkommen (hier findet sich auch links wieder das Weidetor mit den drei redundanten Schildern des Subtyps 1a, vgl. Abb. 1). Eine solche Häufung von Schildern wie hier, die sich sowohl an Fußgänger:innen (links) als auch Autofahrer:innen (rechts) richten und zudem relativ weit weg vom eigentlichen Weg angebracht sind (Weidetor links, das aber von Fußgängern mangels Gehweg gar nicht genutzt wird), führt – so meine Hypothese – dazu, dass durch semiotische Überlastung in einer Umgebung, die man sowieso nicht in erster Linie zum Lesen aufsucht, viele der Schilder gar nicht wahrgenommen und damit ‚nicht gesehen‘ werden. (Die semiotische Überlastung in einer Stadt, in der sich in noch viel größerer Dichte Betextungen des öffentlichen Raums finden, unterscheidet sich davon natürlich nicht grundsätzlich, sondern allenfalls im Blick auf den Erwartungsgrad bei den potenziell Rezipierenden.) *Nicht gesehen* meint dabei, dass kein quasi-automatischer Lektüreprozess allein durch die materielle Existenz von schriftlicher Sprache (Hausendorf et al. 2017, 317) ausgelöst wird – einerseits wegen der konkurrierenden Granularitätsgrade von Schildern solcher Ensembles, andererseits wegen der schieren Menge an Schildern.

Dieser Subtypus ist vom nächsten zu unterscheiden, bei dem es eher an der Qualität des Einzelschildes liegt, dass es übersehen wird.



Abb. 5: Abnutzung einer Dauerbotschaft (Subtyp 2b, links ältere, rechts neuere Version)

Ähnlich wie die Hinweise auf einen angemessenen Umgang mit Weidevieh, finden sich auch zum Wildtierschutz (besonders vor Hund) auf allen Wander- und Wirtschaftswegen zahlreiche Schilder, die immer wieder das Gleiche besagen (vgl. Abb. 5). Im Unterschied zu Subtyp 1a der Redundanz am selben Ort (Abb. 1) geht es bei diesem Typus aber darum, dass eine Abnutzung der Aussage bzw. ein Nichtbefolgen anzunehmen ist, was dazu führt, dass immer wieder neue Schilder zu diesem Thema gestaltet und angebracht werden (es ließen sich hier geradezu verschiedene Zeitstile in Bild und Typographie nach-

weisen; Beschilderungen mit Warnhinweisen gegen Handynutzung am Steuer oder gegen zu schnelles Fahren oder zu dichtes Auffahren, wie wir sie an Autobahnen finden, sind übrigens ein ähnliches Phänomen). Lesbarkeit wird hier demnach so interpretiert, dass sie zwar grundsätzlich besteht, dass wegen Omnipräsenz und dadurch entstehenden Überflusses aber keine (bewusste) Lektüre stattfindet. Letzteres ist letztlich eine Unterstellung und keine Aussage zur tatsächlichen Rezeption, doch gilt dies für fast alle Typen der hier diskutierten ‚Unbemercktheit‘: Die Annahme einer (absichtlich oder unabsichtlich) *nicht*-stattfindenden Lektüre wird auf der Basis von Indikatoren wie Ort, Kontext, Inhalt und Form für plausibel gehalten, ohne dass sie hier allerdings empirisch belegt werden kann. Die im Fall von Subtyp 2b dahinter liegende Idee ist, dass eine unabsichtliche Missachtung erzeugt wird, weil die Häufigkeit des Vorkommens und die inhaltliche Mehr-oder-weniger-Selbstverständlichkeit der Aussage repressiv wirken und dass dem – zumindest in diesem sowieso schon lektürefeindlichen Kontext – nur durch ein Übersehen begegnet werden kann. (Dies ist also eine Erweiterung der Hypothese von Billig 2006, dass aus ideologischen Gründen Nichtgesagtes nicht nur zur diskursiven, sondern auch zur kognitiven Unterdrückung von Aussagen und damit von Bewusstheit zu Unbewusstheit von Wissen führt).

Demgegenüber steht Subtypus (c), bei dem aufgrund der Lektüresituation erkannt werden kann, dass ein Schild im Moment (Auer 2010 folgend) temporär keine Gültigkeit hat, so dass es ignoriert werden kann *und darf/soll* (vgl. Abb. 6).



Abb. 6: Fehlende Aktualisierung (Subtyp 2c)

Im Beispiel „Zutritt verboten“ in Abbildung 6 ist die offenstehende Tür ein Indiz dafür, dass das Schild im Moment des Offenseins der Tür nicht gilt, seine Botschaft bzw. es selbst also ignoriert werden kann. Ähnliche Schilder finden sich auch des Öfteren in Wintersportgebieten (z. B. Ski- und Langlauf-Hinweise auf Wiesen/in Wäldern, die bei fehlendem Schnee ohne Kontext bleiben) oder als Hinweise mit einer nur jahreszeitspezifischen Gültigkeit (z. B. Verbotsschilder zum Hunderauslauf in der Brut- und Setzzeit oder Hinweise an Gewässern, die das „Betreten der Eisfläche“ verbieten).

4.3 Vorhanden, aber nicht (mehr/ohne Weiteres) verständlich

Auch hier lassen sich drei Subtypen ansetzen, nämlich (a) widersprüchliche Schilder (per se oder im Ensemble), (b) indexikalisch uneindeutige Schilder und (c) verwitterte oder aus anderen Gründen historisch gewordene Schilder.



Abb. 7: Widersprüchlichkeit (Subtyp 3a)

Im Beispiel in Abbildung 7 findet sich ein vermeintliches Ensemble, das scheinbar zu semantischer Widersprüchlichkeit führt. Tatsächlich sind es aber zwei Ensembles – ein vorderes (an der Metallstange), das den Weg insgesamt als Wander- und Radweg kennzeichnet, und ein hinteres (am Holzpfosten), das sich mit seinem Verbotshinweis für Rad, Moped und Fahrzeuge über 3,5 Tönnen nur punktuell auf das Überfahren des Weidegitters bezieht. Durch die räumliche Nähe der beiden Pfosten und die Anordnung der Schilder an ihrem jeweiligen Pfosten stehen nun Radfahrerlaubnis und Radfahrverbot auf derselben Höhe fast direkt nebeneinander – sie könnten daher je nach Aufmerksamkeit und Passiergeschwindigkeit (insbesondere mit Fahrzeugen) als Widerspruch interpretiert werden.



Abb. 8: Indexikalische Uneindeutigkeit (Subtypus 3b)

Ähnlich, aber eben doch auch etwas anders, verhält es sich mit dem Beispiel in Abbildung 8: Hier geht es um einen sprachlich als „Forststraße“ gekennzeichneten Weg, auf dem – symbolisiert durch den roten Kreis des Verkehrsschildes – keine anderen Fahrzeuge

fahren dürfen als Forstfahrzeuge. Das Schild ist bereits in sich insofern komplex, als ein Verbotssymbol (roter Kreis) mit einem ‚Erlaubniswort‘ (zumindest implizit durch die Wortbildungsbedeutung: *Forststraße* = ‚Straße für Forstfahrzeuge/Forstzwecke‘) kombiniert wird, so dass also bereits hier für das korrekte Verständnis Implikaturen erschlossen werden müssen. Unter diesem Schild besagt dann ein weiteres, aber rein sprachlich gestaltetes Schild „Gilt auch für Radfahrer“, ohne dass eindeutig fixiert wäre, worauf sich das subjektlose „gilt“ eigentlich bezieht – auf den symbolisch-färblichen Verbots- oder den sprachlichen Erlaubnis-Gehalt des darüber angebrachten Bezugsschildes. Demnach führt die unterschiedlich multimodale Gestaltung der Schilder, die aber ja als Ensemble gelesen werden sollen, durch materielle Abgrenzungshinweise und angesichts fehlender Verknüpfungshinweise möglicherweise zu Missverständnissen bzw. Unverständnis, wer die Straße eigentlich benutzen darf – nur Forstfahrzeuge, für andere Fahrzeuge inkl. Radfahrer also verboten – oder für Forstfahrzeuge *und* Radfahrer, zumindest auf den ersten Blick eines Vorüberradelnden, erlaubt.



Abb. 9: Historizität durch Verwitterung (Subtypus 3c, hier in Holz)



Abb. 10: Historizität durch Verwitterung (Subtypus 3c, hier in Metall)

Den dritten und letzten Subtypus dieser Gruppe, für den sich ebenfalls ganz verschiedene Belege finden ließen, bilden aufgrund ihrer Materialität verwitterte Schilder, die entweder gar nicht mehr zu lesen sind oder deren Verwitterungsgrad zumindest die Interpretation nahelegt, sie seien womöglich nicht mehr gültig. Bei Schildern dieser Art ist für den potenziellen Leser bzw. die potenzielle Leserin mitunter schwer zu entscheiden, ob sie als historisch und ungültig geworden zu gelten haben oder ob sie nur schlecht gepflegt sind. Eine sich – so wie Hausendorf et al. (2017) es für kleine schriftliche Texte annehmen – zwangsläufig aufgrund vorhandener Skripturalität und Materialität einstellende Lektüre erscheint hier eher unplausibel. Zu diesem Subtyp lassen sich möglicherweise noch zwei weitere besondere Fälle rechnen:

- Zum einen könnten hierunter auch Schilder fallen, die sich durch Alter und Material (und weniger durch den konkreten Zustand) so stark vom Kontext anderer benachbarter Schilder unterscheiden, dass sie im Blick auf ihre Gültigkeit womöglich nicht mehr ernstgenommen werden. Ein Beispiel findet sich in Abbildung 11: ein unauffälliges Holz-Inschrift-Schild an einem Weg, an dem ansonsten farbige Metallschilder dominieren.
- Zum anderen gehört hierzu der Fall sichtbarer Tilgungen („erasure“) von ursprünglich Vorhandenem – insbesondere durch transgressives Übermalen oder Wegkratzen

(annähernd der Fall in Abb. 12, ansonsten finden sich dafür kaum Beispiele an den fotografierten Wegen) –, die soziolinguistisch als „semiotic of nonexistence“ interpretationsbedürftig wären (vgl. Karlander 2019 am Beispiel getilgter Graffiti).



Abb. 11: Sonderfall Altertümlichkeit



Abb. 12: Sonderfall transgressive Tilgung

4.4 Vorhanden, in seinem Vorhandensein aber überraschend

Hier sind vier Varianten denkbar, die sich aber möglicherweise nicht immer ganz trennscharf unterscheiden lassen: Schilder, die (a) unerwartet in ihrem Inhalt sind, die (b) unerwartet in ihrer Form sind (z. B. aufgrund von Mediendivergenz), die (c) unerwartet in Bezug auf ihren Ort sind (z. B. weil unnatürlich dingfest) oder die (d) unerwartet in ihrer Existenz *per se* sind (z. B. weil spontan angebracht). Bei diesen Schildern stellt sich die Frage, ob Wahrnehmung bzw. Lektüre stattfindet oder nicht, in besonderer Weise. Ein Überraschungseffekt kann nämlich gerade erst recht zur Lektüre führen (z. B. weil das Merkmal der pragmatischen Nützlichkeit uneindeutig ist) – oder aber eben nicht, weil das Schild so kontextfremd erscheint, dass es zwar als solches wahrgenommen wird, Lektüre aber allenfalls nebenbei oder zwangsläufig abläuft und nicht bewusst und erst recht nicht absichtlich.

Inhaltlich ist es beispielsweise überraschend, wenn ein Grundbesitzer auf die Rückkehr des Wolfs verweist, auch wenn dies vermutlich haftungsrechtliche Gründe hat (vgl. Abb. 13). *Formal* überraschend ist, wenn sich an Wanderwegen auf Schildern ganze Texte finden, wie man sie eher auf Flyern oder als Informationen im Internet erwarten würde (vgl. Abb. 14 – hier wieder die „10 Regeln für den Umgang mit Weidevieh“, die sich angesichts von Schild- und Typengröße sowieso nur entziffern lassen, wenn sie wirklich direkt am Weg stehen – und nicht etwa an einem Baum drei Meter vom Weg entfernt). Solche Texte sind zwar funktional durchaus prototypische LL-Phänomene, nämlich Verhaltensgebote. Sie passen aber aufgrund der Textmenge und Textform (eng geschriebener Text in kleiner Typografie, ohne Bilder) am wenigsten in die eigentlich lesefeindliche Umgebung des Wanderwegs. Eine Ausnahme hiervon sind allerdings die oft textreichen Lehrpfadschilder, die nämlich durch ihren Seriencharakter (nach Auer: Diskurs) als eine funktionale Sonderform der Beschilderung erkennbar und demnach am Wegrand anders kontextualisiert sind. Schilder wie das in Abbildung 15 sind wiederum deshalb überraschend, weil sie eigentlich an einem anderen *Ort* – höher, besser sichtbar – zu erwarten wären. Dieses Schild speziell hing ursprünglich auch an einer geeigneteren Stelle, doch wurde der Baum offensichtlich gefällt, so dass nun ein Baumstumpf als Ort ausreichen muss (alternativ hätte ein Pfosten aufgestellt werden müssen, das wäre sicherlich die ‚normalere‘, aber eben auch teurere Ortskontextualisierung gewesen). Das Beispiel in Abbildung 16 – *per se* überraschend – ist sicher ein origineller Sonderfall, so dass die Kategorie als solche erst noch durch weitere Beispiele validiert werden müsste. In Form spontaner Zettel mit ironischer Betextung ist der Typus allerdings durchaus denkbar (z. B. wenn in einem Schaufenster eines Andenkenladens ein Zettel hängt: „Unattended children will be sold as slaves“), doch stellt sich wohl immer die Frage der Abgrenzung zu den Subtypen a-c.



Abb. 13: Inhaltliche Überraschung (Subtypus 4a)

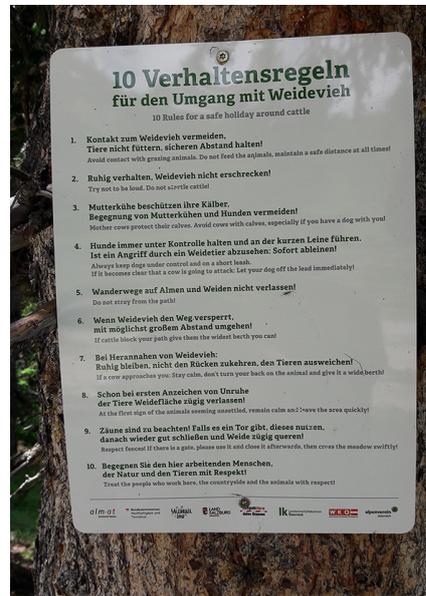


Abb. 14: Formale Überraschung (Subtypus 4b)



Abb. 15: Überraschender Ort (Subtypus 4c)



Abb. 16: Überraschung durch Existenz per se (Subtypus 4d)

4.5 Nicht vorhanden, wo eigentlich erwartet/erwartbar

Schließlich gibt es natürlich auch an Wanderwegen Orte, an denen Schilder erwartbar sind, aber fehlen. Auch hier kann es unterschiedliche Gründe dafür geben, warum sie erwartbar sind (in einem Lehrpfad zum Beispiel ein erwartbares Thema im Rahmen einer Serie; an einer Kreuzung ein Wegweiser; an einem steilen oder unübersichtlichen Stück des Weges ein Warnhinweis), und auch, warum sie fehlen (vergessen, unbedacht nicht eingepflanzt, abmontiert, gestohlen ...). Diese Kategorie dient jedoch nur der Vervollständigung in systematischer Hinsicht. Über sie kann generalisierend nichts gesagt werden, sondern nur unter Rückgriff auf potenziell ‚leere‘ Lektüresituationen an konkreten Orten.

4.6 Zwischenfazit

Vergleicht man den hier induktiv am Material entwickelten ersten Typologie-Versuch von Texten, die potenziell bzw. tendenziell unbemerkt bleiben, mit dem deduktiven Vorschlag von Schmitz (in diesem Heft), ‚keine Texte‘ als schweigende Spuren von Bedeutung zu differenzieren, dann zeigt sich, nicht überraschend, nur stellenweise Deckungsgleichheit, denn immerhin ging es ja im vorliegenden Fall weitgehend um *existierende* Schilder. Überraschenderweise aber *zeigen* sich durchaus Überschneidungen (vgl. Tab. 1). Dies liegt daran, dass das Schweigen in diesen Kategorien ggf. eines ist, das nur ‚teilweise‘ eintritt, also eines, das von Text umgeben ist (z. B. bei Kategorien wie „unfertig“ oder „unvollendet“) oder das einmal Text war (z. B. bei Kategorien wie „verloren“ oder „verblasst“).

Typologie Janich	Typologie Schmitz
1. vorhanden, aber nicht zwingend nötig a Redundanz b Selbstverständlichkeit c Irrelevanz	> erinnernd
2. vorhanden, aber kaum/nicht (mehr) wahrgenommen a unsichtbar im komplexen Ensemble b Abnutzung einer Dauerbotschaft c Fehlende Aktualisierung	> verdrängt > gescheitert
3. vorhanden, aber nicht (mehr) verständlich a Widersprüchlichkeit b Indexikalische Uneindeutigkeit c Historizität durch Verwitterung	> paradox > verblasst (evtl. auch: unkennlich gemacht)

4. vorhanden, in seinem Vorhandensein aber überraschend	> u. U.: widerständig
a inhaltlich überraschend	
b formal überraschend	
c überraschender Ort	
d per se überraschend	
5. nicht vorhanden, wo eigentlich erwartet/erwartbar (z. B. Information, Orientierung, Warnung)	> vergeblich ersehnt (ggf. auch: unfertig, verloren; sicherlich eher nicht: gezielt verschwiegen)

Vergleich der Typologisierungsversuche

Das Ergebnis des Vergleichs legt nahe zu überlegen (oder auch: empirisch zu untersuchen), wie sich (partielles) Schweigen von Absender:innen zu Nichtlesen oder nicht-bewusstem Lesen von Adressat:innen verhält (vgl. weiterführend auch Billig 2006; Karlander 2019). Die Konzeptualisierung von ersterem als ‚Spur‘ legt ja nichtsdestoweniger eine Form der Lesbarkeit nahe, und zwar nicht durch sichtbare Lesbarkeitshinweise, sondern aufgrund der Lesbarkeitsquellen, zu denen neben der Lektüre-induzierenden Sprache auch die Lektüresituation (Wahrnehmung von Materialität, Skripturalität und Lokalität) und der Lektürekontext zählen (Vertrautheit der Leser:innen mit einem Text bzw. einer Lektüresituation aufgrund ihrer Wissensressourcen) (zusammengefasst bei Hausendorf et al. 2017, 371-378). Da Lesbarkeit aber ja im Hausendorf’schen Sinne als eine *potenzielle* Lektüre zu verstehen ist, wird sie weder bei unbemerkten noch bei im weitesten Sinn ‚verschwiegenen‘ Texten unmöglich gemacht. Es geht am Ende immer noch und immer wieder um *Texte*.

5 Schlussfolgerungen und Ausblick

Was lässt sich nun aus diesen ersten explorativen Befunden zu ‚unbemerkten‘ Linguistic Landscapes in der Kulturlandschaft schließen?

- *Textlinguistisch* können die Schilder vielfach, aber nicht sämtlich als „kleine“ Texte im Sinne der Schmitz’schen Gesetze eingeordnet werden: Nicht zwingend sind die Schilder-Texte zwar kürzer, je eindeutiger der Kontext (KTG 1), was gerade der Typus 1 und die vielen, zum Teil textreichen Schilder zum Umgang mit Weidevieh beweisen. Aber auch hier ist die multimodale und/oder typographische Gestaltung umso wichtiger, je kürzer der Text (KTG 2). Nicht überraschend trifft daher auch KTG 3 zu, nämlich dass umso weniger grammatische Merkmale vorhanden sind, je ausgeprägter das Textdesign bzw. die Text-Bild-Arbeitsteilung ist. Nicht zutreffend ist allerdings, dass ein Text umso konventionalisierter und musterhafter ausfällt, je kürzer er ist – dies zeigen die vielen kurzen Varianten von Schildern und Formulierungen, die zum Toreschließen an Weidegattern auffordern. Selbst bei ikonischen Verkehrszeichen

fallen mitunter originelle Varianten auf (vgl. beispielsweise Abb. 15). Die linguistische Landschaft entlang von Wanderwegen ist daher eine Mischung aus (zum Teil sehr) kleinen Texten im Schmitz'schen Sinne, aber eben auch kurzen Texten (nach Janich 2015).

- In *pragmatischer* Hinsicht lässt sich aus der Menge und Vielfalt der Schilder (und insbesondere aus den Typen 1, 2b und 4) folgern, dass ein harmonisches Zusammenleben unterschiedlicher Akteure mit unterschiedlichen Nutzungsinteressen bezüglich der Kulturlandschaft offensichtlich Text erfordert, obwohl der Ort der Lektüresituation eigentlich text- bzw. lesefeindlich ist (der Lektürekontext ist es nur deshalb vermutlich nicht, weil wir – ohne uns das klar zu machen – längst an die Beschilderung auch der Natur, nicht mehr nur der Stadt, gewöhnt sind).
- Denkt man vom pragmatischen Schluss aus weiter, dann liegt die *stilistische* Schlussfolgerung nahe, dass gerade wegen der Menge und Vielfalt an Schildern Text in der Kulturlandschaft der beständigen Aktualisierung und multimodalen Varianz bedarf, damit seine Sichtbarkeit nicht verblasst, die Wahrnehmungswahrscheinlichkeit nicht sinkt und Lektüre sich ereignet. (Nach diesem Prinzip funktioniert auch die Erneuerung der erwähnten Warnhinweise an Autobahnen oder auch ganz simpel: Plakatwerbung.)
- Blickt man schließlich von der Funktion (pragmatischer Schluss) über die Form (stilistischer Schluss) auf den Inhalt, dann lässt sich *diskurslinguistisch* die Schlussfolgerung ziehen, dass die Texte entlang von Wanderwegen unterschiedliche Haltungen zu Natur und Kulturlandschaft darlegen (vgl. Ipsen 2007), da sie nicht selten konfligierende Erwartungen und Naturnutzungs- wie Naturschutzbedürfnisse verbalisieren bzw. verbildlichen (vgl. Brand 2014; Kirchhoff 2014; Spanier 2014).

Diese Schlussfolgerungen sind allerdings als vorläufig zu betrachten, da bislang nur exemplarisches Material gesichtet wurde. Sie führen zu zahlreichen Anschlussfragen für eine Linguistic-Landscape-Forschung, die nicht-urbane Kulturlandschaften und eigenwert- vs. nutzenbezogen perspektivierte Natur und ihre Betextung in den Blick nimmt. Hierzu gehören unter anderem die folgenden:

- *Inhalt und Autorschaft*: Welche Naturkonzepte und landschaftsbezogenen Konflikte spiegeln sich in der Linguistic Landscape – und lassen sich diese eindeutig (welchen?) verschiedenen Akteursgruppen zuordnen?
- *Funktion*: Sind die Schilder Ausdruck von Vermittlungs- und Harmonisierungspraktiken im Kontext von Naturnutzungskonflikten – oder im Gegenteil von Positionierungen im Diskurs und damit z. B. von Fronten im Konflikt zwischen Naturschutz, Landwirtschaft und Tourismus?
- *Kontext*: Welche Rolle spielen die konkrete Landschaftsform und insbesondere der jeweilige Schutzstatus für die Linguistic Landscape? (Oder anders gefragt: Was ist

hier typisch für einen Nationalpark?) Lassen sich der Einfluss und die Relevanz des konkreten einzelnen Ortes systematisieren?

- *Form*: Wie lassen sich die vorliegenden Ergebnisse zu Inhalt, Form und Materialität sowie zur Serialität (syntagmatisch und paradigmatisch) für die Beantwortung der genannten Fragen systematisch fruchtbar machen?

Nicht zuletzt lässt sich natürlich an die bisherige LL-Forschung insofern anknüpfen, als ein Blick auch auf die (vorhandene vs. fehlende) Mehrsprachigkeit geworfen werden kann. Denn Mehrsprachigkeit ist nicht nur in touristischer Hinsicht relevant, damit sich mehr Besucher:innen angesprochen fühlen. Sie ist im Sinne der Verständnissicherung auch für Warnhinweise hochrelevant. Es gibt also noch viel zu tun.



Abb. 17: Ausblick (nicht aus dem Rauriser Tal)

Literatur

- Auer, Peter (2010) Sprachliche Landschaften. Die Strukturierung des öffentlichen Raums durch die geschriebene Sprache. In: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hrsg.) *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin u. a.: de Gruyter, 271-298.
- Billig, Michael (2006) A Psychoanalytic Discursive Psychology: from consciousness to unconsciousness. In: *Discourse Studies* 8(1), 17-24. DOI: <https://doi.org/10.1177/1461445606059546> [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].
- Brand, Karl-Werner (2014) Umgang mit Natur und Umweltproblemen. Eine praxistheoretische Perspektive. In: Hartung, Gerald/Kirchhoff, Thomas (Hrsg.) *Welche Natur brauchen wir? Analyse einer anthropologischen Grundproblematik des 21. Jahrhunderts*. Freiburg/München: Karl Alber, 369-395.
- Hausendorf, Heiko (2009) Kleine Texte – über Randerscheinungen von Textualität. In: *Germanistik in der Schweiz. Online-Zeitschrift der SAGG* 6, 5-19. http://www.saggzeitschrift.unibe.ch/6_09/hausendorf.html [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].
- Hausendorf, Heiko (2016) Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Wagner, Franc (Hrsg.) *Was ist Text? Aspekte einer Interdisziplinären Texttheorie*. Basel: Schwabe, 23-54.
- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang/Kato, Hiloko/Breitholz, Martina (2017) *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuanatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Ipsen, Detlev (2006) *Ort und Landschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Janich, Nina (2015) Kurze Texte und Kurztexte – transtextuell vernetzt? In: Skog-Södersved, Mariann/Reuter, Ewald/Rink, Christian (Hrsg.) *Kurze Texte und Intertextualität*. Ausgewählte Beiträge der GeFoText-Konferenz vom 26.9. bis 29.9.2021 in Vaasa. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang, 27-48.
- Karlander, David (2019) A semiotics of nonexistence? Erasure and erased writing under anti-graffiti regimes. In: *Linguistic Landscape* 5(2), 198-216. DOI: <https://doi.org/10.1075/ll.18023.kar> [zuletzt aufgerufen am 20.03.2024].
- Kirchhoff, Thomas (2014) Müssen wir die historisch entstandenen Ökosysteme erhalten? Antworten aus nutz- und eigenwertorientierter Perspektive. In: Hartung, Gerald/Kirchhoff, Thomas (Hrsg.) *Welche Natur brauchen wir? Analyse einer anthropologischen Grundproblematik des 21. Jahrhunderts*. Freiburg/München: Karl Alber, 223-247.

- Leyhausen, Katja (2007) Kurze Texte: eine theoretische Einordnung. In: Bär, Jochen A./Roelcke, Thorsten/Steinhauer, Anja (Hrsg.) *Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte*. Berlin/New York: de Gruyter, 339-364.
- Rohen, Helena (1986) Kurtztexte. Zur Grammatik und Pragmatik von Überschriften, Aufschriften und Vorschriften. In: *Grazer Linguistische Studien* 26, 99-116.
- Schmitz, Ulrich (2021): Klein, aber oho! Wissenschaftliche Rehabilitation sehr kleiner Texte. In: Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (Hrsg.) *Kleine Texte*. Berlin u. a.: Peter Lang, 11-39.
- Scollon, Ron/Scollon, Suzie Wong (2003) *Discourses in Place. Language in the Material World*. London u. a.: Routledge.
- Spanier, Heinrich (2014) Die Natur als das Gegebene. Naturschutz im Spannungsfeld zwischen sozialen, kulturellen und ökologischen Maximen. In: Hartung, Gerald/Kirchhoff, Thomas (Hrsg.) *Welche Natur brauchen wir? Analyse einer anthropologischen Grundproblematik des 21. Jahrhunderts*. Freiburg/München: Karl Alber, 145-172.
- Warnke, Ingo H. (2011) Die Stadt als Kommunikationsraum und Linguistische Landschaft. In: Hofmann, Willy (Hrsg.) *Stadt als Erfahrungsraum der Politik. Beiträge zur kulturellen Konstruktion urbaner Politik*. Berlin: LIT Verlag, 343-363.
- Weidacher, Georg (2021) Minimale Textualität. In: Pappert, Steffen/Roth, Kersten Sven (Hrsg.) *Kleine Texte*. Berlin u. a.: Peter Lang, 313-345.
- Ziegler, Evelyn/Eickmanns, Heinz/Schmitz, Ulrich/Uslucan, Haci-Halil/Gehne, David H./Kurtenbach, Sebastian/Mühlán-Meyer, Tirza/Wachendorff, Irmi (2018) *Metropolenzeichen. Atlas zur visuellen Mehrsprachigkeit der Metropole Ruhr*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.

Liste der Beiträgerinnen und Beiträger

Ulla Fix, Uni Leipzig
u.fix@t-online.de

Heiko Hausendorf, Uni Zürich (CH)
heiko.hausendorf@ds.uzh.ch

Nina Janich, TU Darmstadt
nina.janich@tu-darmstadt.de

Sina Lautenschläger, Uni Magdeburg
sina.lautenschlaeger@ovgu.de

Friedrich Markewitz, Uni Paderborn
frma@mail.uni-paderborn.de

Steffen Pappert, Uni Duisburg-Essen
steffen.pappert@uni-due.de

Kersten Sven Roth, Uni Magdeburg
kersten.roth@ovgu.de

Corinna Schlicht, Uni Duisburg-Essen
corinna.schlicht@uni-due.de

Ulrich Schmitz, Uni Duisburg-Essen
ulrich.schmitz@uni-due.de

Bernhard Schröder, Uni Duisburg-Essen
bernhard.schroeder@uni-due.de

Melani Schröter, Uni Reading (UK)
m.schroeter@reading.ac.uk

Tilo Weber, TU Liberec (CZ)
tilo.weber@tul.cz